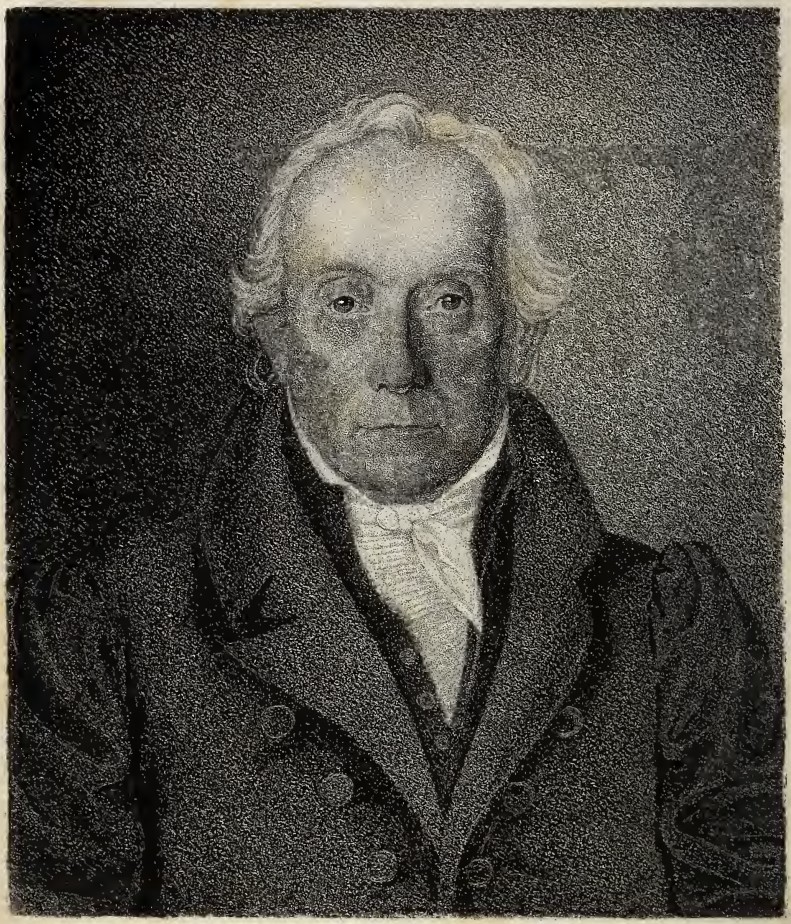
Heinrich Köhn jünger,
von Wiedikon, bei Zürich, 1855.

Class QL 129

Book .P4A4

PRESENTED BY



Durch Leiden und Erfahrung abgehärtet sieht
der Greis ruhig auf seine der Vollendung nahe
Laufbahn zurück.

Lebensgeschichte

des

Joh. Kaspar Pfenninger,

von Stäfa,

Arzt u. d. Z. Regierungsrath

des

Kantons Zürich,

Zürich, gedruckt bei Joh. Rudolf Wild.
(Firma: Geßner'sche Buchdruckerei.)

1835.

II Q129
.P4A4

Gift
E. Niley
Jc 21 7/3

Dem verklärten Geiste

Paul Usteri's,

weiland Amtsbürgermeisters und Präsidenten des großen Rathes des Eidgenössischen Standes Zürich,

des Manns

voll Lichts und Rechts,

der

für die vaterländische Freiheit

und

für die republikanische Volksbildung

ohne Wandel, Furcht und Tadel,

mit Treu und Kraft und Muth

forschte und sprach und schrieb und kämpfte,

widmet

seine Lebensgeschichte

in

ehrfurchtsvoller Rückerinnerung an Dessen hohe Verdienste

um

die politische Umgestaltung seines Vaterlandes

der Verfasser.

Vorwort.

Seitdem ich die Geschichte meiner Deportation zu Schwyz im Gefängnisse, im Jahr 1802, niedergeschrieben hatte, wurde ich von Verwandten und Freunden vielseitig aufgefordert, sie dem Druck zu übergeben. Schon früher hätte ich diesem Wunsche entsprochen, aber verschiedene Umstände traten mir hemmend in den Weg. Nun übergebe ich dieselbe, nachdem sie neuestens durchgesehen und ich über meine früheren Verhältnisse einige allgemeine Notizen vorangestellt habe und Mehreres noch nachfolgen ließ, unter dem Titel einer Lebensgeschichte, in welcher ich jedoch dem Zeitraume, welcher von den Jahren 1795 — 1803 handelt, vorzugsweise die größte Hervorhebung angedeihen lassen zu müssen glaubte, indem er der wichtigste meines Lebens ist.

Der Zweck der Herausgabe dieses Werkchens in meinem vierundsiebenzigsten Lebensjahr ist, meinen lieben Kindern, Enkeln, Verwandten und Freunden ein kleines Andenken zu hinterlassen und dem bezeich-

neten Wunsche entgegenzukommen, andertheils aber auch meinen Mitbürgern durch dasselbe in der Geschichte der Vergangenheit nachzuweisen, wie ein Volk, das seine Rechte und Freiheit zu wahren vernachläßigt, nach und nach eine Beute des Eigennutzes und der Herrschsucht werde, und wie schwer es halte, den Aristokraten und Tyrannen, welche dieselbe den Völkern durch List und Gewalt entreißen, wieder aus den Händen zu winden, daß es daher heilige Pflicht sei, die Stimme solcher Männer der Gegenwart, die mit scharfem Auge die Tücke der Regenten erspähen und in warnendem Geiste die Gefahr ihrem Volke enthüllen, zu folgen, um die Unabhängigkeit und Ehre der Nazion ungeschmälert zu erhalten.

Möge dieses besonders in jetziger Zeit nicht vergessen werden, in der schwere Ahnungen gerechte Besorgnisse erregen und der mit großen Opfern errungenen Freiheit unsers Landes Gefahr drohen, möge kein Eidgenosse vergessen, daß politische Gleichgültigkeit, Mangel an Patriotismus und unmännliche Furcht vor in- oder auswärtigen, rechtswidrigen Anmaßungen das Grab unserer Freiheit und Ehre sei.

Stäfa, im Januar 1835.

Joh. Kaspar Pfenninger.

Erstes Kapitel.

Meine Geburt. Jugendbildung. Studium der Chirurgie und Medizin. Tod meines Vaters. Eheliche Verbindung. Ausbruch der französischen Revoluzion. Raisonnement.

Eine kurze Skizze meines Jugendlebens, wenn sie auch nichts Außerordentliches darbieten wird, ist vielleicht doch für meine Freunde und Verwandte nicht ganz ohne Interesse. — Als das dreizehnte Kind braver, schlichter Eltern, erblickte ich am dreiundzwanzigsten September des Jahrs 1760 das Licht dieser Welt. Innig waren stets die zarten Bande der Liebe, durch welche ich mit meinen lieben Eltern und Geschwistern von Jugend auf verknüpft war. Zur gewöhnlichen Zeit trat ich in die Schule und erhielt den Unterricht in derselben bis in mein zehntes Lebensjahr. Die Lehrfächer bestanden damals nur im Lesen, Schreiben und Rechnen und wer sich in denselben gründlichere Kenntnisse erwerben wollte, mußte noch privatim sich Unterricht ertheilen lassen. Meine Eltern, die sich eine gute Erziehung ihrer Kinder angelegen sein ließen, versäumten nichts, was zu unserer Ausbildung dienen konnte. So erhielten wir auch, Knaben und Töchter, von einem gebornen Franzosen, der in unserm elterlichen Hause freundschaftliche Aufnahme gefunden hatte, Unterricht in

der französischen Sprache. Nach Verfluß von nicht gar einem Jahre verließ uns unser Lehrer, worauf einige meiner Geschwister Gelegenheit erhielten, in der welschen Schweiz ihre französischen Sprachkenntnisse zu erweitern. Immer mehr herangewachsen, wurde ich im Jahr 1770 zum Studium der Chirurgie und Medizin bestimmt. Im folgenden Jahre trat ich sonach bei Hrn. Chirurgus Kunz, in Grüningen, auf drei Jahre in die Lehre. Bald machte ich mich mit den Geschäften der niedern Chirurgie vertraut und war in kurzer Zeit im Stande, meinem Lehrherrn beträchtliche Erleichterung zu verschaffen. Immer tiefer wurde ich ins praktische Gebiet eingeweiht. Hr. Kunz nahm mich bei dem Besuche seiner Pazienten mit und machte mich mit der Verbandlehre, den leichteren Operationen, mit der Zubereitung und Anwendung der Medikamente täglich bekannter. Ob ich gleich Gelegenheit hatte, in wissenschaftlicher Beziehung meine Kenntnisse zu bereichern, so fühlte ich den herrschenden Mangel an einem traulichen, liebevollen Zusammenleben im häuslichen Kreise sehr tief, so daß das Heimweh mit seinen Plagen sich bei mir einstellte, welches ich durch einen jeweiligen Besuch im elterlichen Hause beschwichtigte. Das Ende der Lehrzeit war für mich ein sehnlich erwünschter Augenblick, und mit demselben eilte ich mit einer Freude dem väterlichen Heerde zu, als ob ich einem langwierigen Gefängnisse entronnen wäre. Das Andenken an Grüningen erregte in mir stets ein gewisses Mißbehagen, dem ich nie widerstehen konnte. Im Jahr 1774 verweilte ich einige Monate bei meinen lieben Eltern in Stäfa, worauf ich zu Hrn. Fierz, Arzt in Männedorf, kam, der sich als gewandter Empiriker einen ausgebreiteten Ruf erworben hatte. Von großem Nutzen wurde hier für mich das Studium der Anatomie und Physiologie und nicht minder der Umgang mit dem gelehrten Arzte Abegg von Zürich, der mir

den wohlmeinenden Rath ertheilte, dahin zu gehen, um dort die öffentlichen Vorlesungen über verschiedene Fächer der Chirurgie anzuhören. Nach einem etwas mehr als zweijährigen Aufenthalt in Männedorf gelang es mir, in Zürich in Kondizion zu treten, wo ich die Kollegien über Chirurgie und Anatomie, nach Scharschmid, bei Hrn. Spitalarzt Burkhard, und über Physiologie nach Haller, bei Hrn. Rahn anhörte. Verschiedene Ursachen bewogen mich, nun Zürich zu verlassen und eine mir anerbotene Stelle, die mit einem kleinen Salarium verbunden war, in Mülheim, im Breisgau, bei einem berühmten Wundarzte anzunehmen. So reiste ich im Januar des Jahres 1778 dahin ab und verblieb daselbst sehr gut aufgenommen, beinahe drei Jahre, in welcher Zeit ich durch fleißiges Lesen guter Schriften meine theoretischen Kenntnisse bereicherte und in praktischer Gewandheit mich weiter ausbildete.

Im Spätjahr 1781 begab ich mich in Begleitung meines Jugendfreundes, Hrn. Chir. Stud. A. Staub, von Thalweil nach Straßburg; hier besuchten wir neben den Vorlesungen über die früher bezeichneten Fächer auch die über Materia medica und Pathologia generalis. Die uns spärlich zufließenden Gelder legten uns eine denselben angemessene Lebensweise auf. Freund Staub und ich wohnten zusammen. Des Mittags speisten wir in Gesellschaft anderer Studenten und des Abends begnügten wir uns mit Brod und Bier oder Wasser. Nachdem wir mit Liebe und Fleiß den Winter über den Studien obgelegen hatten, verließen wir Straßburg nach vollendetem Winterkurs und kehrten nach Hause zurück. Ich begab mich bald wieder nach Zürich, hörte dort Pathologia generalis an nebst verschiedenen andere Privatcollegien, besuchte den Spital und bereitete mich zum Examen vor, welches ich im Herbste ehrenvoll bestand, wonach ich das Patent eines examinirten Arztes und Wundarztes erhielt. Mein Streben ging auf noch weitere, wissenschaftliche Ver-

vollkommnung, zu welchem Behufe ich eine mir bei einem Berner-Regiment in holländischen Diensten anerbotene Kompagnie-Feldscheererstelle annahm. Eingetretene Familienverhältnisse nöthigten mich jedoch, so ungern ich es that, die gegebene Zusage wieder zurückzunehmen, worauf ich mich in Stäfa etablirte, durch eine sorgfältige Behandlung meiner Pazienten mir bald allgemeines Zutrauen erwarb und eine ziemlich ausgedehnte Praxis, insbesondere in der Geburtshülfe, erhielt. — Mit meiner noch lebenden Gattin, einer Tochter des hiesigen Müllers!, trat ich damals in nähere Bekanntschaft und schloß mit ihr den zehnten Dezember 1782 das Band der Ehe, welche in den ersten zwölf Jahren eine ungestörte, glückliche und gesegnete genannt werden darf, bis die schon längst durch den Druck der Völker von den Fürsten und Regenten hervorgerufene Gährung sich immer allgemeiner entwickelte und zuerst in Frankreich zum Ausbruch kam. Erkannte wesentliche Mängel in der Verfassung und Gesetzgebung eines Staates sind, wenn gute, volksthümliche und freiheitsliebende Führer am Staatsruder sitzen, eher geeignet, ruhige Revisionen und Verbesserungen in denselben zu veranlassen, als stürmische Revoluzionen hervorzurufen, denn diese letzteren sind nur eine regelmäßige Folge einer schlechten Staatsverwaltung, der Despotie, der Verschwendung der Regenten, der Unterdrückung, der Erpressungen, der Verletzung der Konstituzionen und der Verkümmerung der dem Volke zugesicherten Rechte und Freiheiten. Schlechte Regenten — nicht schlechte Völker — legen den Grund zu Staatsumwälzungen. Sind die Völker schlecht und verdorben, so werden sie, in einen rohen, thierischen Zustand versunken, das Joch sich auf den Nacken drücken lassen und dessen eiserne Bürde kaum empfinden, wovon die Geschichte uns Beispiele liefert. Soll aber Revoluzion in einem Lande, das schlecht regiert wird, zu hoffen oder zu befürchten sein, so muß das Volk noth-

wendig moralisch gut und geistig stark sein. Die heiligen Gefühle der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit dürfen nicht schlummern, nicht erstorben scheinen, sondern die durch geistige Bildung erweckte Erkenntniß, daß jene des Menschen höchsten, edelsten und heiligsten Güter seien, muß mit Bewußtsein in dem Volke liegen. Dieses muß sittlicher und verständiger sein als seine entnervten und verblendeten Führer; es muß einsehen, daß der längere Fortbestand eines nur entehrenden Zustandes, den Staat zerrüttet und unvermeidlich den Ruin der betreffenden bürgerlichen Gesellschaft herbeiführt. Wird eine solche Einsicht unter dem Volke allgemeiner und überzeugender, geht den Bürgern das Licht der Augen durch, traurige Erfahrungen belehrt, heller auf, ist sich dasselbe seiner Rechte, seiner Würde und Kraft bewußt, ist eine innere, geistige Verbindung (conspiration) vorhanden, so werden auf verfassungsmäßigem Wege Vorstellungen, Beschwerden und Pezitionen an die Behörden erlassen und eine Verbesserung des gesellschaftlich-bürgerlichen Lebens eingeleitet und bezweckt. Kommen die Regierungen und Fürsten ihrem Volke und den Wünschen desselben entgegen, so ist nichts zu befürchten, sondern nur Gutes für beide Theile zu gewärtigen; wird aber jede Stimme des Rechts, die auf gesetzlichem Wege sich vernehmen läßt, für revoluzionär, rebellisch, Aufruhr und Empörung erregend angesehen und für Majestäts-Verbrechen erklärt; werden endlich gegen diese immer weiter umsichgreifende Stimmung, wenn sie nun zur Volksstimme geworden ist, Gewaltmaßregeln ergriffen, die sogenannten Anführer, welche in der Regel zu den trefflichsten Männern gehören, verfolgt, gefänglich eingezogen, verbannt oder hingerichtet, und sollen vor aufgepflanzten Bajonnetten die Rechte der Bürger und ihre Beschwerden verstummen, damit die Willkühr der Regenten durchgesetzt werde, so ist, wenn das Volk einig

ist, und ein solches Verfahren als eine Beleidigung der Volks-Majestät oder in Demokratien der Volks-Souveränität erkannt und erklärt wird, sogar durch Gegengewalt eine Umänderung dieses rechtswidrigen Zustandes — Forderung der Vernunft.

Zweites Kapitel.

Einfluß der französischen Revoluzion. Unruhen in der Schweiz und insbesondere im Kanton Zürich. Städtische Aristokratie. Handelsbeschränkungen. Zunft- und Innungszwang. Gerichtsbarkeit, Herrschafts-, Hof- und Gemeinde-Rechte des Landes.

Die Völker theilten so ziemlich ein Loos mit einander. Ueberall hatte die Aristokratie ihr furchtbares Haupt erhoben und lastete wie ein Fluch auf den Regierten, daher die französische Revoluzion ganz Europa erschütterte und alle Fürstenhäuser in Beben versetzte. — Die Fürsten verbinden sich gegenseitig gegen die Nazionen in dem Bewußtsein, daß sie nur durch Zusammenhalten und Verfechtung gleicher Prinzipien eine gewisse Stärke erhalten; in Gefahr und Noth eilen sie einander zu Hülfe und stirbt oder fällt eines der gekrönten Häupter, so ist, wenn auch öfter nur dem Scheine nach, allgemeine Fürstentrauer. Wohl nehmen auch gebildete Nazionen Antheil an dem Schicksale anderer Völker, es trauern die Edlen derselben, wenn eine hochherzige Nazion, die im Streben für Freiheit erglüht, aber im Kampfe für dieselbe ruhmvoll unter der Uebermacht der Tyrannen fiel; wir kennen jedoch keinen Bund, der Nazionen verbindet und verpflichtet, den von ihren Herrschern Bedrängten von sich aus und von Rechtswegen beizustehen und aufzuhelfen. Würde nicht eine solche Konföderazion die Völker den Regenten gegenüber stark machen und sie entweder vor allen Rechts- und Freiheits-Eingriffen von Seite derselben wahren oder bei solchen Eingriffen die

Mittel ihnen an] die Hand geben, eine lehrreiche Ahndung zu vollziehen?

Obwohl kein solcher Völkerbund zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts statt fand, so fuhr der freie Geist, der die Fesseln des Absolutismus in Frankreich abstreifte, gleich einem elektrischen Funken durch die Kette der Nazionen Aehnliches erstrebend, Aehnliches schaffend. Der benachbarten Schweiz konnte derselbe nicht fremde bleiben, um so weniger, da, wie die Geschichte mehrerer Kantone beweist, auch die vormals freien Schweizer unter dem Drucke der Aristokratie seufzten. Deßhalb brachen um diese Zeit im Kanton Freiburg, Basel, dem Waadt- und Bündnerlande, der Stadt Genf, der alten Landschaft St. Gallen unruhige Auftritte und im Jahr 1794 die bekannten Unruhen am Zürichsee aus. So brachte also auch bei uns die französische Revoluzion denjenigen Stoff in Gährung, zu welchem schon seit längerer Zeit der Geist der Herrschsucht und der Unterdrückung den Keim gelegt hatte. Hätte aber eine sonst kluge Regierung Zürichs mehr das gemeinsame Interesse ihres Volkes, als das nur der Stadtbewohner im Auge gehabt, mehr dem hehren Streben der Zeit nach Freiheit und Gleichheit gehuldigt, als dem Unwesen des immersteigenden Zunft- und Innungszwanges und der Monopolien aller Art, hätte die zürcherische Regierung mehr der Stimme redlicher, vaterländischgesinnter Männer, als derjenigen der Heuchler und Schmeichler Gehör geliehen, so wäre damals manchem Uebel vorgebogen worden, manche Thräne der Wehmuth und des Schmerzens über erlittenes Unrecht weniger geflossen, vielem Jammer über gewaltsame Trennung von Ehegatten, Verwandten und Freunden zuvorgekommen und die Klageseufzer armer, verlassener Waisen wären nicht zum Himmel aufgestiegen! die unglückselige Spannung zwischen der Stadt Zürich und dem Landvolk dieses Kantons wäre nicht ent-

standen, oder hätte doch nicht so tiefe Wurzeln gefaßt und bis zur gegenseitigen Rache und Verfolgung ausarten können; die damalige Regierung hätte nie einen so tiefen Fall erlebt, wenigstens hätte sich dieselbe, wenn auch ein Wechsel bei den Gliedern dieser Behörde eingetreten wäre, selbst nach einer solchen Veränderung der Achtung und Liebe des Volkes noch zum Theil erfreuen können und statt Zwiespalt zwischen Stadt und Land wäre leicht eine Verbindung zu gemeinnützigen Zwecken unter denselben möglich geworden. Geschehenes kann jedoch nicht wieder zurückgenommen werden. — Möchten nur solche Beispiele und Lehren aus der Geschichte unsers Vaterlandes für die Gegenwart und Zukunft nützlich werden!

Waldmanns Geschichte, wenn auch Füßli sie nicht hinsichtlich der damaligen Verhältnisse dem lesenden Publikum in's Gedächtniß zurückgerufen hätte, erhielt sich im steten Andenken unter dem Landvolke — und wenn die Städter gleichsam wetteiferten, den Landbewohnern ihre Rechte und Freiheiten zu schmälern, sie tiefer unter das Joch der Knechtschaft zu beugen und den Sinn für Freiheit in ihrem Herzen zu ersticken, während sie (die Städter) vor aller Welt als Republikaner von ächtem Schrot und Korn glänzen wollten, von Zeit zu Zeit traten edle Männer vom Lande auf, die gegen die Schmälerung ihrer Rechte, gegen die sich häufenden Bedrückungen hauptsächlich der Ober- und Landvögte, der Vorsteher der Innungen und des kaufmännischen Forums und selbst der Obrigkeit Beschwerde einlegten. Allein selten fanden sie Gehör. Vielmehr suchte man durch Drohungen und nicht selten durch Gewalt die Stimme des Rechts und der Billigkeit zu ersticken. Selbstsucht, schmutziger Eigennutz und Herrschsucht verleiteten die Städter zu Ungerechtigkeiten gegen das Landvolk. Die Stadt Zürich hatte nicht nur den Handel mit dem Ausland, sondern auch den mit den nahen und

fernern Eidgenossen an sich gerissen. Die Maßregeln, die gegen den zürcherischen Landmann ergriffen wurden, wenn er sich erlaubte, seine Handelsverbindungen über Zürich hinaus auszudehnen, waren empörend. — Die Landleute sollten alle Gefahren des Vaterlandes theilen und wenn es galt, Gut und Blut auf's Spiel setzen. Um die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen fremde Gewalt zu wahren und zu erhalten, hatten sie in den vordersten Reihen zu kämpfen und ihr Blut zu verspritzen; war aber Ruhe und Friede im Land, so konnte sich nur der Stadtbürger der Unabhängigkeit erfreuen; denn der Landbürger war abhängig von dem Städter und hatte nicht gleiche Rechte mit ihm. So war es keinem Landmann des Kant. Zürich gestattet, mit einem auswärtigen Kaufmannshause, außer auf der Zurzacher Messe, in Verkehr zu treten, keinem Fabrikanten des Landes auf eigene Rechnung rohe Seide oder Baumwolle auswärts zu kaufen. Nur vom Bürger in Zürich durfte er kaufen, und an ihn mußte er es verarbeitet wieder verkaufen. Etwas mehr Freiheit hatten die Bewohner von Winterthur. Welcher Landmann seine Fabrikate auswärts verkaufte, wurde nach Umständen mit Geld, Gefangenschaft, Pranger oder Landesverweisung bestraft. Floretseide oder gute Seide durfte der Bürger vom Lande weder auf eigene Rechnung ankaufen, noch verarbeiten, noch an Fremde verkaufen; baumwollene Fabrikate weder auf seine Rechnung bleichen noch drucken lassen; roh mußte er sie an den Bürger in der Stadt wieder verkaufen. Um diese Verordnungen strenge durchzuführen, war es jedem Stadtbürger verboten, mit einem Landmann in kaufmännische Societät zu treten, oder seinen Namen zu Führung eines Geschäftes zu leihen.

Ein gleicher Zwang fand auch in Ausübung wissenschaftlicher Künste statt. Jeder Landarzt mußte sein Etablissement immer eine Stunde von der Stadt entfernt halten.

Vom Antheil an geistlichen Stellen war der Landbürger gänzlich ausgeschlossen; er durfte sich um keine von den 145 Pfarrpfründen bewerben, und nie Hoffnung hegen, in einen Wahlvorschlag zu kommen; noch konnte er sich um die 45 auswärtigen Pfründen, die Zürich ferner zu besetzen hatte, mit Erfolgen melden. Waren denn die Klöster in unserem Kanton vor der Reformazion auch blos von Stadtbürgern bevölkert und die Landpfründen ausschließlich den Stadtbürgern verliehen? Es mag jener Landmann damals nicht ganz Unrecht gehabt haben, als er bemerkte: Zur Zeit der Reformazion nahm man uns das Zeitliche und gab uns dafür eine Anweisung aufs — Himmlische!

Gleichfalls war der Bürger der Stadt im Militärstand bevorrechtet. Jeder Landmann war gezwungen, sobald sein Sohn konfirmirt war, denselben mit Allem auszurüsten, was ein Soldat bedarf und ihn in wehrhaften Stand zu stellen. Aber die höhern Offiziere, selbst bei der Landmiliz, waren Zürcher Stadtherren; der Landmann brachte es nie weiter, als höchstens zum Hauptmannsrang, und wenn er mit Friedrichsgenie ausgerüstet gewesen wäre. So war es auch nicht der Fall, daß der Landbürger in auswärtigen, von der Zürcherischen Regierung avouirten, Kriegsdiensten eine Lieutenants- oder Hauptmannsstelle erhielt.

Dem Handwerksstande auf dem Lande war es verboten, in die Stadt Arbeiten zu liefern, nicht dem Bürger in der Stadt aufs Land. Das Handwerk der Gold- und Kupferschmiede, der Knopfmacher, Weißgerber und Zinngießer und dergl. war für die Städter — und mit ihnen in ein paar Munizipalstädtchen — Monopol.

Die Regierung ging so weit, daß sie nicht selten dem Landbebauer gebot, was er auf seinen, mit Zehnten und Grundzinsen belasteten, Gütern pflanzen solle oder nicht.

Der See ward als ausschließliches Eigenthum der Stadt angesehen. Kein privilegirter Fischer durfte etwas

von seiner Beute an die Landleute verkaufen, bevor die Stadt mit Allem reichlich versorgt war. Bei dem Transport der Kaufmannswaaren über den Zürchersee mußte der Schiffmann vom Lande Knechtsdienste versehen und im Sturm und Wetter aushalten, dafür erhielt er von der Fracht 10, der Stadtbürger Schiffmeister aber behielt für sich, ob er gleich kein Ruder in die Hand nahm, 90 Prozent.

Der Kanton Zürich war vor der Revoluzion eingetheilt in Herrschaften, Gerichtsbarkeiten, Höfe ꝛc., (die durch Gerichtsherren, Land- und Obervögte regiert wurden.) Diese hatten nun Herrschafts- und Hofrechte, welche jedoch besonders im Erbrecht von einander sehr abwichen. Einige Landesgegenden hielten sich an das sogenannte Stadt- und Landrecht. Die Zivil- und Polizeifälle erster Instanz wurden durch die Hof-, Gemeinds- und Amtsgerichte beurtheilt und entschieden. Die Criminal- und Malefiz-Rechtspflege war zum Theil in den Händen der Landvögte und deren Gerichte, zum Theil und hauptsächlich in Händen des Kleinen Raths. So gewichtig anfänglich die Stellen in den Amts-, Hof- und Gemeindsgerichten gewesen sein mögen, so gering waren sie damals geworden, indem die Land- und Obervögte nach und nach die Kompetenz der niedern, aus Landleuten bestehenden Gerichtsstellen bis auf die unbedeutendsten Rechtsame schmälerten. Die Wahlformen blieben allein dieselben. Jedes Jahr wurden diese Richter in feierlichen Versammlungen entweder wieder bestätigt oder neue an ihre Stelle gewählt. An mehrern Orten wurde dieser Akt, nach Art der Landsgemeinden in den Urkantonen, unter freiem Himmel vorgenommen. Bei solchen Versammlungen führte der erste Herrschafts- oder Hofbeamte, Untervogt oder Waibel, welche von der Regierung gewählt wurden und derselben Agenten waren, den Vorsitz und das Wort. In seinem Vortrag berief er sich

zwar jedesmal auf die bestehenden Rechte und Freiheiten, die er aber ihrem Inhalt nach nur kurz berührte; denn die wesentlichsten Punkte waren nach und nach obsolet geworden. Diese Herrschafts- und Hofrechte, die entweder gedruckt oder geschrieben sich vorfanden, waren von der Landesregierung sanktionirt und sollten in den alljährlichen Versammlungen öffentlich verlesen werden. Jene Beamte wußten es jedoch allmählig dahin zu bringen, daß dieß äußerst selten und an manchen Orten zuletzt gar nicht mehr geschah, wodurch diese Rechte, vom Landvolk weniger angesprochen, in theilweise Vergessenheit kamen und öfters bei den Ober- und Landvögten Gegenstand höhnischer Verachtung wurden. Die fränkische Revoluzion, in der allgemeine Freiheit und Gleichheit verkündet wurde, erweckte auch den Geist unserer Landleute; sie wollten ihre alten und wohlhergebrachten Rechte und Freiheiten kennen lernen und verlangten, daß ihre Herrschafts- und Hof-Rechte öffentlich abgelesen und beachtet werden. Mit jedem Tag erwachte in den neunziger Jahren der Geist der Freiheit bei unsrem Volke mehr, und da es immer kundbarer wurde, es seien hie und da noch Urkunden vorhanden, in welchen dem Landvolk mehr Freiheit zugesichert sei und diese Versicherungen seien von den sieben alten Orten garantirt, so wurde der Wunsch, diese Urkunden kennen zu lernen, immer reger und lauter.

Drittes Kapitel.

Auf der Landschaft entstehen politische Vereine. Entwurf eines Memorials an die Regierung in Zürich. Heinrich Nyfel von Stäfa, wird mit mir nach Zürich vor Verhör zitirt. Ausschuß-Versammlung in Meilen am 19. Nov. 1794. Verhör. Stadtarrest. Gefangenschaft. Der Memorials-Entwurf wird auf dem Lande verbreitet. Der Ausschuß verwendet sich für die Gefangenen. Stapfer von Horgen, Nehracher von Stäfa und Dr. Staub von Pfäffikon werden gefänglich eingezogen. Die Zunftmeister Schinz und Irminger, als Kommissaire der Regierung nach Stäfa gesandt, entledigen sich ihres Auftrags. Die Gemeinde begehrt vergeblich Loslassung der Gefangenen.

Mehrere verständige und einsichtsvolle Männer traten zusammen, um sich über die bedrückte Lage des Landmanns im Kanton Zürich zu besprechen. Das Bedürfniß sich enger an einander anzuschließen und über Gemeinnütziges zu berathen, wurde mit jedem Tage lebhafter gefühlt. So entstand durch Veranstaltung eifriger Patrioten eine Lesegesellschaft, an der Männer aus den Seegemeinden Stäfa, Wädenschweil, Horgen, Männedorf und Meilen Theil nahmen. Von dieser Gesellschaft aus wurden nun Bücher, welche zur Aufklärung und Bildung des Volkes dienlich waren, in Zirkulazion gesetzt und unter den Mitgliedern freundschaftliche Zusammenkünfte veranstaltet. Gegenstand der Verhandlungen wurden unter Anderm die allzu überwiegenden Vorrechte der Stadt Zürich, die Beschränkung und Herabwürdigung des Landvolkes, wonach von den zugesicherten Freiheiten nur noch ein Schatten vorhanden sei. Besonders besprochen wurden die Monopolien, die Beschränkung des Handels und der Gewerbe, der Zunft- und Innungszwang und die Besetzung der bedeutenden und einträglichen geistlichen, Zivil- und Militär-Stellen mit Stadtbürgern. Immer bemerkbarer wurde im Lande die Spannung der Gemüther; Beschwerden und Klagen ließen sich vernehmlicher hören. Die

Begriffe über allgemeine Menschenrechte, über die Pflichten der Regierenden und der Regierten wurden sofort besser aufgegriffen. Man stellte nun die Frage auf: „Kann nichts gethan werden, um die Lage des Landes zur Stadt in ein gerechteres und billigeres Verhältniß zu setzen“? Die Nothwendigkeit eines allgemeinen, entscheidenden Schrittes wurde gefühlt und hatte sich zum dringenden Wunsche erhoben. Die Art und Weise jedoch, um den ersehnten Zweck zu erreichen, ohne gegen die Regierung, die man theilweise schätzte, zu verstoßen und ohne die Ruhe im Lande zu gefährden, war das zu lösende Problem. Man suchte mit den Gebrechen des jetzigen Zustandes bekannter zu werden und dachte auf Mittel zur Abhülfe. Von mehreren Mitgliedern der Lesegesellschaft wurden Aufsätze politischen Inhalts bearbeitet, an den Versammlungen vorgelesen und in Berathung gezogen. So machte sich der eine die Aufgabe, den Staat unter dem Bilde einer wohlgeordneten Familie vorzustellen, und herauszuheben, daß es doch ungerecht sein würde, wenn der Familienvater nicht allen Kindern gleiche Rechte zukommen lassen wollte; ein Anderer suchte die Gebrechen, unter denen das Volk seufzte, wieder auf andere Weise anschaulich zu machen und treffend zu schildern.

Im Anfang des Jahres 1794 wurde nun der Wunsch geäußert, es möchte ein Mitglied der Gesellschaft die gesammelten Materialien ordnen und aus denselben ein bescheidenes Memorial entwerfen, welches nach einer vielseitigen und weisen Prüfung auf geziemende Weise der Regierung könnte eingereicht werden, damit dieselbe durch zweckmäßige Mittel den Beschwerden und drohenden Unruhen zuvorkomme. Im Juni gleichen Jahres lag der Entwurf des Memorials ausgefertigt vor und wurde in der Gesellschaft verlesen, welche demselben großen Beifall zollte. Der eigentliche Verfasser war noch unbekannt. Der

Verein fand für gut, der Entwurf noch nicht zu übergeben, noch sonst zu veröffentlichen. Privatim, aber mit einer gewissen Heimlichkeit verbunden, wurde diese Schrift mehreren guten Freunden mitgetheilt, um auch ihre Ansichten darüber zu vernehmen. Die Noth und mit ihr die Wünsche und dringenden Aufforderungen, daß den Beschwerden möglichst bald abgeholfen werde und keine weitere Zögerung statt finde, lenkten um so mehr auf das im Entwurf vorliegende Memorial hin, welches die dem Lande nach und nach entzogenen Freiheiten reklamiren sollte. Es war bei denen, die den Entwurf kannten, nur eine Ansicht über denselben, nämlich daß er durchaus nichts Strafbares in sich fasse; aber dennoch sollte noch, um ja recht sicher zu gehen, die Arbeit von einem gut gewählten Ausschuß des Landes sorgfältig geprüft werden. Ein solcher Ausschuß, in welchem sich geachtete Männer aus beinahe allen Gemeinden am See befinden sollten, wurde den 19. Nov. in Löwen, nach Meilen, berufen, damit er mit der Entstehung und dem Zweck des zur Prüfung vorliegenden Entwurfs bekannt gemacht und ihm zugleich das Recht, nach reifer Ueberlegung nothwendig erachtete Veränderungen vorzunehmen, übertragen würde. Diese Zusammenberufung geschah indeß in der Stille; aber dennoch hatte die Regierung Kenntniß davon erhalten. Kanzleisubstitut Billeter wird vor die Obervögte von Horgen zitirt, bei seinen Pflichten befragt: ob ihm nichts von einem Memorial, das vom See her an die Regierung gelangen sollte, bekannt sei. Billeter stand mit dem politischen Vereine in keiner Verbindung, hatte aber indirekte Kenntniß von der Sache erlangt; seine Antwort ging dahin: er habe von einem Entwurf gehört, kenne aber weder dessen Inhalt, noch die Verfasser, vielleicht daß Heinrich Ryfel, im alten Bad zu Stäfa und Chirurgus Pfenninger, am Kopf ebendaher, nähern Aufschluß zu ertheilen im Stande wären.

Die Zusammenkunft des Ausschusses in Meilen war auf den 19. Nov. bestimmt. Am gleichen Tage, Morgens halb sieben Uhr, erschien in Ryfels Hause und in meiner Wohnung ein Staats-Bote von Zürich, mit einer Zitazion dahin. Wir unterließen nicht, auf unserm Wege der Versammlung in Meilen noch beizuwohnen, an welcher der Entwurf verlesen und demselben einmüthiger Beifall ertheilt wurde. Ryfel und ich wurden ermuntert, unerschrocken unsern Weg zu wandeln, mit der heiligen Versicherung von Seite der Mitglieder des Ausschusses, daß unser Loos auch das Ihrige sein solle und sie uns und unsere Sache mit aller Kraft unterstützen werden. Die Versammlung beschloß hinsichtlich des Memorials, bei dem jetzigen Standpunkt, ehe ein Schritt gethan werden solle, das Verhör abzuwarten. Etwas bedenklich mußte unser Gang doch erscheinen. Denn als Billeter mir in Zürich, wo ich Tags zuvor war, begegnete, verdeutete er mir, daß ich um meiner persönlichen Sicherheit willen, mich aus der Stadt entfernen solle, von welcher Mittheilung ich meine Freunde prävenirt hatte. Wir nahmen Abschied von der Versammlung. Mit leichterm Herzen verließ ich Meilen, als meine Behausung; denn die Thränen meiner, der Entbindung nahen Gattin und der Nachruf meiner noch kleinen Kinder „Vater kommt doch bald wieder“ hatte mich in eine wehmüthige Stimmung versetzt. Nachmittags 2 Uhr langten wir in Zürich auf dem Rathhause an auf welchem die Verhör-Kommission unserer schon harrte. Ich wurde zuerst vorgerufen; nach den gewöhnlichen Vorfragen und deren Beantwortung redete mich der Verhörrichter, Junker Präsident Wyß, mit donnernder Stimme an:

„Schämt Ihr Euch nicht vor Gott und Eurem Gewis„sen, daß Ihr in einem Zeitpunkt, wo Eure gnädige Lan„desregierung mit schweren Sorgen beladen ist, wie sie „das Vaterland vor drohendem Unglück und hauptsächlich

„vor bevorstehendem Mangel und Theurung bewahren „wolle, Euch unterstehet, Komplotte zu schmieden, Ver„wirrung und Aufruhr unter dem Volk anzuzetteln und „damit die schweren Sorgen der Obrigkeit, die unablässig „bemüht ist, den Wohlstand ihrer Angehörigen aus allen „Kräften zu vermehren, zu verbessern und zu befestigen, „mit dem schwärzesten Undank zu belohnen? Ihr sollet „Antheil an einem Memorial haben, dessen Inhalt voll auf„rührerischer Forderungen an die Regierung sein solle. Was „saget Ihr zu dieser Beschuldigung?

Mein gutes Bewußtsein und das Gefühl, weder einer unedlen noch einer unrechten Handlung mich schuldig gemacht zu haben, ließen mich in dieser stolzen Anrede eine tiefe Kränkung erblicken, was ich in meiner Antwort zu verstehen gab.

„Ich muß, Junker Präsident! mit aller Ehrerbie„tung bitten, mich wenigstens so lange als Ehrenmann „zu behandlen und mit solchen harten Ausdrücken zu ver„schonen, als Ihnen die Beweise für Ihre Angabe man„geln; ja ich hoffe Sie selbst von dem Gegentheil der Be„schuldigung zu überzeugen, und daß sowohl ich, als „Alle, die Kenntniß von der Sache haben, nur von gu„ten und reinen Absichten wissen, und somit den Namen „Aufrührer" keineswegs verdienen."

Ich trat nun in die Sache näher ein und erzählte, wie es der tit. Landesregierung nicht könne verborgen sein, daß seit mehreren Jahren auf unserem Lande über theilweise Entziehung unserer Rechte und Freiheiten in mehrfacher Beziehung sich Unzufriedenheit zeige, welche bis jetzt bald mehr, bald weniger geäussert worden sei. Darauf und auf etwa zu gewärtigende Folgen aufmerksam geworden, hätten sich einige vaterländisch gesinnte Männer vereinigt und beschlossen: Die Beschwerden und Klagen des Volks im Stillen zu prüfen, und das dabei gefundene Wahre

und Gegründete der tit. Landesregierung auf bescheidene Weise und mit geziemender Achtung in einem Memorial vorzulegen, und zwar so, daß es den Vätern (?) des Vaterlandes ganz anheimgestellt sei, diese Vorstellungen gütigst zu beherzigen und dem Lande dasjenige wieder einzuräumen, was dieselben für weise und heilsam erachten werden. Die Kommission, die aufmerksam zugehört hatte, bemerkte: es sei gut und brav, wenn es sich so verhalte. Allein, setzte der Präsident hinzu, es werden sich wohl andere Ursachen, Absichten und Zwecke im Verfolge ergeben. Zudem werdet ihr euch nicht einbilden, weiser zu sein, als eure hohe Regierung, welche die Lage und Bedürfnisse ihres Landes am besten kennt und bei ihrer steten Sorge fürs allgemeine Wohl auch unaufgefordert Alles thut und bis dahin väterlich gethan hat, was ihre Angehörigen wahrhaft glücklich macht.

Das Verhör richtete sich nun auf die Fragen: Ob ein Memorial wirklich existire; wer dasselbe verfaßt habe, und wo das Original sich vorfinde.

Ich nannte mich als theilweisen Verfasser und gab das Weitere genau an bis zu dem heutigen Erscheinen vor der Kommission.

Nun wurde ich entlassen mit dem Befehl: im Vorzimmer das Weitere abzuwarten. Freund Ryfel wurde vorgerufen. Nach Beendigung auch seines Verhörs berathschlagte sich die Kommission. Nochmal einberufen eröffnete uns in etwas milderem Tone der Präsident: „daß wir innerhalb der Stadt verbleiben müssen, es stehe uns jedoch zu, unser Logis selbst zu bestimmen, und wir hätten morgen wiederholt vor der Kommission zu erscheinen.“ Unsere Bitten um Entlassung nach Hause, bei dem feierlichen Versprechen, jedem Rufe Folge zu leisten, waren fruchtlos, ebenso, daß ich meinerseits meine Frau, die mit jeder Stunde ihrer Entbindung entgegensehe, welche noch jedes-

mal mit schweren Folgen verbunden gewesen sei; ferner meine Berufsgeschäfte und Ryfel das Aufsehen, das durch unser Ausbleiben erregt würde, vorschützte. Zum Aufenthaltsort wählten wir den Gasthof zum Raben. Bald stellte sich eine Menge Neugieriger um denselben ein, und wir konnten aus Allem entnehmen, daß wir noch unter besondere polizeiliche Aufsicht gestellt seien. Den kommenden Tag wurden wir um ein Uhr Mittag vor die hohe Ehren-Kommission gerufen, welche nur zwölf Mitglieder zählte. Bei unserem gemeinsamen Vortritt wurden wir beinahe von Allen etwas höhnisch lächelnd angesehen, und der Präsident sprach:

„Ja, ja Ihr Herren! wir haben nun Euer schönes Me„morial gesehen! Ihr habt viel gewagt; wenn so etwas „erlaubt wäre, wir hätten auch in der Stadt unruhige und „unzufriedene Bürger, die solcher Schritte fähig wären. „Es kommt Euch wohl, daß Ihr eine gnädige(?) Regierung „habt, sonst wäre Euer Loos nicht das Beste! — Für ein„mal soll ich Euch anzeigen, daß Ihr hier zu bleiben habt, „man wird Euch schonend behandeln. Hier auf dem „Rathhaus werdet Ihr miteinander ein warmes Zimmer „und gute Kost erhalten.“ — Unsere Bitten und Vorstellungen, sowie unsere geäußerten Besorgnisse, es möchten unsere Freunde und Verwandte sich bedenkliche Schritte erlauben, waren umsonst. „Wir wollen Alles abwarten“, entgegnete die Kommission. Der Staatsarrest war für uns nun unabwendbar.

Die schnelle Kunde von unserer Arrestazion und die Gewißheit, daß die Sache bereits eine ernsthafte Wendung genommen habe, welche das schnelle Einziehen des Entwurfs, den ich in die Hände meines Bruders gelegt hatte, bestätigte, brachte Alle mit dem Gegenstand Vertrauten und unsere Freunde und Anverwandte in große Bewegung. Diese glaubten, den gefänglich Eingezogenen keinen besse-

ren Dienst erweisen zu können, als wenn sie dem Entwurf durch häufiges Kopiren und durch Mittheilung und Verbreitung in allen Gemeinden die größtmöglichste Publizität geben, damit Jedermann mit dem Inhalt desselben bekannt werde. Das Memorial fand durchgehends Beifall, und die Theilnahme des Volkes an den Verhafteten, die eine ausgebreitete Bekanntschaft hatten, wurde nur desto reger. Die Regierung betrachtete nun die Sache, wie leidenschaftlich Befangene den rechten Gesichtspunkt stets verlieren, von der Seite, als ob diese Verbreitung von den Gefangenen selbst noch eingeleitet worden wäre, und erklärte es für ein sträfliches Unternehmen. Mehrere der Mitglieder der am 17. Nov. in Meilen statt gehabten Versammlung suchten ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Sie legten Fürsprache und dringende Bitten um Loslassung der Gefangenen mit Anerbietung hinlänglicher Kauzion bei der Regierung ein; aber auch dieß wurde übel gedeutet und kam den Unternehmern nicht gut.

Im Verlaufe der Untersuchung kam Seckelmeister Stapfer von Horgen, als Mitarbeiter am Memorials-Entwurf und Verfasser eines Aufsatzes über Gewerbsfreiheit zum Vorschein. Nach Zürich zitirt, wurde er daselbst festgenommen. Weiter ergab sich, daß Heinrich Nehracher, Hafner in Stäfa, Redakteur und theilweiser Verfasser des Entwurfs sei, und denselben in vielfachen Abschriften und Auszügen verbreitet habe. Er wurde gleichfalls verhaftet.

Die Regierung beeiferte sich durch Anwendung aller ihr zu Gebot stehenden Mittel der weitern Verbreitung Einhalt zu thun und die ausgegebenen Exemplare einzuziehen und zu vernichten. Sogar die Abschreiber wurden mit Drohungen geschreckt, mit Hausarrest belegt oder in Gewahrsam gebracht. Mein Freund und Kollege, Dr. Staub, von Pfäffikon, glaubte, als er mein Schicksal vernahm, nicht genug thun zu können, um die Bewohner der dortigen Gegend

mit dem Sinn und Geiste des patriotischen Entwurfs bekannt zu machen und zur Theilnahme aufzumuntern. Dieser friedliebende, sehr religiöse Mann hielt dieß in seinem Streben nach Wahrheit und Recht für heilige Pflicht. Er wurde nach Kyburg zitirt, nach dem Verhöre bei Wasser und Brod in einen elenden Kerker geworfen und, da er nicht reuig um Gnade und Erbarmen flehen wollte, nach Zürich transportirt, in Oetenbach ins Gefängniß gesetzt und als Staatsverbrecher behandelt.

Um zu erfahren, wie weit die Gemeinde Stäfa an dem Vorgefallenen Theil nehme, wurden von der Regierung die damaligen Obervögte von Stäfa, die Zunftmeister Schinz und Irminger von Zürich dahin gesandt, welche die Gemeindsvorgesetzten in dem Wirthshaus zur Krone zusammen beriefen, ihnen den Schmerz (?) der Regierung über diese Ereignisse in heftigen Ausdrücken schilderten, die Verfasser und Theilnehmer als verirrte Brausekköpfe bezeichneten und die Nothwendigkeit scharfer Ahndung beweisen wollten und, um den Eindruck zu erhöhen, die glückliche (?) Lage des Vaterlandes und das Wohlwollen der huldreichen und väterlichen (?) Regierung in helles Licht zu setzen bemüht waren. Ferner setzten sie auseinander, es könne die Regierung ein in so unbescheidenen und revoluzionären Ausdrücken abgefaßtes Memorial keineswegs als Ausdruck des allgemeinen Wunsches und Volkswillens ansehen, und so müsse sie die Betheiligten als frevelhafte Ruhestörer behandeln und bestrafen, werde jedoch gnädige Rücksicht auf die veranlassenden Zeitumstände, auf den übrigens unbefleckten Ruf dieser Männer und ihre schuldlosen Familien nehmen, so weit es mit dem Wohl und der Ruhe des Vaterlandes verträglich sei, zu welcher Rücksicht noch am meisten beitragen könne, wenn die sämmtlichen Vorgesetzten dieser Gemeinden dahin wirken, daß sowohl die Familien der Inhaftirten, als auch die ganze Gemeinde

sich ruhig und still verhalte, damit die Regierung nicht veranlaßt werde, die Sache noch strenger zu behandeln. Sollten, was aber nicht zu denken sei, dem Lande Freiheiten genommen worden sein, die dokumentarisch zu erweisen seien, so werde die Regierung, wenn solches auf eine geziemende Weise Ihr vorgetragen werde, geneigtes Gehör geben, wofür, fügte Irminger hinzu, er haften könne. Diese Aeußerung eines damals so angesehenen und viel bedeutenden Mitgliedes der Regierung, das als Organ derselben zu sprechen den Auftrag hatte, war für die Gemeinde nicht ohne Erfolg, und geeignet, die verständigen Männer über den gegenwärtigen Fall einigermaßen zu beruhigen. Wie wenig aber diesen Versprechungen Rechnung getragen wurde, lehrt die weitere Geschichte. Während den Vorgesetzten von Stäfa Angeführtes eröffnet wurde, hatte sich beinahe die ganze Gemeinde vor den Gasthof, der Krone, versammelt, und Exzessen wurden nur durch den Einfluß angesehener Männer vorgebeugt. Bei der Abreise der Herrn Obervögte sprach das Volk die Loslassung der Gefangenen als allgemeinen Wunsch aus, welcher aber unbeachtet blieb.

Viertes Kapitel.

Der Memorials-Entwurf.

Ein Wort zur Beherzigung an Unsere Theuersten Landesväter.

Die Liebe zur Freiheit, sowie der Haß gegen alle Arten des Despotismus sind der Menschheit eigen. Jener huldigen alle Völker vom Aufgang bis zum Niedergang; diese billigen nur Höflinge, Edelleute, Priester und Soldaten. Soll demnach die Liebe zur Freiheit in ihrem eigenthümlichen Vaterlande erstorben sein? Nein!

wir wären unwürdige Enkel unserer Ahnen, wenn wir nicht jenes theure Gut, das sie uns mit so vieler Aufopferung erworben hatten, heilig hielten und es unverletzt unsern spätesten Nachkömmlingen aufbewahrten.

Von freien Vätern erzeugt, sollen wir freie Söhne sein; dafür zeuget die Geschichte, dafür erkennt uns unsere Obrigkeit, so oft die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig ist; als solche respektirt uns jene Nazion, die gegenwärtig auf dem politischen Schauplatze die Rolle im Großen spielt, wie weiland unsre Väter im Kleinen. — Hieraus entsteht aber die wichtige Frage: Sind wir auch wirklich das, was unsere Väter gewesen sind, was wir sein sollten, wofür uns Auswärtige ansehen und glücklich preißen?

Der größte Theil des Volkes, theuerste Landesväter! antwortet mit — Nein! und erhebt nach seinen verschiedenen Bedürfnissen und nach dem Maaß seiner Einsichten — Klagen, die schon bis zu ihren Ohren gedrungen sind. Freilich erhielten diese Klagen durch boshafte Drohungen oft einen schwarzen Anstrich. Das, was die Vernunft und Billigkeit zu sagen erlaubte, wurde auf verläumderischer Zunge zur Revoluzionssucht, zum Hasse gegen Gesetze der Ordnung umgeschaffen; auch fehlte es nicht an offenbaren Erdichtungen.

Hieraus entsteht nun eine andere Frage, nämlich: Was soll hiebei der vernünftige, rechtschaffene, biedere Mann thun? — soll er schweigen und Alles der Zeit und ihren Folgen überlassen? soll er bei der Sache ein müßiger Zuschauer bleiben? indessen der Volksfeind und Schwäzer die Stimme des Volkes auffaßt und sie innert den Mauren der Stadt falsch angibt, wodurch so leicht Haß und Zwietracht zwischen Stadt und Land, zwischen Regierung und Volk entstehen könnten? — Nein, gleichgültig sein und schweigen kann er nicht, wenn er die Ruhe und Glückseligkeit des gesammten Vaterlandes liebt. Es ist vielmehr

seine erste. heilige Pflicht, die Stimme des Volkes zu hören und mit seinem Zustande zu vergleichen. Findet er, (nachdem er die Geschichte, die Urkunden und das unveräußerliche Menschenrecht zu Rath gezogen) nach einer strengen Prüfung, in den Beschwerden des Volkes gegründete Wahrheit, entdeckt er gegen ihre natürlichen oder zugestandenen Rechte eingeschlichene Mißbräuche, — so muß er ihr (der Rechte) erster Vertheidiger und Redner werden; aber weit entfernt, den Revoluzionsgeist anzufachen, wird er die einwirkenden Leidenschaften zu mäßigen suchen und den geraden Weg der Vernunft und Billigkeit gehen. Er wird keine Verfassung umstürzen und keine gewaltsamen Mittel brauchen, seinen Zweck zu erreichen; er wird sich blos Mühe geben, die Gerechtigkeit anschauend darzustellen und den leidenden Theil mit dem drückenden auszugleichen.

In dieser heilsamen Absicht und im Vertrauen auf ihre hohen, landesväterlichen Gesinnungen, verehrungswürdige Regenten! haben wir uns entschlossen, Ihnen gegenwärtige Schrift zur Beherzigung vorzulegen, vermittelst derselben wir die allgemeinen Klagen über die Einschränkungen der Freiheit und Rechte des Volkes in einem wahren Lichte darstellen und zugleich die Gründe anzeigen wollen, welche nach unsern Begriffen diese Klagen rechtfertigen. Da wir hiebei keine andere Absicht haben, als die Ruhe und Glückseligkeit des gesammten, lieben Vaterlandes zu erhalten und allen unseligen Folgen vorzubeugen, so sind wir weit entfernt, zu glauben, daß Sie diese Unternehmung mißbilligen, sondern Ihre unbezweifelte Großmuth setzt uns über alle Besorgnisse hinweg und Ihre thätige Volksliebe gibt uns die süße Hoffnung, daß Sie selbst zur Erreichung dieses gemeinnützigen Endzwecks aufs Kräftigste mitwirken!

Es sind vielleicht wenige, vielleicht ist kein einziger, der nicht unsere Regierungsform für eine Republik, als

die beste und zweckmäßigste anerkennt und keiner, der nicht die Konstituzion von Zürich über Alles erhebt, weil sie dem Bürger alle Rechte des Erwerbs zugesteht und alle Stände in Gleichheit setzt. Nur bedauert es jeder Landmann, daß diese Konstituzion innert die Mauern der Stadt vergraben und das Landvolk davon ausgeschlossen ist.

Eine solche Konstituzion ist nicht nur in Ansehung der Regierung, sondern auch in Hinsicht auf den Erwerb aller Volksklassen nothwendig. Daher der Mangel derselben die erste und allgemeinste Klage ist. Daß wir auch ohne dieselbe bis dahin wohl und väterlich regiert wurden, das haben wir dem gütigen Himmel und der Großmuth edler Menschen zu danken. Aber wer kann uns dafür Bürge sein, daß Volksliebe und Gemeinnützigkeit auf immer herrschende Tugenden der Obrigkeit seien, oder daß die Obrigkeit nicht dem Despotismus der Zünfte nachgeben muß, der schon seit Jahrhunderten dem Landvolk zusetzte und immerhin bemüht ist, — Alles seinem Eigennutz unterwürfig zu machen.

Wie billig ist also der Zuruf:

Gebt uns eine Konstituzion, die den Bedürfnissen des Landes angemessen ist und sorgt für die Garantie derselben!

Der Erwerb ist nächst diesem das wichtigste Bedürfniß eines wohl bevölkerten Staates, desnahen seine Einschränkung die zweite Hauptklage unseres Volkes ist.

Ueberall im Lande hört man sagen: Es ist kein Fleck in Europa, wo der Erwerb unter einem solchen Despotismus liegt! Wo der größte Despot willkührlich herrscht, darf das Genie, Handwerk, Gewerb und Handelschaft treiben; aber hier im Lande der Freiheit kann der geschickteste Kopf mehr nicht als Taglöhner sein! Hier soll er zufolge der positiven Forderung der Zünfte, die rohen Materialien von einem Bürger der Stadt erkaufen, sie

verarbeiten und — wieder an den Bürger verkaufen, wie z. B. die Fabrikazion der Baumwolle, womit der größte Theil des Volks sich beschäftigt. Niemand soll bei Konfiszirung der Waare, bei Geldbuße oder gar Leibesstrafen die Baumwolle auf den großen Handelsplätzen im Auslande kaufen, sondern er soll sie von einem Herrn und Bürger um denjenigen Preis annehmen, den er sich gern bezahlen läßt; diese darf er spinnen und weben, aber nicht einmal bleichen lassen. Ferner soll er bei vorerwähnten Strafen mit dieser seiner Arbeit (ungeachtet der billigen Abtragung des Zolls) nicht aus dem Lande gehen, noch sie im Lande selbst einem Fremden verkaufen mögen, sondern er soll gehalten sein, sie wieder an einen Herrn und Bürger der Stadt zu verkaufen, dem es frei steht, zu zahlen, was er will. Ja! der Landmann soll nicht einmal sein selbst verfertigtes Tuch zu eigenem Gebrauch bleichen oder drucken lassen, sondern dieß Bedürfniß von einem Kaufmann der Stadt um doppelten Preis annehmen.

Wie mit der Baumwolle, so verhält es sich auch mit der Seide und allen übrigen Manufakturen. — So können die Kaufleute der Stadt das Landvolk am Gängelbande führen; sie können die Kaufs- und Verkaufspreise verabreden und Alles thun, was den Eigennutz befriedigt, dagegen haben sie gegen den Landmann nicht die kleinste Verbindlichkeit auf sich. Wenn der Handel wegen Krieg oder einer andern Ursache sich verschlimmert, so darf der Kaufmann auf einmal sein Komptoir schließen und den Fabrikanten mit den Worten zurückstoßen: —

„Heute kauf' ich Nichts!"

So wie es sich mit den Manufakturen verhält, so verhält es sich mit den verschiedenen Viktualien, die uns das Ausland liefert, als Kaffe, Zucker, Tabak, Seifen u. s. w. Nur aus Gnaden darf der Landmann die Zurzacher Messe besuchen, inzwischen aber keine Spekula-

zionen machen, mit keinem Fremden kaufmänischer Geschäfte wegen korrespondiren, noch etwas von Gütern hereingehen lassen. Dieses ausschließliche Recht der Stadtbürger zu sichern und den fehlenden Landmann zu bestrafen, ist ein eigenes Tribunal, die Kaufmanns-Kommission, eingesetzt; die Glieder dieser Kommission sind aber die Kaufleute selbst, die, wie natürlich sehr scharfe Aufsicht hatten.

Wir dürfen diesem flüchtigen Umriß weder Schatten noch Kolorit geben. — Wir hoffen, daß er blos als Umriß angesehen werde.

Erstreckt sich aber dies ausschließliche Recht der Zünfte nur über die Handelschaft allein? Nein! auch die Professionen liegen unter ihrem Druck; zufolge desselben soll keiner thun dürfen, was er will und kann, bevor er sich dieses Recht von den Bürgern der Stadt, die seines Berufs sind — ums Geld erkauft hat, welches Geld zu nichts Besserem, als zu einem — Schmaus angewendet wird.

Die kostbaren Privilegien, die der Handwerker hiedurch erhält, dienen auf dem Lande zu weiter nichts, als daß Professionen mit Professionen sich um die Grenzen ihrer Gerechtsamen zanken, wie z. B. Schreiner und Zimmerleute, Schlosser und Schmiede, Schneider und Seckler ꝛc. Auch giebt es dem Pfuscher ein Bischen Brod und den Namen des Meisters, so wie es hingegen dem Genie drückende Fesseln anlegt. Indessen werden nur die gemeinsten Handwerker aus Gnaden privilegirt, künstliche und einträgliche Professionen, als Goldarbeiter, Kupferschmiede, Zinngießer, Weißgerber, Kamm- und Kartenmacher hat sich die Stadt vorbehalten; wer sich eine dieser Arbeiten auf dem Lande erlaubt, riskirt Konfiskation und Geldbuße.

Die dritte Hauptklage betrifft die Studierfreiheit. Es ist ein klarer Grundsatz, daß die Talente an keinen Ort gebunden sind, daß die gütige Natur sie auf die unei-

gemnützigste Art austheilte und daß sie auf dem Lande gedeihen, wie in der Stadt. Vielleicht ließ es sich physisch beweisen, daß die Geisteskräfte (und was sind Talente anders?) da am fruchtbarsten wären, wo die menschliche Natur unverdorben und man von der Weichlichkeit am weitesten entfernt ist. Daher treffen wir auf dem Lande, in den wenig kultivirten Gegenden, oft die größten Genie's an, die erstaunliche Anlagen zeigen, denen nichts als die Entwicklung fehlt, um dem Vaterlande damit nützlich zu sein.

Da nun nächst dem Regenten der Volkslehrer die nützlichste und unentbehrlichste Person ist, weil er durch Religion und Tugend die allgemeine Glückseligkeit am wirksamsten befördern kann. Ferner, da nur das Genie dieses ausgezeichneten Berufs würdig ist, weil nur dasselbe diesen heilsamen Zweck — durch Religion und Tugend die Menschen weiser und besser zu machen — erreichen kann. Wie gerecht ist somit die Klage über das ausschließliche Recht der Stadt, vermittelst dessen sie sich vorbehält, nur allein ihre Söhne, ohne Ansehung ihrer Talente, studiren zu lassen und solche, wenn sie den litterarischen Kours gemacht, dem Volk zu Lehrern aufzudringen, da hingegen das Genie auf dem Lande, sich selber unerkannt im Staube begraben liegt, weil ihm zu seiner Entwicklung alle Hülfsmittel abgeschnitten sind. Wir kennen viele treffliche und geistvolle Theologen, die ihres Amtes würdig sind und die wir auch zu schätzen wissen — dann aber auch viele solche, denen die erforderlichen Eigenschaften eines guten Predigers mangeln und denen man's ansieht, daß sie nur aus Bequemlichkeit, durch Gelegenheit oder aus einer Familien-Ursache Geistliche geworden sind. Daß es viele von dieser Klasse und weniger Genie als Pfarrer nur allein aus der Stadt von einem solchen Umfang geben muß, das hat seinen guten Grund; die großen Ge-

nie's aus einer Familie widmen sich dem Staat, der Handelschaft und den schönen Künsten, andere, die Theologie studiren, braucht man zu Professoren, Pfarrern und Diakonen in der Stadt. Da nun, wie vorhin erwähnt, das Amt eines Volkslehrers so wichtig ist und so vieles von seiner Fähigkeit abhängt, so bedauren wir herzlich, daß bis dahin für den von der Natur beglückten Jüngling auf dem Lande die Schulen und Kollegia seiner Vaterstadt verschlossen waren, und daß, wenn er auch anderswo für die Entwickelung seiner Talente sorgte, er brodlos schmachten und nie zu einer Pfrund gelangen konnte. — Die vierte Klage betrifft den Bauernstand. Es ist eine längst erwiesene Wahrheit, daß unter dem Monde kein Stand so gemeinnützig, so unentbehrlich, daher so achtungswürdig ist, wie der Bauernstand und dennoch, seitdem es Herren und Herrscher gab, schmachtete kein Stand unter solchem Despotismus. Von den höhern Ständen verachtet, von der Ehre ausgeschlossen, wälzte man auf ihn noch eine unerträgliche Last von Abgaben, wovon die Großen freiblieben. Unter allen Bauern in Europa war vielleicht nur der Schweizerbauer in einem erträglichen Zustande und genoß einer gewissen Freiheit und Sicherheit, allein wie sehr ist er dennoch allen andern Ständen nachgesetzt? Wie vieles muß er aufopfern? Der unbemittelte Gutsbesitzer, der schon Mühe hat, seinen Kreditoren die jährlichen Zinsen abzutragen und um deßwillen vor Aufgang der Sonne bis in die späte Nacht den mühsamsten Arbeiten, der brennendsten Hitze oder der üblen Witterung ausgesetzt ist, und nichts genießen darf, als ein Gemüs und eine abgerahmte Milch, hat noch den zehnten Theil seiner Produkte und mehr oder weniger belästigende Grundzinsen abzugeben, indessen der reichliche Kapitalist und der, der ein einträgliches Amt oder Gewerb hat, so wie der, der sich von einer fetten Pfründe ernährt, — nichts bezahlt.

Die mäßigen Abgaben sind ein nothwendiges Bedürfniß des Staates. Solche zu fordern, ist gerecht, sie zu verweigern, höchst ungerecht. Aber ist es billig, daß sie nur von dem Bauernstande erhoben werden? Wäre es nicht gerechter und eben sowohl möglich, daß ein jeder ohne Ansehung seines Standes, Amtes oder Gewerbs von jedem Hundert und Tausend seines Vermögens jährlich eine gewisse Taxe bezahlte, als daß der Bauernstand allein diese Last und unter diesen der Arme, wie der Reiche tragen soll? Und wie, wenn der Bauer bereit wäre, seine Obrigkeit oder einen andern rechtmäßigen Zehent-Herren auf eine billige Weise zu entschädigen? Was wäre dabei zu verlieren? Und der Grundzins, dieses beschwerliche Kapital, warum sollte es nicht zahlbar gemacht werden können? Ist es eine absolute Nothwendigieit, daß ein Gut auf ewige Zeit verschuldet sein und bleiben soll? Streitet dieses nicht viel mehr wider das republikanische System und ist es nicht noch ein Ueberbleibsel des verhaßten Feudal-Rechts? Ueber das, wie viele Schwierigkeiten verursachen die Grundzinse beim Kauf- und Verkauf der Güter? Wie manches schöne Gut ist um deßwillen verhaßt und findet keinen Käufer? Wie mancher arme Mann ist darunter gedrückt und wie mancher Reiche unzufrieden? Und was hätte abermals der Reiche zu verlieren, wenn ihn der Gutsbesitzer auf eine billige Weise entschädigte? Die Fragen sind wichtig und der strengsten Prüfung würdig.

Die fünfte Klage ist zwar nicht allgemein, aber von solchem Inhalt, daß sie vorzüglich gehört und befriedigt zu werden verdient.

Natürlicher Weise muß die Leibeigenschaft dem freien Republikaner so verhaßt sein, wie der Despotismus. Ist aber dieselbe in unserem Land völlig aufgehoben? Hat sie keine Spuren ihres Daseins mehr zurückgelassen? Ist nicht der Todtenfahl, den noch die Landvögte in einigen Di-

strikten fordern, ein Ueberbleibsel davon. Dieser Todtenfahl ist in denjenigen Gegenden, in denen er bisher gefordert wurde, um so mehr drückend, weil andere benachbarte Ortschaften davon frei sind; so wie jede Last drückender ist, wenn sie nur auf gewisse, nicht auf alle Theile zugleich gelegt wird. — Da die Klage über diesen Punkt nicht nur durch die Strenge, mit welchem er an einigen Orten erhoben wird, und durch das Bewußtsein, daß andere Einwohner davon frei sind, sondern auch hauptsächlich dadurch gerechtfertigt wird, daß der Fahl der republikanischen Verfassung und dem allgemeinen Menschenrecht entgegen ist, so hoffen wir, daß wir über diesen Punkt nicht weitläufiger handeln dürfen. — Eine sechste allgemeine Klage betrifft den Punkt der Ehre bei gleichem Endzweck, wobei sich auch das Interesse anschließt. Wie erstaunlich nun Ehre und Interesse auf die menschlichen Leidenschaften wirken, dafür mag die ganze Welt Zeuge sein, weil man diese bei allen Völkern, in allen Erdstrichen — freilich in mancherlei Schattirungen findet. An verschiedenen Orten mag die Ehre auf verschiedene Weise wirken. Hier wirkt sie hauptsächlich beim Militär und gibt zu gegründeten Klagen Anlaß. Die Errichtung einer Landmiliz ist für eine Republik von der höchsten Wichtigkeit, weil sie das Eigenthum derselben vertheidigt und sie vor allen feindlichen Eingriffen schützt. Jeder Republikaner hat deßwegen gleichen Zweck und gleiche Pflichten, sein Vaterland mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, warum sollte er aber dann nicht auch gleicher Ehre und gleicher Belohnung theilhaftig sein.

Indessen wie weit ist der Landmann dem Bürger der Stadt nachgesetzt? Jener kann nur stufenweise, durch eine lange Reihe von Jahren, ohne Ansehung seines Diensteifers, zu einer Offiziersstelle gelangen; dieser

hingegen kann auf einmal, ohne Rücksicht auf militärische Kenntnisse, Lieutenant und bald darnach Hauptmann, auch über die Korps der Landschaft werden. Unter ihm, als seinem Herrn, muß dann der tapferste, geschickteste Landmann als Korporal oder Wachtmeister dienen, bis sein militärisches Feuer durch Mißmuth ausgelöscht ist. Stehet die Republik in Gefahr, und es sollen Truppen an die Grenzen detachirt werden, so erscheint mit einemmal die Gleichheit auf unsern Sammelplätzen! Wir heißen dann Söhne der Freiheit! Retter des Vaterlandes! Daher eilen wir mit größter Bereitwilligkeit — die Last der Waffen und unsere Bedürfnisse über unsere Schultern gehängt — nach den Gränzen. Aber die Stadt liefert uns sodann keinen einzigen Soldaten, der als Bürger gleiche Unbequemlichkeiten auf sich nimmt; Nein! — sie liefert nur Lieutenants und Hauptleute, die für ihren großen Sold sich Pferde und alle Bequemlichkeiten verschaffen mögen. Wie sehr dieses der Verbesserung des Militärs nachtheilig sei und wie viel diese nothwendige Sicherheitsanstalt durch eine andere Einrichtung gewinnen würde, läßt sich leicht begreifen. Wir dürfen versichern, daß wir bei gleichen Rechte der Ehre, nicht nur tapfere und geschickte Anführer unserer Truppen, sondern auch viele theoretische und praktische Kenner der Geometrie und Militär-Architektur zu Offizieren hätten.

Endlich betrifft die siebente Klage verschiedene, durch alte Dokumente erweisliche Zivil-Rechte und Freiheiten der Gemeinden und ihrer respektiven Gerichte. Es ist keine Herrschaft, kein Hof und keine Gemeinde, die nicht von Alters her gewisse ihr selbst eigene und von der hohen Landesregierung zugestandene Freiheiten und Gerechtsame gehabt hätte, wie solches die Hof- und Gemeindröbel klar beweisen. Diese wußten aber die regierenden Herren Ober- und Landvögte nach und nach an sich

zu ziehen, und so das Volk immer mehr abhängig zu machen, ihr Ansehen zu vergrößern und ihr Interesse zu vermehren.

Warum die damaligen Vorgesetzten und Richter der Herrschaften, Höfe und Gemeinden der Sache ruhig zusahen, können keine andere, als folgende Ursachen sein: Erstens der Mangel an Kenntnissen ihrer Rechte, als noch die wenigsten schreiben und lesen konnten. Zweitens: die Unwissenheit von dem Einfluß, den beibehaltene oder verlorene Rechte in der Folge haben könnten. Drittens: der zu hohe Begriff von den regierenden Ober- und Landvögten, und endlich Viertens: die Schwäche der ersten Beamten, die sich die Gunst ihrer Prinzipalen um jeden Preis zu erkaufen suchten.

Zu gewissen Zeiten gab es Verschiedene, die solche Rechte zu schätzen wußten und sie auch zu behaupten suchten. In diesem Fall wurden sie ihnen allemal von neuem wieder zugestanden und von der hohen Landesobrigkeit versichert: Daß man sie bei ihren alten Freiheiten und Gerechtigkeiten — Briefen und Siegeln — schützen und sie keineswegs daran hindern wolle. Dessen ungeachtet wurden in keinem Zeitalter solche besondere Freiheiten und Gerechtsamen mehr beschränkt, als im 17 und 18ten Jahrhundert.

Die Gerichtsstellen verloren ihr Ansehen, und Ober- und Landvögte ließen den Richtern nur noch Kleinigkeiten übrig, mit denen sie sich nicht selbst beschäftigen mochten, daher sie selten mehr von vernünftigen und angesehenen, sondern vielmehr von schwachen und ehrsüchtigen Leuten gesucht wurden, denen der Titel mehr galt, als die Verwaltung des Amtes.

In diesen aufgeklärten Zeiten, wo man sich mehr um die Sache, als um den Schein bekümmert, erkennt man den Verlust ehemaliger Rechte, sucht und findet sie in den Dokumenten der Vorzeit. Daher entsteht dann die Klage

über die künstliche Einziehung derselben zu Handen höherer Justiz und das wohlgemeinte Ansuchen an die hohe Landes-Obrigkeit, daß sie den respektiven Herrschaften, Höfen und Gemeinden jene erweislichen Gerechtsamen wieder geben und die freie Ausübung derselben bestätigen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung des Memorials-Entwurf.

Nachdem wir nun die allgemeinen und besonderen Klagen des Landvolks im Kurzen dargestellt haben, so wollen wir nun sehen, in wie weit solche gerechtfertigt werden können. Zu dem Ende betrachten wir folgende drei Hauptstücke:

1) Das Verhältniß des Staats unter dem Bilde einer Familie.
2) Die Verdienste des Landvolks um das Vaterland und endlich
3) Das unveräußerliche Menschenrecht.

Wir betrachten:

1) Das Verhältniß des Staats unter dem Bilde einer Familie.

Kann wohl eine schicklichere Vergleichung angenommen werden, ist der Staat mit seinen Gliedern nicht einer bürgerlichen Haushaltung gleich; haben sie nicht einerlei Endzweck und Mittel, ihre Glückseligkeit zu befördern? Wir wollen demnach das vornehmste Gesetz, nach welchem eine bürgerliche Familie bestehen kann, mit wenigen Worten beschreiben, um dann unsere Begriffe von der Familie des Staats darauf zu gründen. Soll — so lehrt uns die tägliche Erfahrung — eine bürgerliche Familie bestehen,

soll der heilsame Endzweck, ihre Wohlfahrt und Sicherheit zu befördern, — erreicht werden, so müssen alle Söhne von dem Vater gleiche Rechte und Freiheiten genießen, so wie sie auch gleiche Obliegenheiten haben, zum Wohl derselben Alles Mögliche beizutragen und ihr Eigenthum zu schützen. Ausschließende Rechte der Einen zum Nachtheil der Andern streitet wider die natürliche Ordnung und zerreißt das Band häuslicher Glückseligkeit. Nun sind wir Alle, der Kleine wie der Große, der Arme wie der Reiche, der Landmann wie der Bewohner der Stadt, Bürger der Republik und Glieder einer großen Haushaltung. Als solche hat daher jeder die Obliegenheit, zum Wohl des gemeinen Wesens das Seinige beizutragen und das Eigenthum desselben auf alle Weise zu schützen. Dagegen wird aber auch erfordert, daß alle ohne Unterschied nach gleichen Gesetzen regiert und mit gleichen Rechten und Freiheiten begabt seien. Daß wir in Hinsicht unserer Obliegenheit gegen den Staat zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt und Sicherheit, das unsere gethan haben, dafür ist uns das Zeugniß unserer Theuersten Landesväter Bürge. Jene beförderten wir durch unsere unermüdete Thätigkeit, sowohl im Feldbau, als in der Industrie, so wie auch durch willige Entrichtung unserer Abgaben. Diese durch Anschaffung eigener Waffen, durch Uebung in denselben zu Friedenszeiten und durch die stete Bereitwilligkeit, das Vaterland zu vertheidigen und sein Eigenthum zu schützen. — Noch athmet reiner Patriotismus in den Söhnen des Vaterlandes! Nie werden sie als gute Bürger, die Quellen der Staatseinkünfte trüben, noch ihren nöthigen Zufluß zu hemmen suchen, und immer bereit sein, das Eigenthum der Republik mit Muth und Kraft zu vertheidigen, und Leib und Blut dem Vaterlande aufzuopfern. Dagegen ist es aber auch billig, daß sie mit andern Staats-

bürgern, nach gleichen Gesetzen regiert und mit gleichen Rechten belohnt werden. Welches sind aber die vornehmsten Rechte eines freien Bürgers? Unstreitig folgende: Sicherheit gegen Despotismus und gegen drückende Auflagen, Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des Erwerbs und ungehinderter Gebrauch der Talente, Antheil an der Ehre und öffentlichen Achtung.

Alle diese herrlichen Vorrechte genießt der Bewohner der Stadt Zürich in einem vorzüglichen Grade; aber genießt sie auch der Landmann, der als Mensch und Bürger der Republik gleiche Ansprüche machen darf, so wie er auch mit jenem gleiche Pflichten dem Vaterland schuldig ist? Diese Frage ist durch die vorstehenden Klagen vollkommen beantwortet und erwiesen, wie weit der Landmann den freien Bewohnern Zürichs nachgesetzt ist; daß aber eine solche Nachsetzung in dem gegenwärtigen Zeitalter kränkend sei und daß Kränkungen dieser Art so leicht die schöne Familienharmonie zerstören könnten, ist leicht zu begreifen. Daher rufen der Geist der Zeit und das gegenwärtige Bedürfniß unserer hohen Landesobrigkeit zu:

Väter des Vaterlandes! Schließt doch Freiheit und Gleichheit nicht in düstre Mauren ein, sondern verpflanzet sie uneigennützig und großmüthig bis an die äußersten Grenzen eures Gebiets, damit Friede, Ruhe und Eintracht ewig auf eurem Lande wohnen!

Wir betrachten zweitens: die Verdienste des Landvolks um das Vaterland. Es ist unläugbar, daß sich das Landvolk schon vor langem und bis hieher um das Vaterland verdient gemacht hat. Wer half im 14 und 15ten Jahrhundert der Stadt Zürich so muthig ihre Freiheit vertheidigen, die von der Rachsucht des gekränkten Adels, den Intriguen des Hauses

Oestreichs und der Macht des Karls von Burgund zernichtet werden sollte? Woher kam der schnelle Sukurs, der den Ritter Mannes und sein kleines Heer bei Tätweil rettete, als der feige Braun die Flucht nahm? Gründete sich nicht auf diesen glücklichen Sieg die schwankende, bedrohte Freiheit der Stadt? Wer schlug ferner mit Waldmann für Zürich in den burgundischen Kriegen? und wie treu hielt sich die Landschaft bei den Fehden der Eidgenossen in Zürich?

Wir leiten hieraus eine Frage ab, die unserem Zweck gemäß ist, nämlich: können ohne vortheilhafte Bedingungen, oder ohne zuverlässige Erwartungen einer angemessenen Belohnung freiwillige Dienste und Aufopferungen geschehen? Hatten wohl unsere Väter im 14ten Jahrhundert keine andere Absicht ihres kühnen Streites gegen Zürichs Feinde, als den Bürger dieser Stadt zum freien und unabhängigen Herrn und Herrscher zu machen? Sollten nicht vielmehr Versicherungen auf gewisse, den damaligen Bedürfnissen angemessenen Freiheiten und Gerechtsame die große Triebfeder der umliegenden Ortschaften gewesen sein, Leib, Blut und Eigenthum für die Stadt aufzuopfern? Die Geschichtschreiber schweigen; aber die Wahrheit dieser Fragen bestätigt sich durch lang vergessene Zungen und durch die Folgen der Zeit.

Wirklich waren den braven Waffenbrüdern der Stadt entweder vortheilhafte Bedingungen zugestanden oder ihre treuen Dienste durch schöne Freiheiten belohnt. Noch waren diese ihren Nachkömmlingen heilig und sie vertheidigten sie nachdrücklich, als der despotische Waldmann ihnen solche entziehen wollte. Oder lagerten sich etwa die Bauern, am Zürichsee und aus verschiedenen Herrschaften, 1489 nur um eines Sittenmandats, und die jenseits des Albis nur um ihrer Hunde willen vor Zürich, wie einige Schriftsteller zu sagen belieben? Die Urkunden aus

dieser Zeit und die Archive der sieben löblichen Kantone, deren Boten die damalige Vermittlung zwischen der Stadt und dem Lande bewirkten, mögen Zeugen sein.

Seitdem nun die Schweiz in diese glückliche Ruhe versetzt wurde, hat sich das Landvolk durch Fleiß und Thätigkeit sowohl in Anbauung des Landes als durch die Industrie neue Verdienste erworben, welch letztere die Handelschaft von Zürich möglich machte und dem Staate seine Reichthümer gab. Kann man nun keineswegs in Abrede sein, daß unsere Väter für ihre Tapferkeit und Treue mit verschiedenen Freiheiten und Gerechtsamen belohnt und solche auch ihren Erben auf ewige Zeiten zugesichert wurden, und kömmt noch dazu die unverbrüchliche Treue ihrer Söhne am Vaterland, die immer fortdauernde Achtung und Hochschätzung der Obrigkeit, die Liebe zur Ordnung und zweckmäßiger Einrichtung, die gemeinnützige Thätigkeit und der Kunstfleiß, der dem Landmann einen gewissen Wohlstand und dem Staate Reichthümer gab, wie billig ist es denn, daß ihnen ihre uralten Privilegien von neuem garantirt und dasjenige nachgelassen oder zugestanden werde, was das jetzige Bedürfniß erfordert.

Man möchte sich vielleicht wundern, warum das Landvolk seine alten Rechte bisher weder aufsuchte, noch erneuerte. Wir antworten, weil solche ihnen kein Bedürfniß waren, als noch der Landbau die kleine Zahl der damaligen Einwohner hinlänglich beschäftigte. Erst seit Einführung der Industrie wurde die Bevölkerung möglich gemacht und durch diese schnelle Veränderung sind Bedürfnisse entstanden, die man vorher nicht kannte; daß aber das Volk im jetzigen Sekulo bis in das letzte Jahrzehend schwieg, war natürlicherweise der Mangel an Hülfsmitteln, etwas mit Nachdruck zu thun, so wie das Bewußtsein, daß die eidgenössischen Regierungen einander ihre Verfassungen

und ausschließende Rechte garantirt, Schuld. Mehr noch als dieses schreckte sie die Allianz mit dem französischen Hofe zurück, dessen despotische Monarchen gewohnt waren, die Klagen ihres eigenen Volkes mit zehntausend Kriegsknechten zu beantworten, die sich nur zu gerne in die schweizerischen Angelegenheiten mischten.

Endlich betrachten wir Drittens noch:

Das unveräußerliche Menschenrecht. Dieses sagt: Ein jeder Mensch wird frei geboren; es ist keine Ungleichheit vor den Gesetzen; ein jeder hat gleiche Ansprüche sowohl auf die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums, als auf den freien Gebrauch seiner Talente und seiner Geschicklichkeit. — Staaten mögen Länder gekauft haben, konnten sie aber auch zugleich seine natürlichen Rechte erkaufen, und dasselbe von dem Genuß der allgemeinen bürgerlichen Freiheit ausschließen und ihrer Willkür unterwerfen? Dem biedern Mann ist es gleichviel, welchem Staat er angehöre und wie er ihm angehöre, ob er ursprünglich darin geboren, oder ob er vor Jahrhunderten, ehe das Volk seine Rechte kannte und der grausame Despot mit ihm handelte, wie mit seinem Vieh — erkauft, oder durch das Schwert erobert worden sei. Gegenwärtig hält er sich für ein Individuum des Staats und für ein unveräußerliches Eigenthum desselben.

Ursprünglich gehören alle Menschen Gott an. Sie alle zusammen machen die große Familie auf Erden aus, so wie Eltern und Kinder die bürgerliche Familie ausmachen. Da nun ohne usurpatorische Gewalt kein Vater über Leben und Eigenthumsrechte seiner Kinder willkürlich verfügen, dasselbe dem einen entziehen, dem andern geben, noch an Fremde veräußern kann, eben so wenig darf ein Herrscher ohne usurpatorische Gewalt seine Unterthanen willkürlich behandeln, die einen mit ausschließenden Rechten versehen, den andern ihre ursprünglichen

Rechte rauben, oder sie veräußern, weil sie nicht sein Eigenthum, sondern das Eigenthum seiner Unterthanen sind. Wenn also Völker auf diese Art ihrer natürlichen Rechte beraubt worden sind, so können sie diesen Raub zurückfordern und wäre es durch einen Kauf geschehen, so ist der Kauf ungültig, weil er ungerecht ist. Es ist nur ein Vorurtheil des unwissenden Volkes gewesen, wenn es bis dahin die Souveränität der Regierung, vermittelst derselben sie über Leben und Eigenthum des Volkes willkürlich verfügen konnte — für eine unmittelbare göttliche Verordnung hielten. Denn sie sind nach den ewigen Urkunden des Menschenrechts nichts anders, als Repräsentanten des Volks, und lange hingen sie von der freien Wahl desselben ab, wie noch heut zu Tag in den demokratischen Kantonen der Schweiz, wovon uns die alte Geschichte der Völker das unläugbarste Zeugniß gibt. Wie sich aber der ehemalige Repräsentant zum Souverän erhob und die ursprüngliche Verfassung durch Jahrhunderte sich so erstaunlich veränderte, — ist leicht zu begreifen.

Güte und Unwissenheit auf der einen und Ehrgeiz und Herrschsucht auf der anderen Seite, wozu noch eine dritte Ursache kommt, nämlich eine übel verstandene, zu Kunstgriffen mißbrauchte Religion, die jede unbedingte Unterwerfung für unmittelbaren göttlichen Befehl ausgab, — machten diese Aenderung möglich. So war bei Entstehung der menschlichen Gesellschaft, welche bald eine gewisse Regierung nothwendig machte — jener Erste, der freiwillig von der Gesellschaft zum Richter erwählt wurde — Gemeinvater, ihm folgte sein ehrgeiziger Sohn und dieser war Gemeinherrscher. Ein Dritter wußte unbewehrte Hirten zu Sklaven zu machen, und dem Vierten waren sie schon willig, sein Joch zu küssen. So wurde allmählig aus dem Vater ein Despot. Sein Wille wurde zum Gesetz und sein Wort Tod und Leben. —

Die Regenten also, sowohl die monarchischen, als republikanischen, sind ihrer Natur und Entstehung nach nichts anders, als Repräsentanten des Volks. Das Volk ist nicht um ihretwillen, sondern sie sind um des Volkes willen da und haben die Pflicht, dasselbe glücklich zu machen, so wie das Volk ihnen Achtung, Gehorsam, Sicherheit und Unterhalt schuldig ist. Wenn nun dieses ein unumstößlicher Grundsatz des allgemeinen Menschenrechtes ist, nach welchem selbst die Fürsten beurtheilt werden müssen, wie können denn republikanische Städte sich die Souveränität über das Volk eines Landes anmaßen, das sie einmal von einem verarmten Grafen oder Edelmann um einen unbedeutenden Werth erkauft hatten, dessen wahres Eigenthum es nie war, der es nur als Ursurpator besaß und sich auch nie, als Vasall eines höheren Hauses, die Souveränität anmaßen durfte? Wie können sie ihnen um deßwillen die bürgerlichen Rechte versagen, den Erwerb beschränken, vom Antheil der Ehre ausschließen und wie Leibeigene behandeln? Es ist erwiesen, nur das Land und nicht das Volk war gekauft. Aber auch das Land, das durch seine Erzeugnisse der Stadt so nothwendig geworden ist, das ihr die unentbehrlichsten Bedürfnisse liefert und die Staatseinkünfte so sehr vermehrt hat, übersteigt dieses in seinem Werth nicht unendlich weit die Summe des Ankaufs? Rechnet man noch dazu die vielen tausend Einwohner, die mit dem Ankauf des Landes dem Staat einverleibt worden sind, die von da an die Pflicht für Wohlfahrt und Sicherheit des Staats nie vergaßen und mit den andern Bürgern gleiche Verdienste des Fleißes und der Tapferkeit erworben hatten, auch mit diesen gleiche Rechte von Geburt haben, wie kann man ihnen denn länger den Namen der freien Bürger, die Rechte des Erwerbs, den freien Gebrauch ihrer Talente streitig machen und ihnen die öf-

sentliche Achtung versagen? So haben wir nicht nur die Beschwerdepunkte des Landvolks über seine eingeschränkten Rechte angezeigt, sondern auch durch das Verhältniß des Staats und seiner Glieder, durch die Verdienste des Landvolks ums Vaterland und durch das allgemeine Menschenrecht erwiesen, daß dem Landmann eben diejenigen Freiheiten gebühren, welche der Einwohner der Stadt in vollem Maaße genieß't. Wir bitten Sie deßhalb theuerste Landesväter! den Inhalt dieser Schrift wohl zu beherzigen und aufs Genaueste zu prüfen. Bei einer solchen Prüfung werden Sie finden, daß sich die Sache auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit gründet und daß die vorgesetzten Klagen nicht nur angehört, sondern auch befriedigt zu werden verdienen. Wie aber eine solche Befriedigung möglich ist, das muß ein sehr wichtiger Gegenstand Ihrer Berathung sein. Das Geschäft ist mühsam und erfordert die größte Klugheit. Zwei durch ungleiches Interesse geleitete Partheien, auf der einen Seite ein klagendes Volk in einem unruhigen Zeitalter, auf der andern Seite die Zünfte, die keiner Aufopferung gewohnt sind, mit einander auszugleichen. — Diese erforderliche Klugheit besitzen Sie, theure Landesväter! und zwar in einem vorzüglichen Grade, welche sich von jeher und besonders die drei letzten Jahre so rühmlichst erwiesen hat. Wenn Ihr kluges Benehmen in den kritischen Zeitumständen selbst von den Höfen, wie von der französischen Nazion, als die tiefste Staatskunst angesehen worden und uns den schönen Frieden und die Freundschaft der Kriegführenden Mächte zugesichert hat, welch einen Trost gibt uns dann die Hoffnung, daß Sie mit der gleichen Mühe auf die innern Angelegenheiten Ihres Staates wirken, wie auf die äußern. Auch läßt sich von Ihren hohen landesväterlichen Gesinnungen er-

warten, daß Sie bereitwillig sein werden, zum allgemeinen Wohl dasjenige zu verbessern, was die Zeit und Umstände nothwendig gemacht haben. Dieses kann um so viel eher geschehen, da die Grundverfassung des Staats immer dieselbe bleiben kann. Sie leidet keine Veränderung, sondern wird nur allgemeiner und über das ganze Land ausgebreitet. Auch verliert der Bürger keines seiner Rechte, er theilt sie nur mit dem Landmann und befolgt dadurch den schönen, evangelischen Grundsatz: Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen thun sollen, das thut auch ihr ihnen. — Dieser Grundsatz ist so alt als die Gerechtigkeit und Billigkeit, und liegt in dem ewigen Gesetze der Natur; daher seine Gültigkeit kein Zeitalter aufheben kann. Heilighaltung desselben bleibt immer die erste Pflicht und seine Ausübung die vornehmste Tugend der Menschheit. Beides darf ein Bürger des Staats von dem Anderen, ein Glied der Gesellschaft von den andern Gliedern zufolge des gesellschaftlichen Vertrags mit Recht fordern. Ueberzeugen Sie deßhalb, theuerste Landesväter! Ihre Mitbürger von dieser wichtigen Wahrheit, und suchen Sie dieselben in Hinsicht auf die eingeschlichenen Mißbräuche gegen die ursprünglichen und zugestandenen Rechte des Volks zu einer freiwilligen Aufopferung zu bewegen. Eine solche billige Aufopferung wird das Heil des gesammten Vaterlandes sichern und jeder übeln Folge in Zeiten vorbeugen.

Wahrscheinlich wird man uns aber mit der Vorstellung befriedigen wollen, daß wir bis dahin glückliche Leute gewesen seien, daß ein Jeder seinen Unterhalt gefunden und nach dem Grad seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit eines gewissen Wohlstandes genossen habe. Diese Vorstellung wird aber das Volk so wenig befriedigen, als wenn der Herr seinem Knechte demonstriren wollte, daß sie beide glücklich wären. Auch bei gleicher Nahrung und

bei gleicher Arbeit weiß doch der Knecht, daß sein Meister einen freien Willen hat und daß der seinige der Willkür unterworfen ist. Deßwegen muß er ihn beneiden, weil, wie wir Eingangs erinnert haben, die Liebe zur Freiheit allen Menschen eigen ist. Da nun das Landvolk den Bewohner der Stadt im Besitz aller Vorzüge sieht und seine gänzliche Abhängigkeit fühlt, ferner da das Recht der Menschheit, das Verhältniß seiner Person zu den andern Gliedern des Staats und seine eigenen Verdienste ums Vaterland ihm ähnliche Vorzüge und den Gebrauch seines freien Willens versichern, wie sollte er sich dann mit jener Vorstellung zufrieden geben, und auf das Recht eines freien Mannes Verzicht thun können?!

Sechstes Kapitel.

Familien Nachrichten. Zweites Verhör. Krankheit. Schiefes Urtheil über das Memorial und dessen Verfasser. Finalverhör. Abführung in den Oetenbach. Entdeckung. Nachricht von dem zu erwartenden Urtheil. Mein Bruder bringt die Nacht bei mir im Gefängnisse zu. Publikazion des Endurtheils. Vierjährige Verbannung aus der Eidsgenossenschaft. Gemüthsstimmung. Vorschlag nach Amerika auszuwandern. Beschluß der drei Verbannten.

Die Untersuchungen dauerten fort; indessen die gefänglich Eingezogenen unter verschiedener Behandlungsweise ausharren mußten. Ich dankte es der gütigen Vorsehung, daß ich in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft mir nicht allein überlassen war, sondern in Gesellschaft meines treuen Freundes und Leidensgefährten Ryfel mich befand. Die gewaltsame Trennung von den lieben Meinigen that mir sehr wehe, so wie ich auch für meine Praxis und meine

weitere ökonomische Lage Nachtheil zu erwarten hatte. Am achten Tage vernahm ich die Niederkunft meiner lieben Gattin, bei welcher Nachricht mir wohlweislich ihre bedenklichen Umstände verhehlt wurden. Sie befand sich am Rande des Grabes und verdankte ihre Rettung der Geschicklichkeit und Sorgfalt meines Freundes, des Herrn Chirurgus Bodmer.

Das zweite Verhör wurde mit mir vorgenommen; in diesem handelte es sich um die eigentliche Entstehung des Memorials. Ich erklärte, daß dasselbe als von der seit einiger Zeit am See gebildeten Lesegesellschaft ausgegangen zu betrachten, der Artikel über die Beschränkung des Handels und der Gewerbe von dem Herrn Seckelmeister Stapfer, von Horgen, welcher denselben schon vor Langem der Gesellschaft einmal vorgelesen habe, das Geschichtliche des Memorials von dem mitgefangenen Freunde Ryfel und das Familiengemälde von mir verfaßt worden sei. Der Umstand, daß ich Nehracher verschonte und nicht damals schon als Mitarbeiter angeben wollte, zog mir heftige Vorwürfe der Kommission zu. Die mir unterschobenen Absichten kränkten mich tief; ich alterirte mich sehr, und wurde darauf von einem Gallenfieber überfallen, wovon ich jedoch durch die ärztliche Hülfe des Herrn Stadtarztes Meyer und die theilnahmsvolle Pflege meines Mitgefangenen Ryfel bald wieder befreit wurde.

Die Zeit der Untersuchung wurde benutzt, die Verbreiter des Entwurfs theilweise einzuziehen, die Gefangenen als revolutionäre Brauseköpfe im In- und Auslande verächtlich zu schildern und sie einer schlechten Tendenz zu beschuldigen. Geflißentlich verheimlichte man, daß das Memorial bis jetzt nur noch Entwurf gewesen sei, den man auf inquisitorische Art sich zugeeignet hatte, somit noch keine vollendete Arbeit war, die man in dieser Gestalt der Regierung hatte übergeben wollen, da sie ja noch der Prü-

fung verständiger Männer, ihrer Genehmigung oder Verwerfung im Ganzen oder in einzelnen Theilen hätte unterliegen sollen. Daher kam es denn auch, daß bei der Nichtbeachtung dieser Umstände Geschichtschreiber den Verfassern des Entwurfes von 1794 unlautere Absichten unterschoben und als unüberlegten, unzeitigen und übertriebenen revolutionären Eifer bezeichneten.

Endlich kam es zum Finalverhör, in welchem ich aufgefordert wurde, Gott und die hohe Landesobrigkeit um Verzeihung meiner begangenen, schweren Vergehen zu bitten; worauf ich entgegnete, keiner Uebertretung eines Gesetzes mich schuldig zu finden, und da ich weder von einer Beleidigung Gottes, noch der hohen Landesregierung wisse, so solle man mir keinerlei Abbitte zumuthen.

„Da sehen sie, meine Herrn! den ruchlosen Menschen!“ äußerte Junker Präsident, zornig seine geballten Fäuste an die Seiten setzend,— „der nicht einmal ein Vergehen an „sich kommen lassen will. Gehe er nur wieder in seinen „Arrest; die Regierung hat schon Mittel, ihn eines An„dern zu belehren.“ —

Nach einigen Tagen wurde ich aus den Armen meines Freundes und Mitgefangenen gerissen, in nächtlicher Stunde unter starker Bedeckung aus dem Gefängnisse geholt und in den sogenannten Oetenbach abgeführt, wo ich sofort bei einer elenden Suppe, Wasser und Brod schmachten mußte, auf welche Behandlung ich krank darnieder lag. Nach vierzehn Tagen kam ich ins Verhör vor die Herren Nachgänger, auf welches ich nach deshalb eingelegter Beschwerde die Erlaubniß erhielt, auf eigene Kosten bessere Nahrung mir reichen zu lassen. Wieder abgeführt in meinen Kerker, fand ich Gelegenheit, in den nächsten Tagen eine für mich nicht unwichtige Entdeckung zu machen. An einem Samstag erschienen die Gefangenwärter zur Reinigung der Gefängnisse. Während ihrer Beschäftigung

entspann sich unter ihnen ein Streit; der eine behauptete, es habe schon 6 Uhr geschlagen, der andere verneinte es. Auf einmal ruft einer derselben: Herr Nehracher, wie viel habt ihr auf eurer Uhr? — Bei dem Namen Nehracher, wurde ich wie vom Donner gerührt. Mein Gott! rief ich aus, armer Freund! theilst du das gleiche Loos mit mir? — So vernahm ich, daß meine beiden Freunde, Nehracher und Staub von Pfäffikon im gleichen Gefängnißhause mit mir sich befinden. Nun gab ich mir alle Mühe, den Wächter für mich zu gewinnen, was mir gelang; ich wurde nun in Kenntniß gesetzt, wann und wie meine Freunde hieher kamen, und jetzt fehlte es uns nicht an Mitteln, uns gegenseitig Nachrichten mitzutheilen. Zu meiner besseren Verpflegung erhielt ich noch die Erleichterung, medizinische und chirurgische Bücher lesen zu dürfen. Die Zeit der Weihnacht war nahe; unvergeßlich traurig durchlebte ich diese Tage; denn die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Meinigen hatte die erste Höhe erstiegen. Ich berechnete, wie manchmal ich in meinem Zimmer in einer Stunde, in einem Tage, in einer Woche und zuletzt in einem Monat auf und abgehen könne, und hielt diese letzte Zeit als den längsten Zeitraum der noch dauernden Trennung und Gefangenschaft. Unser Schicksal war seiner Entscheidung nahe; denn der dreizehnte Januar war als der Tag bestimmt, an dem unser Urtheil gefällt werden sollte. Die Art und Weise, wie wir bis jetzt behandelt wurden, konnte uns einen Maaßstab für den bevorstehenden richterlichen Entscheid abwerfen.

Den vierzehnten Januar trat mein lieber Bruder, Gerber Pfenninger, in Begleit des Verwalters vom Oetenbach zu mir ins Gefängniß, und machte mich, so viel man vorläufig erfahren konnte, mit dem zu erwartenden Urtheil bekannt. Eine Thräne entfiel seinem bekümmerten Auge. Mein Gott! sprach ich, ist es möglich, daß die Regie-

rung so hart gegen uns verfahren kann, und mich, der ich kein Verbrecher bin, als solchen behandle? O armes Weib! — o arme Kinder! — o gute, bald achtzigjährige Mutter! — wie werdet ihr eine solche Nachricht ertragen?! Es verursachte meinem guten Bruder Mühe, meinen herben Schmerz zu besänftigen, der selbst in Gegenwart des Regierungs-Dieners in Verwünschungen und Klagen über die Ungerechtigkeit derselben auszubrechen begann. Der innere Sturm legte sich, und ich versank in stilles Nachdenken.

Mein lieber Bruder verließ mich mit dem Versprechen, die Erlaubniß nachzusuchen, die nächste Nacht bei mir im Gefängnisse zubringen zu dürfen; es wurde ihm zugesagt. Diese Zeit suchte er zu benutzen, um mir Ruhe und Trost einzuflößen und mein Herz mit Erwartungen einer besseren Zukunft zu erfüllen, indem er mir sagte: es sei ihm von mehreren Seiten Hoffnung gemacht worden, daß wahrscheinlich in kurzer Zeit eine Abänderung des Urtheils erfolge. Gleiches wurde mir von später mich besuchenden Freunden und Verwandten mitgetheilt, welche mir noch besondere Sorgfalt anempfohlen hatten, die größtentheils gute Stimmung für mich nicht durch harte Aeußerungen über das Urtheil zu zernichten.

Der Besuch guter Freunde und ihr wohlmeinender Rath besänftigte meine aufgeregte Gemüthsstimmung, und ich entschloß mich, in mein obwohl hartes Schicksal mit Geduld mich zu fügen. Den fünfzehnten hatten wir vor der Kriminalverhör-Kommission zu erscheinen, von welcher uns das Urtheil, also lautend, vorgelesen wurde:

Aus den Akten erhellt: daß sich Hafner Nehracher, von Stäfa, als den eigentlichen Verfasser einer Schrift (des Memorials) anerkannt, die voll von Grundsätzen und Forderungen ist, welche die öffentliche Ruhe und die bisherige glückliche Verfassung unsers Landes hätte untergra-

den und sogar offenbare Zwietracht zwischen Stadt und Land veranlassen können; daß er ferner diese Schrift zum zweiten Mal umgearbeitet, von denselben Kopien verfertigen lassen, und erst nachher einen Auszug:

„Benachrichtigung an unsere lieben Mitlandsleute" betitelt, ausgefertigt und auch den unordentlichen Zusammenkünften zu Stäfa und Meilen beigewohnt hat;

Daß der Chirurgus Pfenninger, von Stäfa, die erste Veranlassung zu dieser Schrift gewesen, indem er den Nehracher dazu aufgefordert, auch demselben zwei Aufsätze:

„Das Familiengemälde und die Rechte der Menschen" betitelt, als Materialien geliefert, daß er ferner an Ausbreitung dieser Schrift gearbeitet, indem er zu diesem gefährlichen Endzweck sie zuerst außer seiner Gemeinde bekannt gemacht, desgleichen die unordentlichen Zusammenkünfte, zu Stäfa und Meilen, mit veranlaßt hat, zu welch letzterer auch Personen aus andern Gemeinden, denen diese Schrift noch nicht bekannt war, berufen wurden und zugegen gewesen sind, und endlich, daß er der obgedachten Versammlung zu Meilen noch am Morgen beigewohnt und an ihren Berathungen thätlichen Antheil genommen, als er schon zur Verantwortung nach Zürich zitirt worden, und an dem gleichen Tag dort erscheinen mußte;

Daß der Chirurgus Staub, von Pfäffikon, nachdem er durch seinen Lehrknaben die Kopie der einen Hälfte der Schrift vom Chirurgus Pfenninger, zu Stäfa, im Herbst erhalten, und die andere Hälfte ihm letzterer selbst in den ersten Tagen Novembers überbracht, allererst einem Manne von Wald und hernach verschiedenen Personen zu Fehraltorf, Pfäffikon und Münchalttorf bekannt gemacht,

am Tage vor der Meiler Versammlung, in der Sonne zu Stäfa, sich nicht nur als Anhänger der Schrift unterschrieben, sondern auch den Trompeter Bachofner, von Altorf, der ein Gleiches that, verleitet hat, die Namen zweier anderer Männer von Altorf beizusetzen, und endlich von dem Augenblick seiner Rückkunft bis am folgenden Freitag durch Ausbreitung des strafbaren Memorials und dadurch gemachter, mit einigen Zusätzen vermehrter Auszüge, mehrere Anhänger für dasselbe zu erhalten sich eifrigst bestrebte.

Nachdem nun alle diese Personen, ungeachtet sie die glückliche Verfassung und den blühenden Zustand des Landes, sowie die Milde der Regierung selbst anerkennen mußten, sich ein so schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, und zwar größtentheils, was die strafbaren, für die Ruhe des Landes gefährlichen Versammlungen und mehrere Herumbietungen der Schrift anbetrifft, nachdem sie schon wußten, daß die hohe Landesobrigkeit mit Entdeckung derselben beschäftigt war, und die weitere Ausbreitung derselben zu hindern suchte.

So haben M. Gnd. H. H. in reifer Erwägung aller Umstände und in Rücksicht auf das von den Schuldigen gegebene feierliche Versprechen ihrer aufrichtigen Reue und künftiger Besserung, so wie auch in Hinsicht auf die Ruhe des Landes und in der Hoffnung, daß selbige in Zukunft vor dergleichen gefährlichen Bewegungen verwahrt bleiben werden, sich einmüthig in Gnaden dahin erkennen wollen:

Die Schuldigen ihres Arrests mit Auflegung der darüber ergangenen Kosten zu entlassen und sie zur Versicherung ihrer Reue und Besserung, den Hafner Nehracher zu 6 Jahr, den Chirurgus Staub und Pfenninger jeden für 4 Jahre aus gesammter, löblicher Eidgenossenschaft wegzuweisen; wobei jedoch jedem aus ihnen überlassen sein soll, den Ort, wo er sich hinbegeben will, aus-

zuwählen, wonach dann jeder von ihnen besonders in der Stille über die Grenzen gebracht werden solle. Sollte übrigens dem einen oder anderen ein Heimathschein zu seinem besseren Fortkommen behülflich sein, so soll ihm die Ausfertigung eines solchen nicht verweigert werden, sowie man auch, wann der eine oder andere sein Glück anderswo suchen will, ihm nebst seiner Familie sein Haab und Gut verabfolgen lassen wird. Wann endlich nach Verfluß der festgesetzten Jahre die Schuldigen in ihr Vaterland zurückkommen wollen, und sie Zeugnisse einer stillen und unklagbaren Aufführung aufweisen können, so mögen sie alsdann bei M. gnd. H. H. Räth und Bürger eine ehrerbiege Bittschrift für ihre Begnadigung einlegen, worauf dann M. gnd. H. H. ihnen das Land wieder in Gnaden öffnen wollen.

In Folge dieses Urtheils soll das Signalement dieser drei Hauptschuldigen den hiesigen betreffenden Stellen, allen löblichen Ständen der Eidgenossen und den HH. Landvögten in den gemeinen Herrschaften mitgetheilt, die Anzeige und Exekuzion der Sentenz aber den H. Nachg. aufgetragen werden, — welche den angemessenen Erinnerungen noch die ernstliche Warnung beifügen werden: daß sich keiner aus ihnen bei schwerer Verantwortung und Strafe gelüsten lassen soll, das gegen ihn verhängte Bannissement zu übertreten. —

Ein solches Urtheil, das nur von einem Richter in eigener Sache gefällt werden konnte, dem nicht das Recht, sondern die Willkür heilig war, mußte für die Betreffenden, da der Memorials-Entwurf auf unumstößlichen Thatsachen und unwiderlegbaren Wahrheiten beruhte, sehr befremdend und niederschlagend sein. Wäre ich nicht durch den Zuspruch meiner Freunde, die in der letzten Zeit der Gefangenschaft mich besuchen durften, vorbereitet und in eine ruhige Stimmung versetzt worden, ich hätte mich

nicht erwehren können, vor den Schranken der Commission meine bittersten Beschwerden zu äußern. Mein gerechter Unwille verwandelte sich in eine unbeschreibliche Wehmuth, so daß ich im Hinblick auf meine Familie, meine liebe Gattin und sechs unerzogene Kinder, von denen das älteste erst das neunte Jahr erreicht und das jüngste das Licht der Welt, während ich im Gefängnisse schmachtete, erblickt hatte, die nun ihrer Stütze durch unrechtmäßige Gewalt beraubt waren, nach der Eröffnung des Urtheils erklärte, dieses harte Schicksal nur in der zuversichtlichen Hoffnung tragen zu können, daß die h. Landesregierung nach einiger Zeit eine Milderung des Urtheils eintreten lassen werde, indem ich den heißen Wunsch hege, bald wieder in mein theures Vaterland und zu meiner lieben Familie zurückkehren zu dürfen. Die Frage eines Mitgliedes der Criminal-Commission: ob ich wohl glaube, daß mich meine Gemeinde ohne Schwierigkeit wieder aufnehmen und ob ich mein Brod daselbst wieder finden würde, war mir sehr auffallend. Ganz gewiß, erwiederte ich mit Zuversicht, sie kennt meine Grundsätze, meine redlichen Absichten und darum wird und kann sie mir ihr Zutrauen nicht versagen.

Wie mich die Frage, so setzte die Kommission meine unumwundene Antwort in etwelche Verwunderung. Worauf man mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es die hohe Regierung lieber sehen würde, wenn ich mich in einen andern Welttheil begäbe, oder im Auslande mich zu etabliren Willens wäre, was ich jedoch aufs Bestimmteste als unthunlich darzustellen suchte. — Wieder ins Gefängniß zurückgeführt, besuchten mich mehrere Freunde und Verwandte, um mir ihren tiefen Schmerz und ihre innigste Theilnahme an meinem traurigen Loose zu bezeugen und noch Abschied von mir zu nehmen. Unter diesen befand sich auch Hr. Doktor und Chorherr Rahn, mein und Staubs

unvergeßlicher Lehrer. Er machte uns Vorwürfe, daß wir uns zu sehr ins Politische eingelassen hätten, und suchte uns durch günstige Vorstellungen von Amerika zu bewegen, dahin auszuwandern, indem er der festen Ueberzeugung sei, daß wir dort unser Glück machen werden; zugleich war er erbötig, uns die besten Empfehlungen dahin mitzugeben. Diesem Vorschlag des Hrn. Dr. Rahn, der mit dem vorhergehenden eine Quelle gemein hatte, konnten wir uns nicht entschließen, unsere Zustimmung zu ertheilen, obwohl wir ihm seinen unverkennbar wohlmeinenden Rath herzlich verdankten und uns seiner fernern Gewogenheit bestens empfahlen. Nachdem uns drei Gefangenen (Nehracher, Staub und mir) das Urtheil publizirt war, hatten wir die Erlaubniß erhalten, die übrige Zeit des Tages bei einander verweilen und das Nachtessen gemeinschaftlich genießen zu dürfen. Wir hatten uns natürlich Vieles, recht Vieles zu sagen. — Unter Anderm faßten wir den Entschluß, unser liebes Schweizerland mit einander zu verlassen und durch gegenseitige Verbindung zur Erleichterung unseres Fortkommens, als Unglücksgefährten, uns die treue Freundeshand zu bieten. Die Stunde der Trennung war im Fluge herbeigeeilt; es hieß „gute Nacht“ und jeder kehrte mit leichterm Herzen in seine Zelle zurück.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Urtheils. Strafe des Landrichters Stapfer von Horgen. Einigen wird das hochobrigkeitliche Wohlgefallen bezeugt. Die Verbannten werden über die Grenze transportirt. Abschied. Reise nach Konstanz und Stein. Beschäftigung. Abreise nach Frankreich. Staub Arzt in Jebsheim. Meine Rückkehr nach Stein. Auslieferungsversuch. Herausgabe einer medizinisch-chirurgischen Schrift. Heimlicher Besuch in Stäfa. Reklamazion der frühern Rechte und Freiheiten. Ausschuß. Verbot gegen Volksversammlungen und Verlesung von Briefen. Boten von Zürich. Der Gemeinde Stäfa werden Salz und Lebensmittel entzogen und ihre Bürger von Zürich ausgewiesen. Versuch heimlicher Abreise. Verirrung. Widersprechende Gerüchte. Truppenaufgebot.

Des andern Tages wurde das Urtheil den in dem Prozesse weiter Betheiligten eröffnet, nach welchem über viele Bürger des rechten und linken Seeufers empfindliche Strafen an Geld und Ehre verhängt wurden; worunter Landrichter Stapfer von Horgen um 400 Mark Silber gebüßt, 4 Jahre in seinem Amte suspendirt und eben so lang von allen Gemeindanläßen ausgeschlossen wurde.

Damit jedoch die hohe Obrigkeit durch ihren Justiz-Greuel und die schwer verhängten Strafen über die redlichsten Republikaner des Kantons Zürich nicht allgemeine Entrüstung errege, so suchte sie ihren Getreuen und gleichgesinnten Subjekten einen Anlaß zu geben, ihre Weisheit, Gerechtigkeit und Milde (?!) zu rühmen, weshalb sie in huldvollster Gnade geruhte, dem Richter Peter Hoz und dem Statthalter Hoz, beide von Oberrieden durch die Hand des L. Ob-Amts Horgen die Erkenntniß besonderer Hochobrigkeitlicher Huld und Wohlgefallens öffentlich bezeugen zu lassen, weil sie an dem gefährlichen (!) aufrührerischen (?) Memorial und den gehaltenen Versammlungen keinen Antheil genommen. Ebenso haben die gnd.

Herren, Räth und Bürger den Herren geheimen Räthen und Mitverordneten und besonders, der aus ihrer Mitte zur Untersuchung dieses Geschäfts niedergesetzten Ehren-Kommission den lebhaftesten, aufrichtigsten Dank für ihre reine, warme Vaterlandsliebe, ihre treue, einsichtsvolle Sorgfalt, für ihre unermüdete Bemühung und ihre beharrliche Standhaftigkeit, die sie im Lauf des ganzen Geschäfts zum Segen (?) des Vaterlands und zum unvergeßlichen Dank aller Gutdenkenden (?) so mannigfaltig und so stark bewiesen haben, aufs Kräftigste bezeugt; ferner haben bei diesem Anlaß die gnd. Herren, den Herrn Rathssubstitut Landolt, der bei diesen Verhandlungen mit vieler Geschicklichkeit und unermüdetem Fleiß die Feder geführt hat, ihres obrigkeitlichen Wohlgefallens und Danks besonders versichern wollen.

Der Tag der Abreise war angebrochen. Den achtzehnten Januar wurden wir in einem geschlossenen Gefährt von einem Rathsdiener begleitet, nach Frauenfeld, wohin alle Verbannte transportirt wurden, gebracht. Als wir bei der Pforte im Niederdorf in Zürich, in das Gefährt stiegen, nahmen Freunde und Bekannte mit Thränen in den Augen noch Abschied von uns. Ebenso wurden wir in Basserstorf erwartet, von wo uns einige Freunde und Verwandte durch Begleitung ihrer innigsten Theilnahme versicherten; in Oberwinterthur kam die Gattin des Herrn Staub mit einem ihrer Knaben zu uns, und schmerzlich war der Augenblick der Trennung. Still und in uns gekehrt bald mit der Vergangenheit, bald mit der Zukunft beschäftigt, vollendeten wir die Reise an den Ort unserer Bestimmung. Unser Begleiter kehrte zurück und wir zogen zu Fuß auf der Straße Konstanz zu. Oefters streifte unser Blick nach den heimathlichen Gefilden und mancher Seufzer entstieg der beklommnen Brust; unsere Sehnsucht nach den Geliebten zu Hause, nach Frau und Kindern wurde

immer reger, je mehr wir uns mit jedem Schritte von denselben entfernten. Ausgestoßen aus dem Vaterlande! welches Schicksal sollte uns im fremden Lande zu Theil werden? Unter solchen Gefühlen, Gedanken und Reden erreichten wir die Anhöhe, von der Constanz und der Bodensee mit seinen herrlichen Umgebungen, vom goldenen Glanze der Abendsonne beleuchtet, uns plötzlich in die Augen fiel. Eine erquickende Erhebung für unser wundes Herz! In Konstanz angelangt, nahmen wir unser Nachtquartier im Gasthofe zum Adler. Des Morgens darauf besuchte Freund Staub den ihm bekannten Stadtphysikus Herr Dr. Karg, wohin ich ihm das Geleit gab. Freundlich empfangen; wurde Staub die Hoffnung gemacht, sich hier etabliren zu können. Unerwartet kam an diesem Tag einer meiner Brüder mit einem Freunde von Stäfa zu uns, welcher uns aufforderte, mit ihm nach Steigen bei Stein, am Rhein, zu gehen, wo wir für einige Zeit unsern Aufenthalt nehmen könnten. Mit Freude nahmen wir diesen Vorschlag an und reis'ten dahin ab; wir fanden daselbst gute und billige Bewirthung; auch mangelte es uns nicht an angenehmer und theilnehmender Gesellschaft. In dem nur eine Viertelstunde von hier entfernten Städtchen Stein wurden wir von meiner seit längerer Zeit daselbst verheiratheten Schwester liebevoll aufgenommen. Der mir erwiesenen Freundschaft und schwesterlichen Liebe werde ich stets mit größter Achtung gedenken. Nachdem wir in unsrem Asyl etwas eingerichtet waren, dachte ich auch an meine häuslichen Angelegenheiten, um dieselben in Ordnung zu bringen; besonders lag mir die, als Kirchenpfleger von Stäfa, zu stellende Rechnung im Betrag von 18,000 fl. am Herzen. Hätte ich mich nicht von Anfang in derselben der strengsten Pünktlichkeit beflissen gehabt, so wäre dieses unfehlbar das Grab meiner ökonomischen Verhältnisse gewesen und der Triumph meiner Feinde damals vollkommen

geworden; doch diese unedle Freude sollte ihnen nicht zu Theil werden. — Freund Nehracher beschäftigte sich mit Revision seiner in früheren, müßigen Stunden ausgearbeiteten, schriftlichen Aufsätzen und mit Vervollständigung seines Tagebuchs, und Staub und ich suchten das Merkwürdigste aus unserer medicinisch-chirurgischen Praxis zusammen zu stellen. Manche Stunde wurde uns ferner durch Besuche von Verwandten und Freunden versüßt, und incognito brachten wir manchen Abend in Stein bei den lieben Meinigen zu, die uns mit Wohlthaten überhäuften. So verstrichen die ruhen Wintermonate und der holde Frühling rückte heran. Meine Freunde bereiteten sich vor zur Abreise ins Land der Freiheit; besonders war Staub willens, in Frankreich sich häuslich niederzulassen, um im Schooße seiner Familie zu leben. Nicht so leicht konnte ich den Entschluß fassen, mich noch weiter von meinem Vaterlande, meiner Heimath und lieben Familie zu entfernen, und um so weniger, da meine Schwester mir davon abrieth. Unserm gegenseitigen Versprechen in der letzten Zeit unsrer Gefangenschaft zufolge durfte ich mich jedoch der Gesellschaft nicht entziehen. Die Pässe wurden in Zürich nachgesucht und ausgefertigt. Schwer fiel mir der Abschied. Wir fuhren auf dem Rhein nach Schaffhausen, und nachdem wir daselbst, bei der Betrachtnng des berühmten Wasserfalles, die Natur in ihrer, in dieser Art seltenen, Erhabenheit bewundert hatten, reis'ten wir nach Eglisau. Nach einem angenehmen Besuche daselbst bei Frau Operator Wirth fuhren wir den folgenden Tag bis Laufenburg, von wo aus wir den Weg bis Basel zu Fuß machten. Hier wurden unsere Pässe ohne Schwierigkeiten vom fränkischen Gesandten visirt. Von unserm Vorhaben nach Frankreich zu reisen, suchte man uns durch die Darstellungen, daß große Noth und Elend dort allgemein herrschend sei und man eine Kontrerevoluzion befürchte, abzu-

bringen; wir wurden jedoch dadurch keinen Augenblick wankend gemacht. Da wir vernahmen, daß wir auf der Reise in halb Geld und halb Assignaten bezahlen können, so versahen wir uns mit einer Portion der letztern; aber zu unserm Leidwesen fand das Gegentheil statt; die Assignaten wurden nur mit Unwillen angenommen und in Heiligkreuz wurden dieselben sogar von der Wirthin vor unsern Augen zerrissen. In Mühlhausen besuchten wir den durch Humanität ausgezeichneten Hrn. Dr. Köchlin, der uns gute Empfehlungen nach Colmar mitgab, welche uns treffliche Dienste leisteten. Nach einem kurzen Aufenthalte begaben wir uns weiter nach Straßburg, und hatten das Vergnügen, einen Landsmann von Stäfa, Namens Mettler, anzutreffen, der sich als Kaufmann daselbst niedergelassen hatte. Nun besuchten wir unseren ehmaligen Lehrer, Hrn. Professor Spielmann, um von ihm Erkundigung einzuziehen, ob wir eine Anstellung unter dem Militär oder im Lazarethe erhalten, oder ob wir sonst wo im Elsaß ein schickliches Etablissement finden und die Erlaubniß um Niederlassung nachsuchen könnten. In Betreff des erstern rieth er uns wohlmeinend ab, indem er uns bemerkte, daß in den Lazarethen ein starkes Faulfieber grassire, das seit kurzer Zeit mehrere Aerzte hinweggerafft habe; nicht schwierig, glaubte er, würde es sein, im Nieder- oder Oberrheinischen Departement vortheilhaft sich zu etabliren. Freund Staub gab sich nun Mühe, am Oberrhein eine passende Stelle zu erhalten; ich war noch nicht entschlossen, ob ich im Elsaß bleiben wolle, und Nehracher ließ sich angelegen sein, in Straßburg eine Beschäftigung zu finden. Staub und ich gingen nach dem Oberrhein, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht in einer Gemeinde ein Arzt mangle. Wir kamen in das große Dorf Jebsheim, zwischen Schlettstadt, Kolmar und Neubreisach. Hier fand Staub die Erfüllung seines Wunsches; er hatte nun eine bleibende

Stätte, wohin er ohne Verzug Frau und Kinder zu rufen gedachte, und ich sehnte mich in die Nähe meiner lieben Familie zurück. Wie manche Leiden hätte ich mir und den Meinigen aber weniger zugezogen, wenn ich damals dem Beispiele meines Freundes gefolgt, und mir, wie er, eine Anstellung zu verschaffen, bedacht gewesen wäre. Erst später, nachdem viele Stürme über mein Haupt hingezogen waren, sollte ich so glücklich sein, in den Hafen der Ruhe einzulaufen. Ich trennte mich von Staub, um wieder nach Stein und Steigen zurückzukehren, mit dem Vorhaben, die in den Monaten Januar, Hornung und Merz niedergeschriebenen Erfahrungen im Gebiete der Medizin und Chirurgie zu vollenden, und durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Bei meiner Rückkunft nach Basel besuchte ich den gelehrten Hrn. Dr. Stickelberger, der von unserer Reise ins Elsaß nicht viel Günstiges erwartete und über meine Rückkehr sich freute. Sodann begab ich mich zum kaiserlichen Gesandten, meinen Paß visiren zu lassen. Bei Lesung meines Namens und Geburtsorts nahm er eine bedenkliche Miene an, faßte mich einen Augenblick scharf ins Auge und sagte mir: „Daß es auf's Neue wieder unruhig in Stäfa und erst kürzlich in der Gemeinde ein Freiheitsbaum errichtet worden sei; Nachrichten, die mir damals noch unbekannt waren. In Stein am Rhein angelangt, wurde ich mit großer Freude von meinen Verwandten aufgenommen. Offen verweilte ich einige Wochen, da man zu bemerken glaubte, daß die Obrigkeit von Zürich nicht mehr so streng auf die Beachtung des Verbannungsurtheils sehe. Sobald aber der zürcherische Amtmann, Werdmüller, von meinem Aufenthalt Kenntniß erhalten hatte, so suchte er durch den Magistrat meine Arrestation auszuwirken, um mich, wenn ich mich nicht auf der Stelle entfernen wolle, nach Zürich auszuliefern. Ich ging zu Bürgermeister Schmid,

ihn wegen meiner beabsichtigten Ausweisung zu berathen, über meinen Aufenthalt in Stein, der in ökonomischer Hinsicht für mich und meine Familie so wichtig war, Auskunft zu geben, und mich auf den im April von Zürich aus erhaltenen Paß, der uns erlaubte, unsere Reise über Stein und Schaffhausen zu nehmen, zu berufen. Meine Vorstellungen waren vergebens. Der Bürgermeister äußerte sein innigstes Bedauern, daß die Erlaubniß eines längern Aufenthalts weder von ihm, noch seiner Regierung zugesagt werden könne, da sie sich in diesem Falle dem Willen der Regierung von Zürich zu unterziehen hätten. Ich betrachtete dieß als einen neuen Beweis, daß der Despotismus, einmal angefangen, erbarmungslos auf der Bahn des Unrechtes fortschreite. Was konnte die Regierung von Zürich, die mich ungerechter Weise aus dem Vaterland verbannte, für einen Beweggrund haben, mir auch dieses Asyl zu versagen? während sie einst den, als Verbrecher, verbannten Landvogt Grebel in Stein duldete, aber — dieser war ein Junker von Zürich! Ich veränderte meinen Wohnort, vollendete mein medizinisch-chirurgisches Werk und reis'te im Juni über Konstanz nach Lindau und Bregenz, um dasselbe der Buchhandlung von Brentano zum Drucke und Verlag zu übergeben. Auf dieser Reise über den Bodensee wurde unser Schiff von einem solchen Sturme ergriffen, daß wir für unser Leben besorgt waren. Bei Buchhorn kam uns Hülfe entgegen, und wir waren gerettet. Da ich mit Brentano nicht einig werden konnte, wandte ich mich an Otto in Chur, wo ich das gleiche Loos hatte. Ich besuchte nun Hrn. Sitz, nachherigen Gerichtsschreiber in Knonau, der wegen politischen Angelegenheiten sich flüchtig machen mußte, und einen gewissen Jonas, der, im Anfang des Jahrs 1794, in der Sonne zu Stäfa, als ein aus Deutschland geflüchteter Patriot, sich aufhielt; aber bald von der Regie-

rung in Zürich verwiesen worden war. Nachdem letzterer sich nach Bündten begeben hatte, schrieb er dort den Alpenboten, eine sehr launige Zeitschrift. Unter unserm Volke lebte sein Gedächtniß durch mehrere seiner Lieder, die gerne im fröhlichen Kreise gesungen wurden, längere Zeit fort. Leider hat der Tod diesen hellen, lebendigen Geist der menschlichen Gesellschaft zu frühe entführt! Mit der Post kehrte ich nach Bregenz zurück und übergab nun Brentano unser Manuskript in Druck und Verlag auf unsere eigene Kosten. Die unauslöschliche Liebe zu meiner Familie und die Sehnsucht, sie wieder einmal ans Herz zu drücken, bewog mich, die Meinigen im Geheim zu besuchen. Ich nahm den Weg durchs Toggenburg, besuchte in Sommeri einen jungen Wundarzt, der einst Gehülfe bei mir war, von wo ich wegen schlechter Witterung mich eines Pferdes bedienen mußte. Weiters nahm ich den Weg über Fischingen und den Hörnliberg, und kam noch bei Tageszeit im Wirthshaus zum Steg im Kanton Zürich an. Nachdem ich einige Erfrischung zu mir genommen hatte, begab ich mich weiter. Des Weges unbekannt, nahm ich, da ich, wie begreiflich, die Nacht zur Reise benutzen wollte, einen Wegweiser mit, den ich auf der Höhe von Rapperswyl entließ. Mit bangem Herzen eilte ich meiner Wohnung zu, die ich Morgens 2 Uhr zwar sehr erschöpft, aber glücklich erreichte. Im freudigen Gefühl des Wiedersehens nährte meine liebe Frau die vergebliche Hoffnung, daß vielleicht der Zeitpunkt sei, in welchem ich nicht mehr gezwungen würde, sie wieder zu verlassen. Die Gemeinden Stäfa, Horgen und Küßnacht waren indeß in Reklamazion ihrer ehemaligen Rechte und Freiheiten eingetreten, die theils im Jahr 1489 von den 7 alten Orten zwischen der Stadt und der Landschaft in Brief und Siegel aufgestellt, und im Jahre 1525 freiwillig und ohne Widerrede von der Stadt Zürich erneuert und auf ewige Zeiten für

die Nachkommen bestätigt worden waren. Es war von der Obrigkeit zugesagt und verheißen, daß, wer über benannte Briefe und Siegel Aufschluß verlange, ihm solches von seiner Ortsobrigkeit nicht abgeschlagen werden möge. Die Obervögte von Stäfa hatten den versammelten Vorstehern die Versicherung ertheilt, daß, sofern alte Dokumente und Urkunden vorhanden wären, solche den Gemeinden vorgelegt und die Landvögte zur Handhabung derselben behülflich sein werden. Auf dieses hin verfügten sich einige Vorsteher nach Küßnacht, die in dem dortigem Gemeindarchiv vorhandenen Schriften einzusehen. Was geschah. Sie wurden vor die Obervögte beschieden und ihnen über ihr Benehmen der strengste Verweis ertheilt, und der Befehl: Brief und Siegel unberührt zu lassen und in dieser Sache sich jeden weitern Schrittes zu enthalten. Die zur gewöhnlichen Zeit abzuhaltende, alljährliche Volksversammlung rückte heran. Dieser Anlaß wurde von vier der ältesten und rechtschaffensten Männer von Stäfa benutzt, an der Versammlung aufzutreten und den Antrag zu stellen: man solle aus der Mitte des Volks verständige Männer wählen, selbige als Ausschuß nach Küßnacht senden, die alten Briefe einzusehen und von denselben getreue Abschrift, oder wo möglich die Hauptinstrumente dem Hof Stäfa zu überbringen. Dagegen traten der Landschreiber und der Untervogt des Orts auf mit der Erklärung:

„Daß in dieser Versammlung auch nicht ein Wort von Brief und Siegel weiter gesprochen werden solle, widrigenfalls sie die Sitzung aufheben und das Volk aus einander zu gehen ernstlich ermahnen müssen.“ Das Volk aber behauptete sein herkömmliches Recht, an diesem Tage die ältern Freiheiten und Rechtsame zu handhaben und zu untersuchen; sonach wurde in den gestellten Antrag eingegangen, einmüthig ein Ausschuß nach Küßnacht ernannt und der Tag zur Ablesung der alten Urkunden festge-

gesetzt. Als an dem bestimmten Tage die Schriften sollten verlesen werden, erschien von Amtsbürgermeister der Befehl:

„Daß das Volk sich nicht versammeln, vielweniger zur Ablesung der Schriften schreiten solle."

Die Volksversammlung war schon ausgeschrieben, und auf ein einhelliges Verlangen wurden die Briefe an der Versammlung abgelesen. Die vier Männer, welche den ersten Vortrag vor dem Volke gewagt hatten, wurden vor die Obrigkeit zitirt. Im Namen derselben erschienen die bestellten Ausschüsse. Diese wurden aber nicht als Abgeordnete angenommen, sondern mußten sich's gefallen lassen, in Privat- und Kriminal-Verhöre einzutreten, und sich hart und ungewöhnlich behandeln zu lassen. Auch mehrere andere Personen wurden zum Verhör beschieden, welche aber theils aus Furcht, theils absichtlich, um nicht gegen die gefaßten Gemeindsbeschlüsse zu handeln, nicht erschienen.

An dem gleichen Morgen, an dem ich in Stäfa angekommen war, erschien ein Standesbote von Zürich mit der Aufforderung an die Gemeinde Stäfa: „Von ihrer Reklamazion abzustehen und zum gänzlichen Gehorsam gegen die Obrigkeit zurückzukehren, widrigenfalls die strengsten Maßregeln zu gewärtigen seien." Die ganze Gemeinde erklärte einmüthig, sie sei von dem Gehorsam gegen die Landesobrigkeit nie abgewichen. Die Gemeinde Stäfa wollte nur Gewißheit, ob die gesiegelte Urkunde von 1489 noch in Kraft bestehe, in welchem Falle sie auch von der Stadt Zürich respektirt werden müsse, oder ob und auf welche Art dieselbe entkräftet worden sei, mit dem Beifügen, sie zweifle nicht, daß die hohe Landesregierung das Gerechte und Billige dieses Begehrens in ihrer Weisheit nicht einsehen werde und Recht für Strenge angedeihen lasse. Nur den Vertrautesten meiner Freunde und Anver-

wandten war mein Aufenthalt in Stäfa bekannt. Durchgehends war man sehr begierig auf die Nachricht, wie Zürich die Antwort der Gemeinde Stäfa aufnehme; aber wie die frühern Schritte, so wurden auch diese als höchst gefährlich, rebellisch und aufrührisch erklärt. Hunderterlei Gerüchte durchkreuzten sich; auch vernahm man: es seien alle Bürger von Stäfa, die sich in Zürich als Dienstboten oder in eigenen Geschäften, aufhielten, sogar „die Kranken aus dem Spital" fortgeschickt worden; ferner sei bei Straf und Ungnad verboten, der Gemeinde Stäfa Salz oder andere Lebensmittel zukommen zu lassen, und zur Durchführung dieser Ordonnanzen sei eine starke Anzahl Militär zusammen gezogen worden. Bei solchen Aussichten wollte ich aus guten Gründen den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern den nächsten Freitag in der Nacht, nach einem Aufenthalte von 5 Tagen, wieder abreisen. Zwei meiner Brüder und zwei der besten Freunde begleiteten mich bei einbrechender Nacht. Mit meinem ältern Bruder in's Gespräch zu tief verwickelt, eilten wir zu sehr und kamen unvermerkt auf einen unrichtigen Nebenweg; dieß bemerkten wir zu spät; durch Rufen suchten wir, mit den andern wieder in Verbindung zu treten und ihnen unsern Standpunkt anzuzeigen; aber kein Ruf wurde beantwortet. Es begann zu regnen und wir faßten den Entschluß, zurückzukehren; ich getraute mir aber nicht mehr, mein Haus zu betreten. In einer entfernten Scheune meines Bruders nahm ich mein Nachtlager auf dem Heu, die weitern Ereignisse abzuwarten, und dann wollte ich mich in einer der kommenden Nächte entfernen. In banger Sorge brachte ich die Nacht zu, und der süße Schlummer war von meinen Augen gewichen. Der Morgen brachte nichts Beruhigendes; immer waren noch die verschiedensten Gerüchte im Umlauf. Der Tag ging ohne etwas von Wichtigkeit aufzuweisen vorüber, aber am Abend

wurde mir mit entzückender Freude die Nachricht hinterbracht, die Obrigkeit sei nachgibig geworden und habe sich entschlossen, die Gültigkeit der Urkunden anzuerkennen. Unglaublich kam mir diese schnelle Sinnesänderung vor. Man bewog mich, doch die bevorstehende Nacht bei einem meiner Brüder zuzubringen, um das Ergebniß des folgenden Tages noch zu erfahren. Seit der Sperre, die von der Stadt gegen den Hof angeordnet war, war alle Kommunikazion abgeschnitten; der Verdienst hörte auf; Mangel und Hunger wurden allgemeiner, und dennoch wurde ein der Stadt Zürich zugehöriges mit Korn beladenes Schiff, das durch Bürger von Stäfa seit einigen Tagen vor Wind und Regen geschützt wurde, auf Zürich geliefert. Der Stadt Zürich war es hinlänglich bekannt, daß der Hof Stäfa keine Absicht habe, Gewalt zu brauchen, sondern sich einzig mit Brief und Siegel vertheidigen wolle. Zürich hatte die Truppen aufgeboten, mußte aber, um Folgeleistung zu erzielen, öfter zu heftigen Drohungen seine Zuflucht nehmen. Stäfa von den kriegerischen Rüstungen unterrichtet, sandte Boten an die sieben alten Orte der Eidgenossenschaft, und rief sie um Schutz und Schirm und Verwendung von Brief und Siegel an.

Neuntes Kapitel.

Militärische Besetzung von Stäfa. Flucht. Reise über's Gebirge. Arrest in Steigen. Meine Schriften werden abgefordert. Besuche. Abführung nach Stockach. Der Kommandant in Zell. Ansuchen an Oberst Utz. Kriegskommissär Kraft. Die Zürcherische Regierung begehrt meine Auslieferung. Häscher von Zürich. Kraft verwendet sich für mich.

Am Sonntag Morgen, den fünften Juli 1795, herrschte eine Stille, wie sie einem heftigen Gewitter voranzugehen pflegt. Die Glocken riefen in feierlichem Tone zu andächtiger Versammlung. Man ging zur Kirche. Kaum hatte der Gottesdienst begonnen, als der Ruf erscholl: Truppen sind über den Berg her in die Gemeinde eingedrungen. Alles stürzte aus der Kirche und eilte betroffen nach Haus. Alsbald kam mein Bruder zu mir mit der Nachricht: Mein Gott! die Zürcher sind angerückt, was fangen wir mit dir an? ich werde nun mit dir unglücklich! — Gleich darauf kam auch meine Frau in Jammer und Angst. Groß war die Bestürzung; doch behielt ich Gegenwart des Geistes genug, mit meiner Frau sogleich die Kleider zu wechseln. In Strömen ergoß sich der Regen vom Himmel, und so wurde ich, noch durch einen Schirm gedeckt, unkenntlich. Meine Kleider wurden nun voraus getragen; der Abschied war kurz, aber schmerzlich. Ich stieg in eine am Seegestade mich erwartende Shaluppe und war der Gefahr entronnen. Bei der Eile meiner Metamorphose hatte ich unter dem Weiberanzuge in der Vergessenheit meine Stiefel anbehalten: ein Umstand, der leicht zu meiner Entdeckung hätte führen können. Mitten auf dem See kleidete ich mich wieder um, und als ich noch einmal zurücksah, gewahrte ich nacheilend ein kleines Schiffchen, und erkannte auf demselben meinen Bruder, der, weil er als Vorsteher an der abgehaltenen Volksversammlung sein Votum gegen

den Willen der Regierung abgegeben hatte, ebenfalls auf der Flucht begriffen war. Wir fuhren nun zusammen bis Hurden und gingen noch eine Strecke Weges mit einander. Da aber mein Bruder nicht im Sinne hatte, sich weit zu entfernen, sondern in der Nähe den Gang der Ereignisse beobachten wollte, so schieden wir — einen traurigen Blick in die Zukunft werfend und uns der Vorsehung empfehlend, — ob dem Hurdener-Wäldchen. Ich ging nach Wesen und übernachtete. Den folgenden Morgen war ich durch Gegenwind gehindert, meine Reise in's Mühlehorn, wo ich mich zu einem Bekannten begeben wollte, auf dem See zu machen. Ich eilte nun dem Rheine zu und nahm, des Weges über das Gebirge unkundig, einen Wegweiser mit. Nach Ersteigung der Berghöhe glaubte ich mich vor meinen Feinden gesichert. Nun ging ich über Feldkirch, Bregenz und Lindau nach Konstanz und Steigen. Beim Anlanden freute ich mich sehr, den Offizier wieder zu sehen, den ich bei meiner Hinreise nach Chur zu Lindau im Gasthofe kennen gelernt, der mir damals sagte, daß er von Zürich herstamme und, wenn ich nicht irre, Korrodi heiße und im Begriffe sei, als kommandirender Offizier nach Steigen abzugehen. Auch er erkannte mich sogleich wieder und schien über meine Ankunft erfreut zu sein. Wir gingen auf sein Zimmer; ich zeigte ihm meinen Paß und erzählte ihm zum Theil mein bisheriges Schicksal. Den Paß versprach er mir zu visiren; vorher aber habe er noch einige Geschäfte zu machen. Ich ging auf mein Zimmer und — schon wurde ich bewacht. Der Soldat, der mich von meinem frühern Aufenthalte her kannte, ein Ungar, kam einen Augenblick zu mir auf's Zimmer und sagte mir sehr theilnehmend in gebrochenem Deutsch: „Herr Fenniger nit gut hier, wird arretier.“ Hierüber betroffen, ging ich zur Wirthin, zeigte ihr das Vorgefallene an und fragte sie um Rath. Sie wollte der Sache keinen Glauben bei-

messen. Zum Offizier gerufen, erklärte er mich für seinen Arrestanten, verlangte meine Papiere und Effekten und nahm mich sogleich mit aufs Amthaus nach Ohningen. Meine Gegenvorstellungen halfen nichts; es wurde mir nicht einmal mehr gestattet, etwas genießen zu dürfen. Ich mußte fort. Es entging mir nicht, auf wessen Requisizion hin diese Maßregeln getroffen wurden, worauf ich unerschrocken sagte, daß ich mich gegen jede Beschuldigung zu rechtfertigen wissen werde. Bei unserer Ankunft im Amthaus erschien ein Hauptmann, der mich in's Verhör nahm und meine Schriften untersuchte. Ausser dem Gelde, wurde mir Alles — selbst die kleinsten Billete aus der Tasche genommen. Glücklicher Weise entging dem Visitator ein Zettelchen von meiner Frau, das meinen Aufenthalt in Stäfa verrathen hätte. Meinen übrigen Schriften konnten sie nichts Verdächtiges entnehmen. Man fragte mich, ob ich nicht sonst wo noch Schriften habe. Im Gefühle der Unschuld antwortete ich, daß ich deren bei meiner verheiratheten Schwester in Stein habe; diese Schriften aber medizinischen und chirurgischen Inhalts seien. Diese Angabe zog ihr manche Unanehmlichkeiten zu. Man forderte ihr diese Schriften ab; sie aber wollte nichts von denselben wissen. Man drohte ihr von Seite des Magistrats in Stein mit Hausdurchsuchung; sie erwartete dieselbe um so unbefangener, da sie bei meiner Arrestazion alle meine Papiere, unbekannt mit ihrem Inhalt, mit schwesterlicher Besorgtheit in einen Winkel des Landguts unter die Erde vergraben hatte. Bei meiner Ankunft in Steigen ließ ich den Meinigen melden, daß ich von meiner Reise zurückgekehrt sei. Ohne zu wissen, was mir unterdessen begegnet war, erschienen meine zwei Niecen, mich zu besuchen, und nachdem sie meine Arrestazion in Ohningen erfahren hatten, kamen sie dahin und wurden nach mehrern dringenden Bitten zu mir gelassen. Theilnahms-

voll eilten auch meine Schwester und mein Schwager zu mir. Vergebens war ihr Flehen um meine Loslassung. Die Nacht über wurde ich von drei ungarischen Husaren bewacht, die bei jeder meiner geringsten Bewegungen, die ich auf meinem Lager mir erlaubte, rasch aufsprangen und mit den Waffen klirrten. Mußte ich das Zimmer verlassen, so begleiteten sie mich mit entblößten Säbeln; wie ich nachher vernahm, hielten sie mich für einen Spion.

Des anderen Morgens erhielt ich die Anzeige, daß ich nach Stockach abgeführt werde. Acht Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten nahmen mich in ihre Mitte. Auf meine Kosten bewilligte man mir ein Schiff bis Zell. Meine Niecen gaben mir noch bis zum Ufer freundschaftliches Geleit. In Zell angelangt, wurde ich zu einem Husaren-Rittmeister, der Kommandant in Zell war, geführt, einem betagten Mann von edlem Aussehen. Liebreich hörte er mich an und bezeugte mir, ihm mein Schicksal und meine Unschuld erzählend, sein inniges Mitleid und ertheilte mir den Rath, ich sollte mich ganz auf meinen Paß stützen und unbekümmert sein; es könne mir nichts Böses widerfahren, noch viel weniger dürfe ich ausgeliefert werden, selbst im Fall, daß dieß begehrt werden sollte. Der Kommandant hatte das Unglück gehabt, vor einiger Zeit vom Pferde zu stürzen, wobei er am rechten Fußgelenke eine Quetschung erhalten hatte. Meinem Passe entnahm er, daß ich Wundarzt sei, worauf er mich konsultirte und die beschädigte Stelle sehen ließ. Ich ertheilte ihm meine Ansicht und meinen ärztlichen Rath. Beruhigt verließ ich diesen menschenfreundlichen Krieger, welcher mir noch die Erlaubniß ertheilte, mich bis Stockach eines Gefährtes bedienen zu dürfen; in dasselbe setzte sich neben mich ein Husaren-Offizier und ein gemeiner Soldat trabte neben uns her. Abends fünf Uhr langten wir in Stockach an; sogleich wurde ich zu Oberst Utz begleitet, einem Mann von edlem Anstand

und sanftem Charakter. Er erkundigte sich nach dem Grunde meiner Arrestazion, worauf ich ihm unsere Memorials- und Deportazions-Geschichte mittheilte, und das Verfahren der Zürcher-Regierung gegen das Landvolk und im Besondern gegen die Gemeinde Stäfa schilderte. Ferner erzählte ich ihm, was ich auf meiner Rückreise von Chur vernommen hatte, und daß die Regierung ohne Zweifel vermuthe, ich werde an den neuern unruhigen Bewegungen einigen Antheil haben; ich könne jedoch die heilige Versicherung geben, daß ich mir keines Vergehens in dieser Hinsicht bewußt sei. Ich stellte hierauf an den Oberst das bittliche Gesuch: er möchte sich für mich dahin verwenden, daß ich nicht unverschuldeter Weise meinen Feinden ausgeliefert werde. Seien Sie ruhig, es soll Ihnen kein Unrecht widerfahren, erwiederte er mir mit freundlichem Ernste. Diese Worte waren Balsam für mein Herz. Nun wurde ich zum Oberst-Kommissär und Landrichter v. Kraft gebracht, welcher mir über meine Beschäftigung mit der Politik Vorwürfe machte und meine gegenwärtige Lage als Folge derselben bezeichnete; in mein Gesuch trat er nicht ein, legte mir Zimmerarrest im Gasthof zum Adler auf und gab mir einen Husaren zur Bewachung. Gerade wurde ein junger Schweizer, der von der Universität Tübingen mit einem Pferde, das er dort angekauft hatte, nach Hause reisen wollte, des Arrests entlassen. Sein Pferd mußte er verkaufen; denn es war damals (zur Kriegszeit) verboten, Pferde vom Auslande einzuführen, was Ursache seiner Arrestazion geworden war. Ich hatte Gelegenheit mit Hr. Sellnerter, (dies war sein Name,) mich einigemal zu besprechen, wobei er sich einmal erinnerte, als Mitglied der medizinisch-chirurgischen Versammlungen, die jeden Sonntag Abend in Zürich statt fanden, mein Korrespondent gewesen zu sein. Einige Tage verweilte ich im Arrest, ohne über mein bevorstehendes Schick-

sal etwas zu erfahren, weshalb mir die Sache an Wichtigkeit zuzunehmen schien. Um mich Raths zu erholen, ließ ich einen Advokaten zu mir kommen. Herr Spitzenberger versprach mir, für mich, als seinen Klienten, Alles Mögliche zu thun; er erhielt Winke, daß er, wenn er sich für mich verwende, sich Ungnade zuziehe; aber dennoch gab er mir persönlich die Zusicherung, daß er sich dadurch nicht werde abhalten lassen, seinem Versprechen Genüge zu leisten. Während meines Aufenthalts in Stockach erhielt ich von Steigen, wo ich zuerst arretirt worden war, einen Wirthskonto von siebenzehn Gulden für ein einfaches Nachtessen, bestehend in Suppe, Braten, Salat, einem Schoppen Wein und des Morgens Kaffee, nach Stockach zugesandt, welchen ich aber seiner Billigkeit! wegen jetzt noch zu bezahlen habe. — Acht Tage hatte ich in Stockach zu verbleiben. Eines Morgens, vor Hrn. Kraft gerufen, wurde ich von ihm in seinem Kabinet mit der Bemerkung empfangen: „es thue ihm leid, sich in den Fall gesetzt zu sehen, mich auf ausdrückliches Begehren der Zürcher-Regierung dahin ausliefern zu müssen.“ Um dieser bittern Botschaft wieder etwas von dem Widrigen zu entziehen, äußerte Hr. Kraft, er wolle übrigens für mich nach seinen Kräften, wirken und so gebe er mir ein Geleitsschreiben mit, in welchem er, wie er es gefunden, mich für unschuldig erkläre und die Obrigkeit von Zürich ersuche, mit Nachsicht und Schonung gegen mich zu verfahren. Er las mir sogar sein Schreiben an die Zürcher Regierung vor und fragte mich, ob dasselbe meine Zustimmung erhalte, und ob ich nicht noch etwas beigefügt wünsche. Ich erwiederte, daß das Schreiben gut abgefaßt sei; aber bedenken Sie, mein Herr! bemerkte ich weiter, einen Mann, der zu Hause eine zahlreiche Familie besitzt, die durch dessen ungerechte Verbannung schon so tief gekränkt wurde, einen Mann, welcher unumstößliche Beweise für seine Un-

schuld darlegen will, ohne Untersuchung einer qualvollen Gefangenschaft oder gar dem Tode zu überliefern. Die Meinigen würden darüber zum Himmel schreien und mein Leben von Ihnen zurückfordern, bedenken Sie, — daß die Obrigkeit in Zürich kein Erbarmen kennt, sondern von leidenschaftlicher, unversöhnlicher Rache erfüllt ist und dieser wollen Sie mich als Opfer überliefern? Meine Vorstellungen drangen ihm durch die Seele. Halten Sie ein, Herr Pfenninger, sprach er, und beruhigen Sie sich; ich will die Sache noch einmal überlegen; gehen Sie in ihr Quartier; ich werde Sie auf den Abend wieder rufen lassen. Beim Oeffnen der Thüre erblickte ich zwei Häscher von Zürich, von denen einer beim Heraustreten nach mir griff, um mich in seine Verwahrung zu nehmen. Herr Kraft sagte ihm aber mit verweisendem Tone, daß es noch nicht an dem sei; sie sollen weitere Ordre abwarten. Sehr aufgeregt und unruhig brachte ich den Tag hin, bis ich des Abends wieder vorzitirt wurde. Nun las er mir ein Schreiben an die Obrigkeit von Zürich vor, worin er sagte, er müsse derselben auf sein gegebenes Versprechen, Chir. Pfenniger zu überliefern, anzeigen, daß dieß noch einigen Anstand in der Unschuld dieses Mannes finde; er müsse daher das Ansuchen stellen, daß förmliche Beweise für die Behauptung: „Pfenninger habe an den neuern Unruhen im Kanton Zürich wirklichen Antheil genommen, gegeben, oder daß für Pfenninger ein Salvum conductum (sicheres) Geleit übersendet werde."

Wieder angefragt, ob ich mich durch diese Beantwortung nach Zürich beruhigt fühle, entgegnete ich: Zürich, dessen bin ich sicher, wird die Anklage der Theilnahme mir nie beweisen; aber unmenschlich genug, nur um meiner Person habhaft zu werden, wird man ein Salvum conductum senden, und wenn ich in ihrer Gewalt bin, — wird der Kerker mein Loos sein. Wer wird dann zu meiner Vertheidi-

gung auftreten, wollen Sie sodann dieselbe übernehmen? Das Menschlichste; was mir begegnen wird, ist jahrelange Gefangenschaft, denken Sie sich das Schicksal eines Mannes, der an ein thätiges Leben gewöhnt ist, zu Hause eine Gattin und sechs unerzogene Kinder hat! Lassen Sie, ich beschwöre Sie, die gegen mich gestellte Anklage hier untersuchen und finden sie mich schuldig, dann — haben sie mit mir kein Erbarmen; unterdessen anerbiete ich für mich hinlängliche Kauzion. Lassen Sie es gut sein, antwortete der Landrichter, ich werde einen Expressen, aber auf ihre Kosten, nach Zürich senden und das Weitere erwarten; ich will für Sie thun, was nur immer möglich ist.

Zehntes Kapitel.

Theilnahme der Stockacher. Kauzions-Anerbieten. Versuch Oberst Utz zu sprechen. Audienz. Des Rittmeisters Nachricht. Die Regierung von Zürich verzichtet auf meine Auslieferung. Rath des Kriegskommissär Kraft. Meine Erklärung. K. K. Post. Reise nach Stockach. Der Amtmann von Ohningen.

Fünf Tage blieb der nach Zürich gesandte Bote aus; die Häscher warteten unterdessen in Stockach und harrten auf ihre Beute. Viele Einwohner dieses Städtchens suchten, mich ihrer Theilnahme zu versichern, unter denen sich besonders mein Hauswirth im Gasthof zum Adler und der in der Nachbarschaft wohnende Frühmesser auszeichneten. Mein Schwager von Stein, der mich mit seiner jüngern Tochter besuchte, bot, falls die Anklage in Stockach untersucht würde, eine Kauzion von fünfhundert Thalern. Dieß wurde angehört, hätte aber bessere Wirkung gethan, wenn sie auf andere Weise dargeboten worden wäre. — Mein einziges Streben ging nun dahin,

Gelegenheit zu finden, um mit Oberst Utz zu sprechen, um ihn an sein mir gegebenes Wort erinnern zu können. Der Zutritt war mir wegen meines Hausarrests abgeschnitten, weßhalb ich zu folgendem Mittel meine Zuflucht nahm. Oberst Utz speiste im Gasthof zur Krone zu Mittag und ging nach Tisch gewöhnlich am Adler vorbei. Ich faßte daher den Entschluß, auf ihn zu achten, um, wenn er allein nach Hause sich begeben würde, ihm nachgehen und ihn um Audienz bitten zu können. Dieß gelang mir den dritten Tag. Wie ich den Oberst sah, eilte ich aus meinem Zimmer auf ihn zu. Der Husar, der mich bewachte, war der Meinung, ich wollte entfliehen; er folgte mir lärmend und rufend nach. Dieß wurde Veranlassung, daß der Oberst zurücksah und mich erblickte. Ich erinnerte ihn, daß er mir sein Ehrenwort gegeben habe, es soll mir hier nichts Unrechtes begegnen; ich stellte ihm vor, ich sei nun in Gefahr, ausgeliefert zu werden und bitte ihn deßhalb um Audienz. Ich will sie rufen lassen, war seine Antwort, es geschah noch gleichen Abend um sieben Uhr. Von der Lage, in die ich neuerdings mich versetzt sah, suchte ich, Oberst Utz ein lebhaftes Bild zu entwerfen und bat ihn angelegentlich um seinen Beistand und Hülfe, damit ich nicht ausgeliefert werde, bevor die Anklage als gegründet erscheine. Er behandelte mich auf die liebreichste Weise, suchte sich aber dennoch dadurch zu entschuldigen, daß er sagte: Die Sache gehe ihn nun nichts mehr an; sie sei Hrn. v. Kraft übergeben, er wolle sich aber für mich kräftig verwenden. Seit dieser Zusicherung wurde ich entlassen. Den Abend des andern Tages stand ich zur Erholung ein wenig unter der Hausthüre, hinter mir der Wache habende Husar. Ein junger Rittmeister, den ich vor einigen Wochen in Lindau gesprochen hatte, kam auf mich zu, während ich in Gedanken vertieft dastand, fragte mich nach meinem Namen, und ob ich nicht in Gefahr sei, ausgeliefert zu

werden. Nachdem ich seine Frage bejaht hätte, drückte er mir freundlich die Hand und flüsterte mir leise zu: „Seien Sie ruhig, Sie werden nicht ausgeliefert.“ Diese Nachricht überraschte mich auf eine angenehme Weise. Das Wort des Oberst und die öffentliche Theilnahme der angesehensten Bewohner Stockachs an meinem Schicksal mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß ich nicht ausgeliefert werden sollte, und die mir von dem Rittmeister zu Theil gewordene freudige Kunde, welche ich im Vertrauen meinem guten Hauswirthe mittheilte, erhielt den folgenden Tag ihre Bestätigung. Ich erhielt eine Einladung zu Hrn. Kraft. Nach meinem Erscheinen eröffnete er mir, daß die Obrigkeit von Zürich auf meine Requisizion Verzicht geleistet habe, und es nun ganz von mir abhänge, mich und meine Familie wieder glücklich zu machen; er wollte mir dazu behülflich sein, sofern ich seinem Rathe folgen werde. Herzlich gerne, sagte ich, werde ich zu Allem Hand bieten, was nicht gegen meine Ehre und Grundsätze streitet. — Machen Sie nun, so rieth er mir, eine Zuschrift an ihre Obrigkeit, bitten Sie dieselbe hinsichtlich ihrer gemachten Fehler um Verzeihung. Mißbilligen sie ferner die neuern Schritte ihrer Mitbürger gegen die Regierung und äußern Sie den Wunsch, wenn dieselben nur zur Erkenntniß kämen, ihre Fehler einsehen und bereuen, die hohe Obrigkeit um Gnade und Vergebung flehen und zur Treue und zum Gehorsam zurückkehren würden. Thun Sie dieses und ich versichere Sie, daß Sie Begnadigung erhalten.

Für diesen Rath dankte ich und stellte an den Kriegs-Kommissär die Frage:

KönntenSie, mein Herr! wenn Sie Sich in meiner Lage befinden würden, einen solchen Rath annehmen und befolgen? Sie wissen, daß ich bei einer Bittschrift des zürcherschen Landvolks an die Regierung betheiligt war, worin Beschwerden über Beeinträchtigung von Rechten und Frei-

heiten, die dem Landvolke für immer zuerkannt waren, erhoben wurden, mit der geziemenden Bitte, Hochdieselbe möchte nach Ihrer Weisheit den Klagen desselben abhelfen und dadurch allfälligen, bösen Folgen vorbeugen. Das Verfahren gegen die Verfasser dieses Memorials vermochte nicht, die Bürger eines Bessern zu belehren oder zu beruhigen; denn jeder Unbefangene erblickte in demselben leidenschaftliche Willkür und Ungerechtigkeit, und mit den verbannten Vaterlands- und Volksfreunden war nichts desto weniger der im Volke herrschende Geist nach Recht und Freiheit verschwunden; daher nach vorliegenden Urkunden dieselben neuerdings reklamirt wurden. Die Regierung, statt in die Sache ruhig einzutreten und sie zu prüfen, suchte, ihres Unrechts sich bewußt, die Vorstellungen, Bitten und die rechtlichen Gesuche mit militärischer Gewalt zu unterdrücken und warf die rechtlichsten Männer, die als Wortführer auftraten, in Kerker. Sollte ich nun um eigenen, schnöden Vortheils willen niederträchtig werden und meine Grundsätze verläugnen, um auf Begnadigung hoffen zu dürfen? Sollte ich ferner, meine Mitbürger, die theilweise durch meine Bestrebungen zur Einsicht ihres in so mancher Hinsicht rechtlich verkümmerten Zustandes gelangten und in ihre Rechte und Freiheiten wieder eingesetzt zu werden begehrten, beschuldigen, daß sie Unrecht hatten? — gewiß das würden, das könnten Sie nicht thun und dazu könnte ich mich nicht entschließen, und sollte ich auch zeitlebens getrennt von meiner theuren Familie im Elende schmachten müssen.*) Aber denken Sie an ihre Familie, wiederholte er, und durch ihre Weigerung wird es

*) So schrieb ich einmal während meiner Verbannung an meine liebe Frau:

„Wir erfahren in unserm Asyle, daß wir keine Gnade von unserer Obrigkeit zu erwarten haben; es sei neuerdings Kerker und Bannesfluch über uns ausgesprochen! — Nun so sei

für Ihre Landsleute auch nicht besser. Was mir, als ehrlichem Manne, zu thun erlaubt und möglich ist, antwortete ich, will ich unternehmen. Ich will an die Regierung in Zürich schreiben, jedoch nur, daß sie aufhöre, mich selbst in meiner Verbannung zu verfolgen. Hr. Kraft sagte: So thun Sie dieß; aber auch mein Vorschlag würde für Sie Nutzen bringen; denken Sie an Ihre verlassene Familie und überwinden Sie Sich, so viel immer möglich; denn wie oft kann man nicht in den Fall kommen, Anders zu reden und zu schreiben, als man denkt und glaubt? Hiemit entließ er mich. — Froh über die Wendung der Sache und von drohender Gefahr befreit, eilte ich nach Hause. Nun schrieb ich an die Obrigkeit in Zürich, aber so, daß nichts einfließen durfte, was meinen Grundsätzen entgegen war oder mich in ein schiefes Licht hätte stellen können. Ich schilderte meine Lage und die meiner verlassenen Familie seit meiner Verbannung, und daß letztere einige Beruhigung darin finde, wenn ich mich an der Grenze der Schweiz aufhalte, legte sodann Beschwerde ein über das unmenschliche Verfolgungssystem und zeigte, wie ihr Verfahren gegen ihr gegebenes Wort sei, „uns Verbannten im Auslande zu unserm Fortkommen behülflich zu sein;“ man möge daher in Berücksichtigung des Angeführten mich in Ruhe lassen. — Diese Zuschrift übersandte ich Hrn. Kraft, (welcher ihr aber seinen Beifall nicht schenkte), damit er sie nach Zürich befördere. Nachdem ich mich

---

es dann. Wir zagen nicht. — Tyrannen! nie werdet ihr in euern verfluchten Mauren erleben, daß ich um Gnade flehe — nein — und thue ich es, so mögen die Berge meines Vaterlandes auf mich fallen, sobald ich aus Gnade dessen Boden betrete! Meine Kinder sollen ihren Vater nie sehen vor Tyrannen kriechen! Gewiß waren die Aristokraten in Holland, Venedig und Genua nicht allein Sünder, und doch kam die gerechte Strafe über sie, und erlö'st waren, die nach Befreiung schmachteten!“

nach Verfluß von 8 Tagen um den Erfolg derselben erkundigte, gab er mir zur Antwort, er habe mein Schreiben nicht abgesandt, da es mir mehr schaden als nützen würde. Er sagte: Ich habe nun Ihretwegen an die Regierung in Freiburg geschrieben und erwarte, daß Ihre Sache entschieden werde; indessen müssen Sie Sich noch gedulden. Nun bekam ich nach einigen Tagen, als ich einen monatlichen Arrest ausgestanden hatte, folgenden Paß, den ich hier wörtlich mittheile:

Dem Hans Kaspar Pfenninger Kyrurgus von Steffen am Zürchersee, welcher auf diesseitigem k. k. Militär-Ordres angehalten worden, sich aber während seinem mehrtägigem Hiersein gegen den Verdacht gereiniget hat, daß er mit denen dermaligen Revoluzionen am Zürch-See in keiner Verbindung stehe, noch sonst in gefährlichen Absichten auf denen Kordons-Grenzen sich eingefunden, wördt anmit der auf vierzehen Täg giltige Paß zur Rückreise in die Schweiz und zu Besorgung seiner Geschäfte in Stiegen und Mörsburg dergestalten ertheilt, daß er nach Umfluß dieses Termins sich in diesseitigen Landen nicht einfinden solle.

Stockach, den 30. July 1795.

Pr. K. K. Oberspерr-Kommission,
Ober-Kommissarias
Sig. v. Krafft.

(L. S.)

Dem gemeinschaftlich mit der k. k. Ober-Sperr-Kommission geschehenem Schlusse zufolge wird obbemeldter Hans Kaspar Pfenninger unter Begleitung nacher Stiegen abgehen und nach geendigten Geschäften in Stiegen und Mörspurg unverweilt das k. k. Territorium verlassen und nach der Schweiz sich zu begeben haben; es sei dann, daß derselbe von der hochfürstlichen Regierung zu Mörsburg

Erlaubniß erhalte, dorten zu verbleiben. Wornach die Herrn Bezirks- und Abtheilungs-Kommandanten anmit angewiesen werden, wie auch diesen Paß nach dessen Abgehen nach der Schweiz vor der letzten Stazion dem Kordons Kommando einzuhändigen.

Stockach, den 1. August 1795.

Per k. k. Militair Kordons-Kommando,
Sig. Utz, Obrist.

(L. S.)

Diesem Paß zufolge hatte ich, sofern mir der Aufenthalt im Fürstl. Mörseburgischen Lande nicht gestattet würde, mich nach der Schweiz zu begeben. Nachmittags 3 Uhr reis'te ich von Stockach ab. Der Paß wurde einem bewaffneten Soldaten, der mich begleitete, übergeben, um ihn dem Stazions-Kommandanten in Stiegen einzuhändigen. Nachts 12 Uhr langten wir an, und nun glaubte ich in Freiheit zu sein; sorgenlos legte ich mich zu Bette und schlief ruhig bis am Morgen. Nach meinem Erwachen sandte ich einen Boten zu den lieben Meinigen in Stein mit der frohen Kunde meiner glücklichen Befreiung und Ankunft in hier. Um 8 Uhr hatte ich mit dem Paß im Schloß Ohningen zu erscheinen, um gänzlich freigelassen zu werden. Beim Eintritt in dasselbe begegnete mir der Herr Amtmann, der mir zu meiner glücklichen Ankunft gratulirte und viel Freude darüber bezeugte. Der Offizier, nach Durchlesung des Paßes, händigte mir denselben ein und entließ mich jeden Arrestes und jeder besonderen Aufsicht. Den gleichen Augenblick, als ich mich verabscheiden wollte, öffnete sich eine Seitenthüre, aus welcher der Amtmann mich zu sich beschied und mich sodann anredete: Es thut mir leid, Hr. Pfenninger, daß in dem Augenblick, als ich mich über ihre glückliche Befreiung und Rückkunft, mit ihnen freuen möchte, ich genöthigt bin, Ihnen die

traurige Anzeige zu machen, daß ich gemessenen Befehl vom Hochfürstl. Mörsburgischen Hof aus erhalten habe, Sie im Betretungsfall ohne Umstände zu arretiren und nach Mörsburg auszuliefern, von wo aus Sie wahrscheinlich nach Zürich gebracht werden.

Ist es möglich, entgegnete ich, daß man sich eine solche Handlungsweise gegen mich erlauben darf? Vor vier Wochen wurde ich hier arretirt und wie ein Missethäter nach Stockach geführt. Nach einem vierwöchigen Arrest erhielt ich von dortiger Behörde einen Paß, in dem man meine Gefangenhaltung einen mehrtägigen Aufenthalt (!) zu nennen beliebt, und in demselben das Zeugniß, daß ich mich gegen die gegen mich gestellten Anklagen gereinigt habe, und darauf wurde mir die Erlaubniß zu Theil, meine Geschäfte in Stiegen und Mörsburg besorgen zu dürfen; sollte aber mein Aufenthalt daselbst gegen den Willen der dortigen Regierung sein, so habe ich diese Lande zu verlassen. Sie kennen mich Herr Amtmann und wissen, daß ich bei meinem frühern mehrmonatlichen hiesigen Aufenthalt mich unklagbar betragen habe und nicht verdiene, so mißhandelt zu werden; — haben Sie somit die Güte und helfen Sie mir aus dieser Verlegenheit. Ich kann Ihnen kein anderes Mittel an die Hand geben, sagte er, als folgenden Rath: Morgen ist Sonntag und unser Fürst gibt bis Abends Jedermann an diesem Tage Audienz. Gehen Sie zu ihm; fallen Sie ihm zu Füssen, schildern Sie ihre Lage, weisen Sie Ihren Paß von Stockach vor und erflehen Sie Sich die Gnade, in den fürstlichen Landen Sich aufhalten zu dürfen. Wahrscheinlich erhalten Sie die Erlaubniß, und dann können Sie hier ruhig und sicher leben.

Ich dankte für diesen wohlmeinenden Rath und erbat mir die Erlaubniß, mit meinem Schwager, der meiner warte, mich ferner berathen zu dürfen, was mir bewilligt wurde.

Eilftes Kapitel.

Begegnung. Gang zum Pfarrer in Oberstad. Bittliches Gesuch meines Schwagers. Freundschaftsdienst des Dr. Suter in Allenspach. Besuch in Mörsburg bei Hofrath Hrn. Rückreise. Versteck bei und in Stein. Schaller mein Gehülfe kommt in schmähliche Gefangenschaft. Mein Bruder und Chirurgus Bodmer stellen sich freiwillig und werden in Zürich eingekerkert. Empörendes Endurtheil und Vollziehung desselben. Geistlicher Bericht über den im Wellenberg gefangenen Greifen. Bodmers Kerker-Gedichte.

Sogleich machte ich mich auf den Weg nach Steigen, auf welchem mir mein Schwager und meine liebe Schwester, seine Gattin, begegneten. Mit offenen, freudigen Armen empfingen sie mich; da ich aber, durch die ewigen Intriguen in mißvergnügte Stimmung versetzt, ihre Fröhlichkeit nicht mit Innigkeit erwidern konnte, fragten sie, was mir Widriges zugestoßen sei, und vernahmen mit Aerger die Ursache meiner Erscheinung. Wir kehrten zurück und traten in die Berathung dessen, was am thunlichsten sei. An eine Flucht war nicht zu denken, weil ich an mehrern Orten signalisirt war und dem Rath des Amtmanns zu folgen, konnte ich mich nicht entschließen. Ich stellte den Antrag, wir wollen zum Pfarrer N. in Oberstad gehen, und seine Ansicht darüber vernehmen; dieß erhielt einstimmige Billigung, da wir ihn schon früher als einen braven Mann kennen gelernt hatten. Mit sichtbarer Freude hatte er uns empfangen und war, nachdem er von der neuen Gefahr, in der ich schwebte, gehört, sehr betroffen. Sein herzliches Bedauern darüber äußernd, ertheilte er mir den Rath: ich solle den Amtmann zu bewegen suchen, daß er für mich eine Schrift an den Fürsten erlasse, in derselben meine Lage schildern und, eine Abschrift des Passes beifügend, ehrerbietig und dringend um eine Aufenthaltsbewilligung bitten möge. Im Weigerungsfall soll ich mich nicht nach Mörs-

burg, sondern nach Konstanz an die östreichische Regierung wenden. Das Erstere übernahm mein Schwager; er verfügte sich zum Amtmann und bat um dessen schriftliche Verwendung für mich; aber alle Vorstellungen und Bitten waren vergebens; endlich erwiderte er barsch: wenn ich nicht sogleich seinem wohlgemeinten Rathschlag folgen wolle, lasse er mich arretiren und nach Mörsburg führen. Es war nichts übrig, als ohne Zögerung diese Reise anzutreten, um vor dem Fürsten bittlich zu erscheinen. Mein Schwager gab mir das Geleit; noch bei guter Zeit kamen wir über Zell in Allenspach an. Ich erinnerte mich, Herrn Dr. Suter, der hier wohne, zum Freunde zu haben; ich ging zu ihm, und machte ihn mit meiner Lage bekannt. Mein Vorhaben war ihm auffallend, da er sich auf's Bestimmteste keinen guten Erfolg versprach. Seine Ansicht ging dahin: zuerst müsse man die Gesinnung der Regierung in Mörsburg erforschen, aus welchem Grund und zu welchem Zwecke ich arretirt werden solle; eine weitere Aufgabe sei es sodann, zu versuchen, bei der Regierung eine andere Stimmung zu bewirken; denn wenn auch der Fürst gewonnen sei, so daure dieß in der Regel nur so lange, als die Audienz währe; demselben würden nachher andere Ansichten von seinen Räthen beigebracht und die Regierung werde Veranstaltungen treffen lassen, wie wenn keine Zusicherung von Seite des Fürsten Statt gefunden hätte; seien aber die Räthe für die Sache gewonnen, so könne man die Gnade des kranken Fürsten entbehren. Diese Ansicht verrieth eine genaue Bekanntschaft mit dem Geschäftsgange der dortigen Regierung; aber es fragte sich nur, wer den schwierigen Auftrag über sich nehmen solle; denn jedenfalls erforderte es eine Person, die mit dem Hofe in Verbindung stand. Man sann hin und her, und das Gedächtniß wollte keine zur Ausführung dieses Planes geeignete Person vorführen; da erinnerte sich Herr S., daß

er sich bei Herrn Hofrath H., seinem Jugendfreunde, wohl einigen Einfluß versprechen dürfe. Dr. Suter war diesen Tag jedoch so mit Geschäften überhäuft, daß für heute nichts Weiteres unternommen werden konnte. Die heiligen Gefühle früherer Freundschaft lebten in ihm fort und waren nicht, wie dies bei so vielen geschieht, nach unserer frühern Trennung erloschen und so entschloß er sich, den folgenden Tag mir und meiner Sache zu widmen. Den kommenden Morgen sollte ich nun in seiner Gesellschaft nach Mörsburg reisen, um günstigen Falls sogleich bei der Hand zu sein, den guten Zeitpunkt zu benutzen. Um Mittag eilf Uhr langten wir in der Residenz Mörsburg an. Mein Freund machte nun einen Besuch bei dem Hofrath mit dem Versprechen, in einer halben Stunde wieder bei mir zu sein. Dr. Suter kam sogleich zurück, gab mir aber mehr durch Blicke als durch Worte zu verstehen, daß kein Heil für mich zu hoffen sei und ich mich schleunig entfernen solle. Ein Schiff, das eben auf die andere Seite mit einem französischen Emigranten, einem Kapuziner und einigen Thurgauer-Bürgern abging, nahm uns noch auf. Während ich so meine traurige Lage überdachte, ergriff mich ein Gefühl der äußersten Wehmuth, da ich, schon mehrseitigen Nachstellungen und Gefahren entronnen, mich auf's Neue von allen Seiten bedroht sah. Keine Stätte bot sich mir dar, in der ich Sicherheit finden konnte — ich war der Verzweiflung nahe; starr war mein Blick in die Fluthen geheftet, und ich wünschte mich in denselben verschlungen — als plötzlich ein heftiger Windstoß unser Schiff ergriff und mich wieder zur Besinnung zurückführte. Am jenseitigen Ufer gelandet, nahmen wir unsern Weg nach Allenspach. Herr Dr. Suter und ich waren allein, und so begann er mir den Bescheid des Hofraths mitzutheilen. Nachdem ich auf die Sache bei dem Besuche hingeleitet und die Stimmung erforscht hatte, sagte mein Freund Suter,

fragte der Hofrath mich, ob mir dein Aufenthalt bekannt sei, worauf ich entgegnete, ich sei zwar ersucht worden, für Dich mich zu verwenden; über Weiteres könne ich jedoch keine Auskunft ertheilen. Der Hofrath bemerkte, es sei an alle Aemter im ganzen Fürstenthum der Befehl ergangen, dich im betreffenden Fall zu arretiren und sodann nach Zürich auszuliefern. Er sagte: es werde am besten sein, wenn Pfenninger sich durch die Flucht zu retten suche. —

Auf Dieses hin hielten wir es für's Genügendste, daß ich für einige Wochen vor dem Publikum gleichsam verschwinden und dadurch mich den Nachstellungen meiner Feinde entziehe. In Allenspach erwartete uns mein Schwager, von wo aus mir ohne weitere Zögerung auf dem See nach Staad hinfuhren. Nun begaben wir uns auf dem Lande nach Stein; daselbst bekannt, wagte ich mich nicht in's Städtchen, da an allen Thoren mein Signalement affigirt war, um nicht entdeckt zu werden. Ich ging auf das nahe bei demselben liegendes Landhaus meines Schwagers, um dort zu übernachten. Alles war verschlossen, die Nacht vom Monde hell erleuchtet, und so durften wir es nicht wagen, Nachts zwölf Uhr eine Thüre mit Geräusch zu öffnen, ohne befürchten zu müssen, die Aufmerksamkeit der Wache auf uns zu ziehen. Ich versuchte nun mit meinem Stocke das Pflaster unter der Thüre an der Trotte aufzuwiegen und eine Oeffnung unter derselbe zu graben, um durch sie hineinkriechen zu können, was mir nach heftiger Anstrengung und mehrmaligen Versuchen, nachdem ich mich von meinen Kleidern ganz entblößt hatte, gelang. Diese schob mir mein Schwager nach, und als ich mir mein Lager auf dem Heu zurecht gemacht hatte, schlummerte ich ein. Bald wurde ich durch ein Geräusch aufgeschreckt, welches aber von keiner Bedeutung war, und so schlossen sich meine Augen auf's Neue zum ungestörten

Schlafe. Sechs lange Tage und sechs Nächte brachte ich in meiner Einsamkeit zu, in welcher Zeit mir von meinen Verwandten in Stein die liebreichste und sorgfältigste Pflege zu Theil wurde. Unterdessen wurden Anstalten getroffen, mich heimlich in die Stadt zu bringen. Samstag Abends vor Thorschluß verließ ich in der Dämmerung mein Asyl, ging in die Stadt und kam unbemerkt in meines Schwagers Behausung. Acht volle Wochen lebte ich hier verborgen. Von Hause erhielt ich die Nachricht, daß man nun auch gegen meine Familie gehässig einschreite, um ihr in ökonomischer Hinsicht Schaden zuzufügen. Herr Schaller, der als Gehülfe meine Praxis übernommen, erfreute sich großen Zutrauens und führte dieselbe auf eine für mich vortheilhafte Weise. Eines Morgens wurde aber auch er, obgleich er sich von jeder Politik zurückgezogen, in Stäfa arretirt, nach Zürich gebracht, dort in Oetenbach gesetzt, wo er bei Wasser und Brod neun Wochen schmachtete. Keine Schuld wurde an ihm gefunden; er sollte aber für die schändliche Behandlung, die er erleiden mußte, keine Satisfaction erhalten; sondern wurde, damit seine Klagen nicht ruchtbar würden, des Landes verwiesen. So war meine Praxis zum zweitenmal unterbrochen, was zu meinem Nachtheil gereichen mußte; dazu kam noch, daß mein Bruder, der seit meiner Verbannung die beste Stütze für meine verwaiſ'te Familie war, aber bei dem Einrücken der Zürcherschen Truppen in Stäfa die Flucht ergreifen mußte, sich verleiten ließ, mit seinem Schwager, Chirurgus Bodmer, aus seinem sicheren Verstecke hervorzutreten, auf Stäfa zurückzukehren und im Gefühle der Unschuld sich freiwillig vor der Untersuchungs-Kommission zu stellen, welche beide, als angebliche Verbrecher, unter militärischer Bedeckung nach Zürich abführen ließ. Der Offizier, Aidemajor Ruppert von Wipkingen, der sie zum Schiff begleitete, sagte zu den sie eskortirenden Soldaten: Wenn sich diese regen, so schießt sie vor den Kopf, wie die tollen

Hunde! — In Zürich in Kerker geworfen, drohte ihnen ein längst verheißener, schmählicher Tod, auf welchem sie seiner Zeit durch mehrere Geistliche vierzehn Tage lang vorbereitet wurden. — Schmerzlich ergriff mich die Nachricht von dem über die in der Urkunden-Angelegenheit betheiligten Hauptpersonen gefällten Endurtheil, nach welchem Gemeindseckelmeister Bodmer und mein Bruder, Seckelmeister Pfenninger, desgl. Seckelmeister Fierz und Kapitän Bleuler von Küßnacht, Hauptmann Hünli und Statthalter Schmid von Horgen, wie Missethäter aus den Gefängnissen vor das Rathhaus und, nach Verlesung des Urtheils vor den Schranken, vorwärts gebunden auf den Richtplatz hinausgeführt wurden, wo Bodmer mit entblößtem Kopfe auf dem Rabenstein knieen und die andern zusehen mußten, wie der Scharfrichter das Schwert über sein graues Haupt schwang; sodann wurden Bodmer und Fierz zu lebenslänglicher, Pfenninger zu zwanzig und die andern zu zehnjähriger Zuchthausstrafe nebst bedeutenden Geldbußen verurtheilt, mit der Bestimmung, daß zu keiner Zeit Bittschriften zur Begnadigung und Loslassung angenommen werden sollen. Der obern und untern Wacht in Stäfa wurden alle Waffen genommen und in den betheiligten Gemeinden eine Geldbuße im Gesammtbetrag von circa 130,000 Franken erhoben.

Jedem rechtlichen und gefühlvollen Menschen, der solches Urtheil hörte und vernahm*), daß obige Männer zu den

---

*) Der Moniteur ertheilt über diese Sache Folgendes:

Den zweiten Herbstmonat soll das Endurtheil gegen die See-Bewohner, welche der Rebellion und Konspirazion angeklagt sind, in Zürich ergehen. Der Ausdruck ist nicht zu hart, wenn man sagt, daß die Menge der Bürger (der Stadt) nach Blut dürstet. Es hat sich jedoch eine Widerspruchs-Partei gebildet, an deren Spitze sich die Rathsherren Füßli, Lavater und Bürkli

anerkannten rechtschaffensten gehörten und sich nur pflichtmäßig für des Volkes Rechte und Freiheiten in ehrerbieti-

befinden. Man muß bemerken, daß Keiner von ihnen Gesinnungen hegt, die man revoluzionär nennen könnte, und daß sie daher blos von der Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterland angetrieben sind. Der Pfarrer Lavater hat sich als ein wahrhaft tugendhafter Mann gezeigt und auf eine sehr edle und großmüthige Art betragen; weder Warnungen, noch Drohungen, noch Scheltworte haben ihn abgehalten, Gerechtigkeit zu empfehlen — und sowohl auf der Kanzel als in besondern Unterredungen zur Mäßigung aufzufordern. Unter Andern hat er den Richtern folgende Frage auferlegt: Ist es erlaubt, zugleich und in eben der Person Kläger, Partei, Inquisitor und Richter zu sein? Ist es recht, denjenigen, welcher Fehler begangen hat, wegen allen möglichen Konsequenzen, welche sein Irrthum nach sich ziehen kann, verantwortlich zu machen und zu bestrafen? Dessenungeachtet sind alle Anstalten zur Einrichtung getroffen worden. Die Reuterei der Stadt hat sich erboten, den Zug zu begleiten. Nun denn, wenn diese Unglücklichen umkommen, so wird ihre Asche zu fürchten sein — und wenn einst diese so blühende Stadt sich im Blute ihrer eigenen Bürger baden wird, so wird sie einst vergebens über ihre Verblendung Klage führen; vergebens wird sie es bereuen, den Reden der edlen Männer, Füßli, Lavater und Bürkli kein Gehör gegeben zu haben, deren Namen der Fremde mit Ehrfurcht ausspricht. —

Einem anderen Schreiben entnehmen wir:

Man las nicht ohne Staunen in einem Strasburgischen Blatte eine Art Rechtfertigung des Magistrats in Zürich gegen das mißvergnügte Landvolk. Früher war man eher gewohnt, Apologien solcher Tyrannen in fränkischen Blättern zu lesen; wer sollte aber in unserer Epoche noch Aehnliches von dorther erwarten? Freilich ist im Zürcher-Kanton in diesem Augenblick kein Ausbruch zu befürchten; aber falsch wäre der Schluß:

„Also ist das Mißvergnügen gehoben." Bekannt ist, daß die Zürcher Obrigkeit den gefangenen und verwiesenen Landbewohnern noch immerfort die Gerechtigkeit versagt.

gen Vorstellungen an die Obrigkeit verwendet hatten, mußte das Schwert durch die Seele gehen und die Ansicht sich aufdringen, daß die, vom zweiten bis sechs und zwanzigsten Herbstmonat ausgefällten Urtheile *), gegen die, von den Gemeinden Stäfa, Horgen, Thalweil, Küßnacht Betheiligten als Ausspruch wahnsinniger Leidenschaftlichkeit

---

Es erhielten zwar fünfzehn Landbürger aus Gnaden das Bürgerrecht (in der Stadt) und das soll die schwarze Regierung weiß waschen? Wird dieses Bürgerrecht nicht immer Kreaturen ertheilt, die ihre gedrückten Landbewohner noch mehr unterdrücken und Sklaven und Speichellecker der Regierung sind? Welche Staatsmaxime! Diese menschenfreundliche Regierung, die mit Dolchen und Schwertern in der Hand dem Landvolke die kostbarste Urkunde seiner Freiheit geraubt hat, bildet sich ein, sie sei der höchste Souverän und wähnt durch Bürgerrechts-Ertheilungen ihren schwarzen Thaten einen Schleier zu umhängen. Sie konnte einem ehrwürdigen und tugendhaften Bodmer auf die himmelschreiendste Weise dem Henker übergeben, auf's Blutgerüste liefern, das Schwert über sein silberlockiges Haupt schwingen und von da in ewige Gefangenschaft schleppen lassen! Wie will die Regierung ihre räuberische Unthat wieder gut machen? Sollten etwa diese Opfer der Tyrannei ihre Tyrannen segnen und die Empfindung der Ungerechtigkeit ewig im gramvollen Busen verschließen? Die Mißhandelten sind biedere Söhne Tells und Winkelrieds, würdig der Freiheit und Menschenrechte, keine Sklaven. — Züchtigung für die Räuber der Menschenrechte und der Freiheit, Herausgabe der geraubten Urkunde, volle Anerkennung und Vollziehung derselben, dann geben sich Männer zufrieden, in deren Adern edles Schweizerblut fließt, das bei dem Gedanken: Es gibt in der Schweiz noch Wüthriche und Tyrannen — siedend heiß aufwallt. —

*) Siehe dieselben ausführlich in der Geschichte von den politischen Bewegungen im Kanton Zürich vom Jahr 1795. Stäfa 1798.

erscheinen müsse. Auf die Beurtheilten sind wohl die Worte Salis anwendbar:

Verkannte, klaget nicht, wenn hier die Bosheit siegt;
Erwartet, Edle, nie Gerechtigkeit im Leben!
Das Beste, was im Menschen liegt,
Wird man am schwersten ihm vergeben.

Des ehrwürdigen Bodmers Karakter leuchtet sehr schön aus dem Berichte hervor, der drei Tage vor Vollstreckung des Urtheils von dem Leutpriester Schultheß im Namen der Geistlichen vom großen Münster eingegeben wurde und folgendermaßen lautet:

Gnädiger Hochweiser Herr Bürgermeister,
Hochgeachte, Wohlweise,
Wohlgeachte, Hochgeehrte,
Fromme und Edle,
Gnädig gebietende Herren und Obern! *)

Den Seelenzustand des gefangenen Altseckelmeister Bodmers können wir Höchstdenselben auf keine andere Weise klarer darstellen, als wenn wir oft und viel wiederholte Aeußerungen des Mannes über gewisse Hauptpunkte unserer Unterredungen mit gewissenhafter Treue erzählen. Daß er bei jenen unglücklichen Schritten keine bösen Absichten im Herzen getragen habe, zeuget er nicht bloß an den Allwissenden, sondern beruft sich auch auf sein ganzes voriges Leben, wo er einen rechtschaffnen und gemeinnützigen Sinn durch Thaten erwiesen zu haben glaubt. Wenn von den strafbaren Handlungen selbst die Rede ist; so findet er seinen Hauptfehler in dem Ungehorsam gegen die Hochobrigkeitlichen Zitazionen, und weiß es nicht häufig,

*) Diese Titulatur ist eine wahre Satire auf die damalige Regierung.

noch stark genug zu sagen, wie unschätzbar in dem damaligen mißlichen Zeitpunkt die Wohlthat gewesen wäre, mit jenen Rüfen verschont zu werden. Wenn wir ihm die kläglichen Folgen zu Gemüthe führten, die sein, und seiner Gemeinde Ungestüm wirklich gehabt habe, und noch fürchterlicher zu haben drohte, so scheint er sich immer noch zu bereden, daß es in unserm Lande zu keinerlei Revoluzion hätte kommen können, und behauptet daneben, daß die Sachen nicht im geringsten anderst gegangen wären, wenn er auch kein Wort dazu gesprochen, und keinen Fuß dabei geregt haben würde, daß er mithin die übeln Folgen, die man ihm vorhalte, unmöglich so auf seine Rechnung nehmen könne. Wenn man ihm zu Sinne legt, wie weislich und wohl er gethan hätte, entweder ganz in dem Handel wegzubleiben, oder noch besser, — dem einreißenden Uebel mit seinem Einflusse zu steuern, so ist die Antwort: er sei es der Gemeinde schuldig gewesen, sich der Sache anzunehmen, bei der Ueberzeugung, die er von der Rechtmäßigkeit ihres Begehrens gehabt habe, einer Ueberzeugung, die ihm noch von niemandem umgestoßen, vielmehr verdeutet worden sei, „jene Briefe, wenn man sie wolle, müßten nicht bloß nach einigen Artikeln, sondern nach ihrem ganzen Inhalte geltend gemacht werden;“ und eben dies wäre es, was er für die Gemeinde und für sich mit der größten Willigkeit angenommen hätte u. s. w. Festigere Worte und unüberlegte Schritte in jenen höchst kritischen Tagen habe er sich wohl entrinnen lassen; aber gewiß sei es auch, daß nichts, schlechterdings nichts, was er gesagt oder gethan, zur Aufruhr hingezielet habe. Mit andern Gemeinden z. E. habe man sich eingelassen, in der ganz einfachen Meinung, daß man in einer wohlgegründeten gemeinschaftlichen Angelegenheit auch gemeinsame Maßregeln verabreden dürfe.“ Gnädige, Hochgebietende Herren, trauen Sie uns zu, daß wir nichts, was die

Kenntniß der Sachen, so weit sie zu unsrer Wissenschaft gelangt sind, nichts, was die göttliche Wahrheitslehre uns darbot, unversucht ließen, die Gedanken des Mannes, so viel möglich, zu berichtigen. Aber peinlich war und ist uns die Verlegenheit, worin uns sein beharrlicher Sinn versetzte. Auch seitdem wir ihm zufolge des erhaltenen Hohen Auftrages die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes immer nachdrücklicher zubedenken geben, bleibt er unverändert auf jenen Gesinnungen, äußert dieselben mit steigender Wärme, und dringt auf's stärkste in uns, daß wir es einmal für bekannt annehmen, er sei seiner Sache gewiß; auch wenn er sterben müsse, werde er mit dem vollen Bewußtsein, dies Schicksal nicht verdient zu haben, in den Tod gehen und es dem ewigen Richter anheim stellen, sein Recht auszuführen, spricht daneben stets mehr von dem, was die ganze Gemeinde, als was seine eigene Person allein angeht. Indessen finden wir an ihm noch immer nicht den Schwärmer, dem es eigentlich um eine Märtyrer-Krone zu thun ist, vielmehr, wenn er auch bisweilen den Todes-Gedanken Raum giebt, so unterbricht er sich bald wieder und pflegt auszurufen: „Nein — ich hoffe, ich hoffe doch, es werde nicht geschehen, es werde in Zürich, wo man selbst die strafbarsten Missethäter nicht ohne schweres Bedenken hinrichtet, — da werde „kein unschuldiges Blut“ vergossen werden.“ Und dann ergreift ihn auch von Zeit zu Zeit zärtliche Wehmuth beym Andenken an sein Weib und an die Schaar seiner Kinder und Kindes-Kinder, mit denen er so viele Freuden des Lebens genossen habe! Auf menschlichem Vorbereiten zum Tode hält er nicht viel, sondern sagt in der Sprache seiner Religiosität, daß der Heiland ihn schon bereitet habe, und es weiter thun werde, „dies sollen wir ihm gönnen, und uns dessen herzlich freuen.“ So verhält es sich nach unsern einstimmigen Beobachtungen, mit dem Seelenzustan-

de des Gefangenen. Uns geziemt es nicht zu urtheilen. Aber den Gott, der sie zu Richtern gesetzt hat, flehen wir inbrünstig, daß Er mit Seinem Geist Ihre folgenreichen Rathschläge leiten und zum Heil des Theuren Vaterlandes segnen wolle!

Die wir voll tiefen Respektes, und schuldigster Ergebenheit verharren,

Hochdero tit.

Treugehorsame Diener,

Die Geistlichen am Großen Münster,

und in derselben Namen,

Johann Georg Schultheß, Leutpriester.

Den 30. Augstmonats 1795.

Wir nehmen ferner keinen Anstand auch die Kerkergedichte einiger Gefangenen, die sie, während sie der Freiheit beraubt und aus dem Schooße ihrer Familien gerissen waren, niedergeschrieben, hier mitzutheilen, wegen der theilweisen gemüthlichen Stimmung und des in den einsam stillen Mauern des Gefängnisses in gleich hohem Grade lebendigen Gefühls für Recht und Freiheit und der rührenden Familien-Liebe, welche sie beurkunden.

Das Lamm und der Löwe.

Das Lamm.

Hör' König Löw' der Schaafe Menge
Ist groß und eingefercht zu enge;
Es wächst zu wenig Futter auf der Heide;
Drum gib uns doch die alte Weide.

Der Löwe.

Du bist ein unzufriednes Lamm,
Verführest mir den ganzen Stamm;
Hast du nicht Futter auf der Heide,
Und überdieß noch deine eigne Weide?

Hab' ich nicht immer euch genützet,
Stets vor dem wilden Wolf beschützet,
Wie auch mit Klugheit angeführt
Und fürder recht und gut regiert?
Der Leu verbannt das Lamm im Graben,
Daß alle Schaaf' ein Beispiel haben. —
Sodann zum Lamm der Löwe spricht:
Kannst du die Lehre meiner Zucht erfassen?
Das Lamm antwortet ganz gelassen:
Du weist, die Lämmer sind sehr gute Seelen
Und können nie aus Bosheit fehlen;
Drum wirst, du Vater Löw'! verzeihen —
Und jedem Schäflein Freiheit leihen.

Der Leu, der drauf noch mehr ergrimmte
Und sein Gebrüll zum Schrecken Aller stimmte,
Schlägt mit des Schweifes Kraft das Lämmlein nieder,
Es stürzt dahin und — recket seine Glieder.

S.

Sehnsuchtsvolle Hoffnung.

Bald sind sie überwunden
Die düstern Kerkerstunden;
Bald werd ich bei den Meinen
Durch Gottes Hülf' erscheinen.

Mit heißen Freudenthränen
Verkünd' ich Euch mein Sehnen,
Will mit erhobnen Händen
Mich zum Allvater wenden!

Kommt her, ihr lieben Kleinen!
Und laßt das stille Weinen;
Kommt, reichet mir die Hand;
Uns knüpft ein zartes Band.

Nun fleht mit mir zum Herrn;
Ihr wißt, er hilft so gern,
Wird unsre Bitt' gewähren,
Uns Recht und Fried bescheeren.

W.

Verheißung.

Gott grüß' dich, Freund! im Geist will ich bei dir verweilen—
Wird Tellens Kraft Helvetiens Wunden wieder heilen,
Dann wollen wir den Wunsch erfüllen
Und seine Geßler Zürich — enthüllen.
Im Vaterlande, wo wir wallen,
Soll Freiheitsruf von Berg und Thal erschallen!

B.

Zuruf.

Ach liebe Mutter! trauret nicht,
Daß euer Sohn im Kerker liegt
Ich lieb' euch fort bis in den Tod;
Warum ich leide, das weiß Gott!

O holde Gattin! weine nicht,
Daß dir dein Mann entrissen ist,
Nicht feste Maur, nicht Kerkersgruft
Erlöschet die Liebe in meiner Brust.

Doch Theure! ich dir nicht verhehle,
Wie bei der Schwermuth meiner Seele
Manch' Thräne meine Wangen netzt,
Drauf mich in süße Ruh' versetzt. —

Ihr lieben Kinder! Trübet nicht
Durch Thränen eurer Augen Licht,

Gott in dem Himmel Alles kennt,
Und Rath und Troſt und Hülf' uns send't.

Dankt ihm, daß keine böſe That
Mir Strafe zugezogen hat. —
Nur Schonung, daß kein Bürgerblut
Die Erde tränk' nnd Seeesflut.

Die heiße Lieb fürs Vaterland
Hat mich gebracht in dieſen Stand;
Dieß weiß'im Lande jeder Chriſt
Und Gott, dem Nichts verborgen iſt.

Ihr guten Freunde überall!
Die ihr voll Theilnahme allzumal
Den Meinigen bei Tag und Nacht
Des Troſts und Raths ſo viel verſchafft!

Euch dankt der arme g'fangne Mann
Für Alles, das ihr ihm gethan!
Ich bitte, laſſet euch ferner mein
Weib und Kinder befohlen ſein!

Ihr Feinde, die ihr da und dort
Auf Böſes ſinnt am finſtern Ort,
Im Wahn, daß Lug und Heuchelei
Zu eurem Zweck behülflich ſei!

Laßt ab! bedenkt, der Rache Ziel
Verwirft das chriſtliche Gefühl,
Denkt, daß nach dieſes Grabes-Nacht
Ihr zum Gerichte dort erwacht!

W.

Trost.

Mein Wunsch ist nun erfüllt,
Der Schmerz ist ganz gestillt,
Ich kann mich wieder fassen
Und hoffe jetzt gelassen,
Ich sei nun wieder ganz geheilt.

Zwölftes Kapitel.

Briefe. Abreise von Stein nach Stäfa. Reisebeschwerden. Aufenthalt in meinem Hause. Reise nach Chur. Zusammentreffen mit Kölla und Ryffel. Rückkehr. Wiederholte Beschwerden. Kur. Reise nach Aarau und Basel. Die französischen Grenzwachen. Fortsetzung der Reise nach Jebsheim. Unvermuthetes Erscheinen bei Staub und seiner Familie. Grabesbesuch. Etablissement in Beblenheim. Ankunft drr Flüchtlinge Billeter und Wädenschweiler. Nehracher, Lehrer in Mariakirch, wird krank und stirbt. Es war in der siebenten Woche meines heimlichen Aufenthalts in Stein, als mein Schwager von den nach Bündten geflüchteten Billeter und ebenso von Dr. Staub im Elsaß Briefe erhielt, worin ihn beide dringend ersuchten, wenn er meinen Aufenthalt wisse, mir anzuzeigen, daß in ihrer Nähe vortheilhafte Stellen zu besetzen seien; ich soll daher nicht säumen, sie zu besuchen, um das Nähere zu vernehmen. Nach solchen Nachrichten wurde meine heiße Sehnsucht nach Beschäftigung und Freiheit in mir noch höher gesteigert.

Unter dem Namen meines Schwagers schrieb ich nun mit veränderter Handschrift an meine liebe Frau und zeigte ihr an, daß man den Aufenthalt ihres Mannes wisse; sie solle eine vertraute Person aus der Verwandtschaft nach Stein senden, damit man sich darüber bespreche, welcher Einladung er folgen solle und die nothwendigen Anstalten zur Abreise getroffen werden können. Meine Gattin kannte die Handschrift nicht und sie ging mit dem erhaltenen Briefe zu ihrem Onkle, Landschreiber Billeter, der die Schrift

als die meinige erkannte, und diese Entdeckung meiner Frau zu großer Freude mittheilte, da sie seit zwei Monaten kein Lebenszeichen von mir erhalten hatte. Auf den Rath des Onkle schickte sie einen meiner Schwäger nach Stein, der mich sogleich mitzunehmen Willens war, was aber meine Schwester nicht zugeben wollte, weil ich mich neuer Gefahr, arretirt zu werden, aussetzen würde. Mein Schwager ging allein wieder zurück, mit dem Versprechen, innerhalb 8 Tagen mir Jemanden zu schicken, mit dem ich sicher und ohne verrathen zu werden, nach Stäfa kommen könne; indessen solle ich die Einwilligung der Schwester zu erhalten suchen und mich gänzlich vorbereiten.

An meine Frau übergab ich ihm folgendes Schreiben:

„Nur leis und schüchtern, wie ein vom Jäger verfolgtes Reh, das sich in einer düstern Höhle oder in einer Felsen-Ritze verborgen hält, sitze ich hier, um Dir zu schreiben und ebenso schüchtern wirst du dieses Blatt in Händen halten. Laß es ja Niemand lesen, sage Niemand, wo ich sei, noch daß ich Dir geschrieben habe. Gedenke der Gefangenen in Z., wie sie schmachten, und so müßte dein armer, verfolgter Mann vielleicht auch sein Leben schuldlos im Kerker aushauchen, wenn man ihn entdecken würde. Ich weiß, du lässest eine Thräne auf dieses Blatt hinsinken — sie wird sich mit der meinigen vereinigen und sie werden in einander zerfließen, wie einst unser Staub mit der Erde vermischt wird. Ich möchte Dir viel, viel sagen und aus dem Vielen, was soll ich auswählen? Du überlässest es mir, einen Ort zu bestimmen, und willst, wenn ich es gut finde, Alles verlassen und mir nachfolgen. Dank Dir, gute Seele! Dank dir, daß Du so gut und liebreich denkst; aber betrachte Alles! Würden wohl deine guten Gesinnungen sich nie ändern?, wenn du deine liebe Schwester, die vielen guten Freunde und Freundinnen, die schöne Heimath, die herrliche Gegend am See verlassen müßtest?

Nicht immer heult der Sturm; nicht immer wird es düster traurig um dich sein; nur noch dreimal so lang, als bisher, und ich eile wieder freudig in deine Arme. Welche Wonne! Ich habe zwar gute Aussichten; aber es ist ein wichtiger Schritt, Haus und Heimath, Eltern, Freunde und Vaterland, die uns zur süßen Gewohnheit geworden sind, zu verlassen. Freunde St., N., B. und W. haben die Hindernisse nicht, wie ich. Darum läßt sich Alles wohl überlegen. Sollte Stäfa mich einst wieder zurückwünschen, so würde ich, wenn ich es auch an einem andern Orte besser haben könnte, dennoch meine Vatergemeinde vorziehen. Gedulde dich daher in Gottesnamen; stehe dem Hauswesen mit möglichstem Fleiße vor, und ich werde Dir mit Rath und Trost behülflich sein. Ich hoffe, man werde Dich des Krieges halber um keine Kosten belangen, ꝛc. ꝛc. Ich hoffe zu Gott, er wird uns auch wieder Freude erleben lassen. Ja Liebe, wir haben Ursache ihm, dem guten Vater im Himmel, zu danken; seine Hülfe rettete mich! kann ich Dir einst meine Schicksale in Deinen Armen erzählen, so sollst Du Alles erfahren; unterdessen denke ich oft, könnte ich allen leidenden Brüdern zum Troste die Worte zurufen:

Und sollt' ich auch noch Jahre weinen,
Und Leiden dulden ohne Zahl!
Der Tag, der Tag wird doch erscheinen,
Der Freude bringt für jede Qual.

Die Dämmerung überrascht mich; ich sehe nur noch so viel, um Dir zu schreiben, daß ich ewig sein werde

Dein Dich herzlich liebender
Joh. Casp. Pfenninger.

Nach unserer Verabredung kam ein Neveu zu mir nach Stein, mit dem ich nach vier und zwanzig Stunden abreiste, bei der Ansicht, die Besorgtheit meiner Schwester nicht beachten zu sollen. Ich hoffte in einer Nacht den

Weg von Stein nach Stäfa zurückzulegen, überlegte jedoch die Entfernung zu wenig und nicht, daß ich schon einige Zeit immer nur im Zimmer zugebracht hatte. Bis Oberwinterthur ging es gut; nur verfehlten wir unglücklicher Weise den Weg und kamen eine Stunde seitwärts; wir erkundigten uns nach der rechten Straße, immer noch Willens, unserer Verirrung ungeachtet, dennoch diese Nacht Stäfa zu erreichen. Als es wieder bergauf ging, überfiel mich plötzlich ein solches Stechen in den Knie-Gelenken, daß ich mich, um etwas auszuruhen, auf den Boden niedersetzen mußte und je weiter ich die Reise fortzusetzen versuchte, desto heftiger wurden die Schmerzen. In einem benachbarten Orte schlug die Thurmuhr zwei. Die Mitternacht war vorüber und ich sollte unter meinen Umständen noch vor Tag sechs Stunden zurücklegen; dieß war unmöglich. Wir entschlossen uns, nach Weislingen zu gehen, dort uns mit Speise und Trank zu erfrischen, auf dem Wege nach Russikon uns im Gehölz den Tag über zu verbergen und dann bei anbrechendem Abend die Reise zu vollenden. Der Tag verstrich unter banger Furcht, entdeckt zu werden. Abends fünf Uhr brachen wir auf; mein Gesicht verhüllte ich größtentheils mit meinem Nastuch; die Dörfer umgingen wir, bis wir in der Abenddämmerung auf Seegreben kamen, wo wir uns vor dem Wirthshause eine Bouteille Wein reichen ließen. Bis hieher ging es ziemlich gut; aber kaum war ich eine halbe Stunde Wegs weiter, so stellte sich der gleiche Schmerz wieder ein, der mich die Nacht zuvor befallen hatte, und so legte ich die drei Stunden, die noch vor uns lagen, unter den größten Leiden erst nach acht Stunden zurück, nachdem ich zwei Stöcke unter meine Achseln gestützt hatte, um nicht hart auftreten zu müssen. Es war noch mondhell, als wir auf dem Berg bei der Gemeinde Stäfa ankamen; eine Wolke kam von Westen hergezogen; erquickender Regen

entströmte ihr, und so gelangten wir unbemerkt zu der Wohnung einer meiner Schwestern; hier ruhte ich aus und obgleich mein Haus nur einige Flintenschüsse entfernt war, konnte ich dasselbe erst nach einer Stunde erreichen. Mit Freude und Wehmuth zugleich empfing mich meine liebe Gattin; empfindlich wehe that es mir, meine kleinen Kinder nicht liebevoll ans Vaterherz drücken zu dürfen; die Vorsicht wehrte es mir, damit sie nicht in der Freude der Ankunft ihres Vaters meine schuldlosen Verräther würden, und so belauschte ich sie des Tags blos von Ferne, oder sah sie nur, wenn süßer Schlummer ihre Augen geschlossen hatte. Zehn Tage hatte ich mit den heftigsten Leiden zu kämpfen, so daß ich alle Kräfte zusammenraffen mußte, um nicht bei der geringsten Bewegung einen Schrei des Schmerzens auszustoßen. Wieder genesen, war nun zu entscheiden, ob ich zu Freund Billeter oder Staub mich begeben wolle. Die Wahl fiel auf erstern, und so reiste ich nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen beim Dunkel der Nacht nach Chur ab. Herb war der Augenblick des Abschieds; einige Vertraute führten mich in einem Schiff nach Lachen, von wo mich keiner derselben bis Niederurnen begleitete. Gerne hätte ich meinen Weg weiter fortgesetzt; aber der ungebetene Gast — der Schmerz in den Knieen — kam wieder. Ich blieb hier und erkundigte mich nach Hr. Kölla von Stäfa, welcher sich vor der Wuth der Oligarchen hieher geflüchtet hatte; ich traf ihn bei dem edlen, greisen Rathsherrn Schindler, wo er ein Asyl gefunden hatte, und auch ich mit theilnehmender Freude aufgenommen wurde. Unsere Freude sollte noch erhöht werden. Am gleichen Tage erschien auch unser Freund, Heinrich Nyffel, von Stäfa, der mit mir in die Memorialgeschichte verwickelt war, jedoch mit einer geringen Strafe nach Hause entlassen, sich wiederholt für die Rechte und Freiheiten des Volkes interessirte, und bei

den neuesten Auftritten betheiligt, dießmal den Nachstellungen der Regierung sich entzogen hatte. Mit einem Kaufmann von Glarus, hatte er im Sinn, nach Deutschland zu verreisen; seine schwächliche Gesundheit aber, in die er durch Mangel an Bewegung, durch Furcht und Kummer versetzt wurde, hatte ihn für jetzt an seinem Vorhaben verhindert. Wir sahen uns hier wieder zum erstenmal, seitdem wir auf dem Rathhaus in Zürich einen gemeinsamen, vierwöchigen Arrest zu erstehen hatten. Nun gab es viel Neues zu erzählen und manche Erinnerung an die Stunden der Gefangenschaft tauchte wieder auf. So erinnerten wir uns auch folgender Verse, wozu uns das über der Thüre des Verhaftszimmers hängende Portrait von Wilhelm Tell Veranlassung gab:

Als jüngsthin Schweizer-Söhne von ächtem Schrot
Die Sprach der Freiheit redten,
Hieß man sie ohne Scheu, mit barschem Ton
In's Staatsgefängniß treten.
Wie sollte sie da nicht das Bild der Eidgenossen rühren?
An welchem Meister R.*) sie hart vorbei mußt führen —
Und als sie endlich in den Kerker kamen,
Sie Vater Tellens Bild daselbst wahrnahmen,
So sagten sie sich leis und unvermerkt ins Ohr:
Schwebt wohl sein Geist jetzt auch so nah,
Wie Geßlers um uns her?! —

Meine Reise wollte ich nun nach Chur fortsetzen, es wurde mir aber gerathen, weil ich dort ebenso wenig Sicherheit finden würde, als Billeter und Wädenschweiler, welche beide sich dorthin flüchteten, diesen Ort aber, weil sie keine freie Stätte erhielten, wieder verlassen mußten. Ich kehrte daher zurück, um mich nach Frankreich zu wenden und besuchte auf dem Wege noch einen guten Freund, der meinen Plan, in's Elsaß zu gehen, billigte. Auf der

*) Der Weibel Georg.

Rückreise nach Urnen wandelte mich der Schmerz in meinen Knieen wiederholt an; ein heller Bach rieselte der Straße entlang; ich entschloß mich, ein kaltes Fußbad zu nehmen und entledigte mich meiner Beinkleider, stieg in den Bach und blieb, so lange es mir möglich war, bei der Kälte des Wassers (es war Oktober) auszuharren, darin. Beim Heraussteigen bemerkte ich beträchtliche Linderung; worauf ich das Bad mehreremal wiederholte, bis mich der Schmerz gänzlich verlassen hatte. Nach einigen Tagen kehrte ich nach Stäfa zurück, und von da machte ich mich durch's Knonauer Amt auf Aarau und Basel nach dem Elsaß. Von jenem Amt begleitete mich mein Bruder, der sich dort aufhielt; denn einer seiner Freunde hatte ihm das Versprechen gegeben, für mich in Aarau einen Paß auszuwirken; dieser Freund war aber abwesend und wir getrauten uns nicht, an eine fremde Person uns zu wenden. Wir reisten auf gut Glück nach Basel. Dort angelangt, glaubte ich die größte Gefahr überstanden zu haben; aber wie erstaunte ich, da die fränkische Gesandschaft sich weigerte, meinen alten Paß zu visiren; sie wies mich zu dem Repräsentanten von Zürich, der sich in Basel aufhalte, damit ich von ihm einen neuen Paß mir ausstellen lasse. Ich wies ihm die Unmöglichkeit, diesem Begehren zu entsprechen, nach; aber jede Vorstellung war erfolglos; nun gab er mir endlich den Wink, vielleicht würde es mir gelingen, auf einem Nebenweg unangehalten die Grenzen überschreiten zu können. Ich eilte dem Hüninger-Thore zu, wo ich unweit desselben meinen Bruder mit seinem Freunde von Aarau antraf, welche über den vom fränkischen Gesandten erhaltenen Bescheid bestürzt waren, und sagten, sie hätten gewünscht, daß ich diesen Versuch noch nicht unternommen hätte; vielleicht wäre es ihnen gelungen, von der Baseler Behörde einen Paß zu erhalten. Mein Bruder wandte alle Mittel an, mich zu bewegen, mit ihm wieder zurück-

zukehren; doch ich war des traurigen Lebens im Verborgenen müde; ich wollte offen wieder unter den Menschen auftreten, und so war mein Entschluß, in's Elsaß zu gehen, unerschütterlich. Wir verabschiedeten uns, und ich ging geraden Weges Bourglivre zu. Beim ersten Wachtposten wurde ich angehalten und, da mein Paß nicht in Ordnung war, nach Bourglivre geführt. Keine Entschuldigung fand Gehör; ich mußte über die Grenze zurück unter Androhung harter Ahndung, sofern ich einen zweiten Versuch wagen würde. Mein Vorsatz stand fest, koste es was es wolle, Frankreichs Boden zu betreten. Auf das Baseler-Gebiet zurückgekommen, ging ich in ein nahe an der Grenze stehendes Bauernhaus, etwas zu genießen und Erkundigungen einzuziehen, auf welche Weise man am leichtesten ohne Schriften in's Elsaß kommen könne, worauf man mir sagte, daß dieß mit einigen Sous erreicht werden könne. Nun nahm ich meinen Weg Burgfelden zu. Schon in der Entfernung sah ich einen von Soldaten aufgestellte Wache, die mich bereits in's Auge gefaßt hatte; beherzt ging ich derselben entgegen; von ihr angehalten, wurde mir mein Paß abgefordert, derselbe, weil er nicht visirt war, als unzureichend erkannt, meine weitern Schriften und Effekten durchsucht und bestimmt, mich nach Bourglivre abzuführen. Ich sprach ihre Schonung an, da sie aus meinen Schriften entnehmen könnten, daß ich ein ehrlicher Mann sei und in Frankreich nur eine sichere Stätte suche. Wenn man mich passiren lasse, sagte ich, wolle ich gerne etwas Geld zu einem Glas Wein hergeben. Auf dieses hin unterredeten sich die Soldaten mit einander. Einer derselben fragte mich, wie viel ich ihm geben wolle; ich anerbot einen Kronen-Thaler, da dieß ihnen nicht genügte, anerbot ich noch einen halben Thaler; damit noch nicht zufrieden, gab ich noch einen Livre; nun entließen sie mich. Getrost ging ich weiter, in der Meinung, dem Unglück entron-

nen zu sein. Kaum hatte ich eine halbe Viertelstunde zurückgelegt und wollte einen abkürzenden Fußweg einschlagen, als ich in der Nähe einen wachhabenden Soldaten gewahr wurde, welcher mit entblößtem Sabel auf und abmarschirte; ohne irgend eine Besorgniß ging ich auf ihn zu; er trat mir in den Weg und forderte mir den Paß ab. Ich entgegnete, daß ich denselben auf der Haupt-Wache gezeigt habe, worauf man mich hätte passiren lassen; er stand dennoch nicht ab, nnd ich widersezte mich; inzwischen kam ein Soldat herbeigesprungen, welcher dem mich anhaltenden zurief, er solle mich packen; ich sei ein Spizbube und habe die Wache bestochen. Als er näher kam, so erkannte ich ihn als denjenigen, dem ich bei der Hauptwache das Geld in die Hand gegeben hatte; nun drohte er mir, mich auf Bourglivre zurückzuführen. Höhnisch lächelnd sagte ich zu ihm: ich sehe wohl, um was es sich handelt; ihr habt bemerkt, daß ich noch etwas Geld habe, und dieses glaubet ihr mir noch abdrücken zu können. Ich zog einen Fünflivre-Thaler hervor und bot ihnen denselben an; allein sie wollten ihn nicht annehmen; ein zweiter befriedigte sie, worauf sie mich entließen. Wie oft, meine Herren! fragte ich noch, wird mir das nämliche begegnen? Nicht wahr, so oft, bis ich kein Geld mehr habe und dann werde ich doch betrogen sein. Sie gaben mir zur Antwort: Nein; gehen Sie ruhig; es wird Ihnen nichts mehr begegnen, und werden Sie ferner angehalten, so sagen Sie nur, Sie kommen aus dem nächsten Dorfe. Jeder Schritt entfernte mich nun mehr von meinem Vaterlande, meinen Verwandten und Freunden. Ich fühlte mich noch nicht ganz wohl, da ich wußte, daß ich bei Habsheim eine ähnliche Affaire zu erwarten habe; meine Aufgabe war daher, darüber nachzudenken, wie ich mir durchhelfen wolle. Unterwegs fragte ich Leute, die mir durch ihr Aussehen einiges Zutrauen einflößten, ob es wohl nicht möglich wäre,

nach Kolmar zu kommen, ohne die Mühlhauser-Markung betreten zu müssen. Man sagte mir, es sei eines Theils gefährlich, und andern Theils bei sechs Stunden Umweg; Keinem von beiden wollte ich mich unterziehen, und ging geraden Wegs auf der Landstraße weiter. In Sierez kehrte ich in einem kleinen Wirthshaus ein, in welchem ich einen alten Mann fragte, ob er mir keinen Rath geben könne, wie ich ohne Paß nach Kolmar gelangen könne. Der gute Alte hielt mich für einen ungeschwornen Priester*) und sagte ganz traulich: ja freilich; diesen Abend um 7 Uhr kommt der Hüninger-Postillion in's Posthaus nach Habsheim; dieser nimmt Passagiere mit und langt den andern Morgen früh 6 Uhr in Kolmar an. Während ich die Straße weiterzog, traf ich einen Schweizer aus dem Kanton Aargau an; des Morgens hatte ich ihn beim Abgang von Basel als Reisegefährten bis Bourglivre, wo er, mit einem guten Paß versehen, ohne Schwierigkeit weiter reisen konnte; er war nun wieder auf dem Rückweg nach Basel begriffen. Darüber, daß ich bis hieher gekommen war, wunderte er sich sehr; ich ersuchte ihn um seinen Paß, um in Habsheim nicht aufgehalten zu werden. Anfänglich weigerte er sich, indem er vorgab, daß es ihm schwer werden dürfte, ohne Paß nach Basel über die Grenze zu kommen; nachdem ich ihm aber zwei Thaler anerboten hatte, händigte er mir den Paß ein, und da in unserm Aeußern einige Aehnlichkeit statt fand, so durfte ich zuversichtlich darauf rechnen, ohne Anstoß zu passiren. In Habsheim fuhr ich sofort Nachts 11 Uhr mit dem Postillion ab, und zu guter Zeit kamen wir den andern Morgen in Kolmar an. In der Nähe der Stadt fragte mich derselbe, ob ich einen Paß habe; als ich es bejahte, gab er mir zu verstehen, er hätte mir ohne einen solchen einen Weg, neben

*) Geistlicher, welcher die republikanische Verfassung nicht geschworen hatte.

der Stadt durchzukommen, gezeigt; er habe schon manchem, den er für einen ungeschwornen Priester gehalten, (welche von den Feinden der Revoluzion und den Katholiken damals eifrig unterstüzt wurden,) auf diese Art durchgeholfen. Am Thore wurde mir der Paß abgenommen, nach einer halben Stunde wieder in den Gasthof gebracht und gegen Entrichtung von 15 Sous zugestellt. Nun verfügte ich mich zu Herrn Metzger, Mitglied des Departements-Rath, der mich alsobald erkannte; ich erzählte mein ferneres Schicksal und machte ihn mit meinen Absichten bekannt, worauf er mir alle mögliche Unterstützung versprach. Am gleichen Tage kam ich noch zu guter Zeit auf Jebsheim, wo ich meine Freunde, Dr. Staub mit seiner Familie und Rehracher unvermuthet überraschte, als sie gerade von mir sprachen. Unbeschreiblich war die Freude, den Freund, von dem sie so lange nichts mehr vernommen hatten, und den sie etwa im Gefängnisse wähnten, plözlich zu sehen und umarmen zu können. Einige Tage pflegte ich der Ruhe. An einem derselben besuchten wir den Grabhügel unsers Freundes, des hier verstorbenen Schullehrers J. Ryffel von Stäfa. Auch er von der Regierung in Zürich als Patriot, im Jahr 1795, ungerechterweise aus seinem Vaterlande verwiesen, ließ sich im Elsaß nieder, bekam nach einigem Aufenthalt einen Ruhranfall und starb in Jebsheim, von Allen, die ihn kannten, aufrichtig betrauert. Auch wir weinten auf dem Grabe unsers verfolgten Bruders eine Thräne der Freundschaft! Sein edles Bild lebte auch nach seiner Verbannung in seinen Schülern fort, die für seine Entfernung ewig Dank wußten. Beblenheim, zwei Stunden von Jebsheim entfernt, zwischen Ostheim und Riechenweiler und eine Stunde von Rappoltsweier gelegen, war mir von meinen Freunden ausersehen, damit ich die Stelle eines Arztes daselbst bekleide. Wir gingen mit einander dahin; die Gegend gefiel mir

wohl; sie gehörte zu den schönsten und fruchtbarsten am Weingebirge. Die Einwohner erhalten von dem fruchtbaren Boden Alles, was sie zum Lebensunterhalt bedürfen; in den Zeiten gesegneter Ruhe und eines harmlosen Friedens müssen sie zu den glücklichsten Menschen gehören, da auch der langwierige Krieg ihren Wohlstand nicht ganz erschöpfen konnte. Sehr liebreich wurde ich von den Vorstehern der Gemeinde empfangen, worauf ich mich daselbst niederließ und meine Praxis eröffnete. Merkwürdig war es, daß ich gerade auf den Tag hin nach einem Jahre in Stäfa den letzten und in Bebbenheim den ersten Patienten besuchte. Das verflossene Jahr war somit eine Nulle unter denen meines ärztlichen Wirkens. Kost und Logis nahm ich im Pfarrhause. Täglich vermehrten sich meine Geschäfte, und nachdem ich ein halbes Jahr praktizirt hatte, ließ ich durch die Gattin des Hrn. Dr. Staub, welche eine Reise in die Schweiz machte, meine zwei ältern Knaben zu mir kommen, wovon der eine zwölf, der andere zehn Jahre alt war. In dem vortrefflichen Institute des Hrn. Ortlieb, eines Zöglings des großen Pfeffels, fand ich Gelegenheit, ihnen guten Unterricht ertheilen zu lassen. Nicht lange nach unserer Niederlassung kamen auch die den rachgierigen Nachstellungen der Zürcher Oligarchen entronnenen und aus Bündten geflüchteten Patrioten von Stäfa, Billeter und Wädenschweiler, von Paris aus bei uns an, und endlich auch der flüchtig gewordene, greise Stapfer von Horgen mit seiner Gattin. Stapfer und Billeter nahmen ihren Sitz in Jebsheim, Wädenschweiler, in Mariakirch, wo dieser bald sein Auskommen fand, und Nehracher, der sich in Jebsheim mit Erlernung der französischen Sprache beschäftigte, ließ sich bewegen, eine Zeit lang die Schullehrerstelle in Mariakirch zu übernehmen; aber seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm nicht, dieselbe auf längere Zeit zu bekleiden. Im Herbst

1796 nahm er seinen Aufenthalt bei mir in Jebsheim; seine Kränklichkeit nahm, ungeachtet aller angewandten ärztlichen Mittel und Hülfe zu, und die Nachricht von dem Tode seines Bruders, der noch die einzige Stütze seines betagten, siebenzigjährigen Vaters war, wirkte sehr nachtheilig auf seine ohnedies schon so sehr angegriffene Gesundheit. Man suchte ihn zu bewegen, durch Verläugnung seiner Grundsätze und durch Abbitten bei der Obrigkeit in Zürich die Erlaubniß seiner Rückkehr in's Vaterland sich zu verschaffen. Aber diese Zumuthung scheiterte an der Gediegenheit seiner Ansichten und an seinem edlen Karakter. Eines besseren Schicksals würdig, trat er, von seinen Freunden und Verwandten herzlich betrauert, in jenes Leben hinüber. Segen und Friede seiner Asche!

Dreizehntes Kapitel.

Rehrachers Leben. Magdalena, mein Kind, verunglückt. Besuch von meiner lieben Gattin und mehrern Freunden der Verbannten im Elsaß. Politische Umänderung in der Schweiz. Politische Prophezeiung. Reise nach Basel, Aarau und an den Zürichsee. Amnestie der Zürcher Regierung.

Heinrich Rehracher, von Stäfa, den 21. August im Jahr 1764 geboren, war von Jugend auf still, sittsam und lernbegierig. Seinen ersten Unterricht erhielt er von seiner Mutter und hernach von dem Schullehrer, jedoch meistens im väterlichen Hause. Frühe hielt ihn sein Vater zu der Hafner-Profession an, welche den Wohlstand der Familie beförderte. In den Feierstunden, des Nachts und am Sonntage beschäftigte er sich mit der Lektüre interessanter und lehrreicher Schriften, wodurch er sich manche wissenschaftliche Kenntnisse erwarb. Sein Vergnügen und

wahre Erholung fand er in der Betrachtung der Erhabenheit, Größe und Schönheit der Natur, was auf seinen Verstand und sein Herz den günstigsten Einfluß äußerte, und auf bescheidene Weise ließ er sein Wissen in der Gesellschaft und im Umgang mit den Seinigen durchblicken.

Mit Freunden aus höhern Ständen hatte er einen ausgebreiteten Briefwechsel und war Verfasser von vielen schriftlichen Aufsätzen, welche in damaligen Zeitschriften erschienen. — Sein Beruf als Hafner, in welchem er in der Verfertigung der Oefen sich besondere Geschicklichkeit zugeeignet hatte, führte ihm eine Reihe von Jahren in die kleinen demokratischen Kantone, in Klöster, in Wohnungen von Gelehrten, Staatsmännern, Kaufleuten ꝛc., bei denen er wegen seiner trefflichen Kenntnisse in seinem Geschäfte, durch seinen klaren Verstand, seine Belesenheit, Welt- und Menschenkenntnisse sich manchen guten Freund erwarb. Seine Erfahrungen und Einsichten lernten ihn den Werth unbeschränkter Erwerbsfreiheit und der bürgerlichen Rechte in andern Kantonen kennen und schätzen, weßhalb ihm die damaligen Verhältnisse des zürcherischen Landvolks zur Stadt nicht gefallen konnten. So war er bereitwillig, einen Theil der Denkschrift oder des Memorials von den Seegemeinden an die Regierung im Jahr 1794 zu entwerfen und auszuarbeiten, was, wie schon oben angeführt, Grund seiner Gefangenschaft und sechsjähriger Verbannung aus der Eidgenossenschaft wurde, worauf er sich eine Zeit lang in Steigen bei Stein am Rhein aufhielt, später im Elsaß im Jahre 1797, nachdem er sehr an Heimwehe, Melancholie und endlich an der Abzehrung gelitten hatte, starb. Von vielen, insbesondere aber von einem edlen Schweizermädchen, mit der er verlobt war, ward er betrauert und beweint. Nehracher zeichnete sich durch einen menschenfreundlichen, dienstfertigen, gemeinnützigen Charakter aus; über Lob oder Tadel des Pö-

bels, der seiner in frühern Jahren öfter spottete, ihn einen Sonderling nannte, und des Hochmuths beschuldigte, blickte er großmüthig hinweg und achtete mehr auf den Beifall der Guten und Vernünftigen, die ihn als einen rechtschaffnen und tugendhaften Mann ehrten und auch nach seinem Tode hochschätzten. Der Tod Nehrachers war ein schmerzlicher Verlust für mich; er war mir ein treuer Freund und Leidensgefährte; aber auch in meiner Stellung als Vater sollte mich in diesem Jahre ein hartes Loos treffen. Magdalena, mein erst vier Jahr altes Töchterlein, ging mit einigen ältern Kindern der Gemeinde Stäfa spazieren. Diese beredeten es, ohne Wissen der Mutter, im See zu baden. Magdalena war schüchtern und hielt sich nur am Ufer auf; von den Andern aber aufgefordert, ihnen weiter in's Wasser hinein nachzufolgen, kam es auf eine zu tiefe Stelle und — sank unter. Die Kinder zu schwach, Hülfe zu leisten, versäumten auch noch, einer erwachsenen Person, die sich unweit befand, zurufen, und zu spät aus dem Wasser gezogen, blieben die darauf angewandten ärztlichen Mittel erfolglos. Es kehrte nicht mehr in's Leben zurück! Wie niederschlagend diese betrübende Nachricht auf mich wirkte, können sich diejenigen auf's lebhafteste vorstellen, welche selbst Vater oder Mutter geworden, ihre Kinder auf's herzlichste lieben. —

Im gleichen Jahre erhielt ich von meiner lieben Frau, welche die Gattin Billeters begleitete und von meinem Bruder, Heinrich, einen Besuch im Elsaß. Auch mehrere Freunde besuchten uns in unserem Asyl, wie Herr Heußi aus Glarus, ein Sohn von dem lebenslänglich in's Zuchthaus verurtheilten Bodmer, Herr Huber aus der Krone in Wädenschweil und einige Verwandte von Staub. Der Besuch meiner Frau hatte für sie gesegnete Folgen, und zu ihrer Zeit wurde sie von einem gesunden

Kinde entbunden. — Der politische Horizont veränderte sich gegen das Ende des Jahres 1797 über der Eidgenossenschaft. Der Geist des Volkes hatte einen Schwung erhalten, und die allgemeine Richtung ging nach bürgerlicher Gleichstellung und Freiheit. Was ein damals an der französischen Gränze erlassenes, öffentliches Schreiben, welches hier folgt, beurkundet. Es beginnt:

„Während dem wir nach einem 6jährigen Kriege, nach den heftigsten Stürmen einer Revoluzion, deren wohlthätige Folgen die werdenden Generazionen erst in ihrer vollen Macht erfahren werden, anfangen, uns zu erholen und unter dem Schutze weiser Gesetze die Früchte unserer Aufopferungen zu genießen, bereitet sich in unserer Nähe, in einem Lande, das die Wiege der Freiheit war, worin aber diese Göttin nur noch einen sehr kleinen Wohnplatz hat, eine Revoluzion vor, die gleiche Resultate wie die unsrigen hervorzubringen verspricht, ohne daß Blut fließen oder Parteiwuth ihr verheerendes Schwert schwingen wird. — Helvezien wird bald nicht mehr den größten Theil seiner Volkszahl unter dem stolzen Joche übermüthiger Patrizier sich schmiegen sehen. Bald werden selbst gewählte Beamte die Bürger der Willkühr und den Erpressungen der Landvögte entreißen, und ihnen nach gleichen und weisen Gesetzen Recht sprechen. Bald werden die Kantone, die, bis jetzt einzelne, unabhängige Staaten bildend, ohne Macht und Vereinigung das Spiel jedes fremden Windes waren, sich näher verbinden, sich in Einen Staat umschmelzen, und ein neues Glied der Republiken-Kette werden, welche die große schützende Nazion umringen. — Schon fangen die weisesten und klügsten der gegenwärtigen Machthaber an, die Nothwendigkeit einer Staatsveränderung zu fühlen; schon vereinigen sich die Edeldenkenden einiger Kantone mit dem aufgeklärten Theil ihrer Nazion, um eine Revoluzion zu befördern, die nothwendig

bald ausbrechen muß, und in ihrem Strome nicht mehr zu hemmen ist. — Heil diesen Männern! Ehrensäulen wird das neugeborne Helvezien ihnen setzen, und ihre Nachkömmlinge werden ihre Namen mit denen der ersten Befreier der Schweiz zugleich aussprechen. Allein sie haben große Schwierigkeiten zu übersteigen; denn schon zeigt sich in mehreren und besonders den mächtigsten Kantonen eine heftige Gegenpartei, die sich gegen alle Neuerungen erklärt, die Usurpazionen ihrer Väter bis auf den Tod vertheidigen zu wollen vorgibt, und schon den Fehde-Handschuh den Rechten des Menschen, der politischen Gleichheit, der Freisprechung der Landbewohner hingeworfen hat. Schon rufen die Patrizier von Bern ihre Untergebenen (in einer den 22ten Dez. gedruckten Proklamazion) zu den Waffen auf, um bei den Gefahren, die der Oligarchie wegen Besetzung durch fremde Truppen zu ihrem Schutze sich um den Thron des Bären zu sammeln; schon werden alle diejenigen, die nicht Bereitwilligkeit zeigen, für ihre Obern die Waffen zu ergreifen, Alle diejenigen, die patriotische Blätter lesen, und durch Anhänglichkeit für die Grundsätze der französischen Revoluzion bekannt sind, eingekerkert oder zur Flucht genöthigt. — Machthaber! Ihr zieht selbst die Todtenglocke, die euern Untergang ankündigt und bewirkt. — Ihr zwingt das biedere, aber geduldige Schweizervolk das Schwert zu ziehen, nicht aber zu eurer Vertheidigung, sondern zu der seinigen, zur Erringung seiner geraubten Rechte; und sollte sein Arm zu schwach sein, die alten Fesseln zu zerreißen, so kann es ja auf den Schutz einer mächtigen Nazion rechnen, die schon feierlich erklärt hat, ihm zur Wiedererlangung seiner vollen Rechte behülflich zu sein. Beginnt dann der Kampf, so wird sein Anfang auch euer Ende sein; auf den Bergspitzen Helveziens werden die würdigen Nachkömmlinge Tells und Winkelrieds einander zurufen: Die Burgen un-

serer Landvögte sind zerstört, die Freiheit ist in unsere Thäler zurück gekehrt. Das Echo dieser Jubeltöne wird die Manen der Streiter Sempachs aus den Grüften rufen, und sie werden freudig wieder die fruchtbaren Hügel des Vaterlands, so wie die Forsten der vier Waldstädte umschweben!"

In verschiedenen Kantonen zeigten sich Unzufriedenheit und Unruhen. Weßhalb sich am 26. Dez. eine Tagleistung in Aarau zur Wiederherstellung der Eintracht und zur Abhaltung in- und ausländischer Angriffe versammelt hatte. Der Bund wurde im Januar 1795 auf's neue beschworen; nichts vermochte aber die herannahenden Stürme zu beschwichtigen. Im Waadtlande herrschte die größte Aufregung; in der östlichen Schweiz befürchtete man den Einmarsch östreichischer Truppen und im Westen drohte Frankreich; doch durfte die schon längst von der Aristokratie unterdrückte patriotische Partei von dem französischen Direktorium in Paris einige Hülfe erwarten. Um diese Zeit wurden wiederholt von dem Landvolk des Kantons Zürich Petizionen an den gr. Rath um Erleichterung und höhere Befreiung erlassen und am 17. Januar versprach die Regierung in einer Proklamazion den billigen Wünschen der Landbürger Rechnung zu tragen, wonach die Gemeinden aufgefordert wurden, durch Deputirte ihre Anliegen vorbringen zu lassen. So suchte man bei den von allen Seiten drohenden Gefahren das mißvergnügte Landvolk zu befriedigen und zu gewinnen, um weiterer Aufregung vorzubeugen und sich sicherer zu stellen. Am Genfersee und im Kanton Basel wurde es unruhiger. Im letztern wurden Freiheitsbäume errichtet und eine Reform der Verfassung, in welcher der Grundsatz der Gleichheit ausgesprochen werden sollte, verlangt. Auf diese Nachricht hin reiste ich sogleich nach Basel, um mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Alles fand ich in Be-

wegung, das Regiment verändert und voller Jubel auf der Landschaft. Man zeigte mir schon den Entwurf für eine helvetische Verfassung und die Berichte vom Kanton Zürich ließen hoffen, daß man nun bald geneigt sein werde, dem Landvolke die Freiheiten, welche ihm der Waldmann'sche Brief zusagte, einzuräumen und den politisch Verurtheilten Amnestie zu ertheilen. Flüchtlinge von Solothurn, Aarau und Bern brachten die Nachricht, daß die Gährung in den meisten Kantonen allgemein sei. Nun entschloß ich mich, an den Zürichsee zu reisen. Von den Gemeinden am See drang man auf's Neue auf Wiederherstellung der alten Siegel und Briefe und auf Amnestie für die Ereignisse in den Jahren 1794 und 95. Den 29. Januar stattete das Kommite dem gr. Rathe in Zürich Bericht darüber ab, also in dem kritischen Augenblick, wo bereits das Waadtland unter bewaffnetem französischen Schutze sich unabhängig erklärte, im Kanton Basel zu Stadt und Land die Fahnen der Freiheit und Gleichheit hoch empor flatterten und im Thurgau und Toggenburg überall sich die Bäume der Freiheit erhoben. Mitten unter diesen Gewitterwolken verstummten in der großen Rathsversammlung jene alten Orakel, nach welchen man von der hohen Autorität kein Haar breit abtreten wollte. Im Drange der Umstände, von Aussen und im Innern geschreckt, wurde sonach folgendes Amnestie-Erkenntniß bekannt gemacht:

„Wir Bürgermeister, Klein und Große Räthe der Stadt und Republik Zürich, entbieten allen Unsern G. L. Bürgern und Angehörigen Unsern bestgeneigten Willen, und geben Ihnen anmit folgendes zu vernehmen:

Gemäß den Landesväterlichen Aeußerungen, welche Unsere Proklamazion vom 27 Jänner enthält, haben Wir, sowohl die ausführlichen Berichts-Erstattungen Unsrer auf

die Landschaft abgeordnet gewesenen Standesdeputazionen, als die an Unsere eigens verordnete Ehrenkommission bisher eingekommenen Wünsche und Begehren Unserer G. L. Angehörigen, günstig beherziget.

Hierbei hat sich gezeiget, daß eine Hochobrigkeitliche Amnestie, rücksichtlich auf die in den Jahren 1794 und 1795 vorgefallenen Unruhen auf hiesiger Landschaft, theils von verschiedenen Gemeinden dringend angesucht wird, theils überhaupt in den Wünschen Vieler von Unsern G. L. Bürgern und Angehörigen liegt. Auch haben Unsre Ehren-Deputazionen Uns verschiedene mildernde Umstände in Bezug auf jene Unruhen hinterbracht.

Aus diesen Gründen und vornämlich in der sichern Hoffnung, durch Erfüllung der erwähnten Wünsche, alle Unsere G. L. Angehörigen, nach ihrer dießfälligen feierlichen Zusage, zu bereitwilliger Hülfleistung und Beschützung des Vaterlandes in den obschwebenden Gefahren zu vereinigen, haben Wir wirklich, geneigt und einmüthig, eine solche vollkommene Amnestie bewilliget und erkannt.

Demzufolge verordnen Wir, es sollen alle, aus Veranlassung mehr erwähnter Unruhen, gefänglich eingezogenen, verwiesenen, flüchtig gewordenen, oder mit Geldbußen, Kriegs-Anlagen, oder auf andere Weise bestraften Personen, theils auf freien Fuß gestellt, theils in ihre Heimath zurückgelassen, theils wiederum in den Besitz ihrer Ehre, und der bezahlten Bußen, Anlagen, oder konfiszierten Gutes gesetzt werden. Auch sollen die obere und untere Wacht der Gemeinde Stäfa ihre noch in hiesiger Verwahrung liegenden Waffen zurückerhalten. So wie Wir aber Unsern betreffenden Angehörigen eine gänzliche Vergessenheit jener unruhigen Vorfälle bewilligen, um alle daraus entstandene, und für das allgemeine Beste nachtheilige Bitterkeit auszulöschen, eben so verordnen Wir auch bestimmt, daß niemand gegen irgend jemand, das Vorgefallene, mit Wor-

ten oder mit Werken, im mindesten zu ahnden sich unterfangen solle.

Da inzwischen zu Beförderung der so nöthigen Eintracht zwischen Stadt und Land Uns die möglichste Befriedigung Unsrer G. L. Angehörigen in jeder Rücksicht höchst angelegen ist, so haben Wir ferner gutgefunden und erkannt, daß allen Herrschaften oder Gemeinden Unsrer Landschaft, verlangenden Falls, die von ihnen, in frühern oder spätern Zeiten, freiwillig zurückgestellten Urkunden, namentlich die sogenannten Waldmannischen und Kappeler-Briefe, wiederum in Original, gegen die diesfälligen Empfang-Scheine, oder in vidimierter Abschrift zukommen sollen.

Ausserdem aber und hauptsächlich haben Wir Unsern Geheimen Räthen und Zugeordneten aufgetragen, in schleunige Vorberathung zu nehmen, auf was Art und Weise die genossenen alten Rechte und Freiheiten Unsrer Landschaft neuerdings befestiget, oder Ebenderselben auch neue, mit der allgemeinen Wohlfahrt vereinbare Rechte und Vortheile, ertheilt werden können. Bei dieser ganzen Berathschlagung wird sowohl auf die bereits eingekommenen Wünsche und Begehren Unsrer G. L. Angehörigen, als auf diejenigen, welche weiterhin, auf dem nunmehr gesetzlich angewiesenen Weg, zu Unsrer Kenntniß gelangen, — möglichste Rücksicht genommen werden. Dabei sind Wir des festen Willens, die Schlußnahmen, welche Wir, mit möglichster Beförderung, in Bezug auf diese Gegenstände treffen werden, — seiner Zeit, zu Handen Unsrer sämmtlichen Herrschaften und Vogteien, durch besondere Instrumente feierlich zu verbriefen, deren genaue Beobachtung, bei den jedesmaligen Huldigungen, durch Unsere verordneten Ober- und Landvögte in Unserem Namen, eidlich zugesichert werden soll. ꝛc.*)

*) Der Merkwürdigkeit wegen geben wir folgendes als einen Bei-

Vierzehntes Kapitel.

Die Freilassung der Gefangenen wird zum Volksfest. Ode an Bodmer. Mein Wegweiser spielt den Verräther. Von Stäfa und mehrern Seegemeinden werde ich bei meiner Wiederankunft im Vaterlande festlich empfangen. Begrüßung.

Als die Kunde der ausgesprochenen Amnestie auf dem Lande den gleichen Abend noch bekannt wurde, leuchtete die ganze Nacht der See von dem Wiederschein unzähliger,

---

trag zur Charakteristik der städtischen Aristokratie: In einem öffentlichen Blatte hieß es:

Zürich. Man glaubt, unser Magistrat werde dem ruhmwürdigen Betragen jenes von Bern folgen und eine Amnestie gegen die Bürger ergehen lassen, die wegen politischer Ansichten entweder flüchtig geworden sind oder im Kerker sitzen. Der Rath hielt über diesen Gegenstand eine besondere Sitzung; die meisten Glieder waren bereit, die Stimme der leidenden Menschheit zu hören. Allein ein Rathsglied rieth das Gegentheil ab und zwar aus folgenden Gründen. Eine Amnestie, sagte dasselbe, lauft wirklich gegen unsere Staats-Maxime, und die Pflichten, die man den Stadtbürgern schuldig ist, würden schnurstracks verletzt. Zudem ist es nicht möglich, eine Amnestie gegen Verbrecher zu erlassen, die selbst im Kerker keine Gnade, sondern nur Recht verlangen. Berechne man die Folgen, die daraus entstehen müßten! Hätten sie nicht erst in diesem alle Ursache, über erlittenes Unrecht zu klagen, Satisfakzion zu begehren und zu verlangen, daß ihr Begehren erfüllt würde? Oder glaubt man vielleicht, sie würden in das Geleise treuer Unterthanen zurückkehren? Ist es nicht einem hochweisen Rathe noch im Andenken, wie Pfenninger, Nehracher und Staub sich vor einer Kommission so hartnäckig betragen haben, wo weder Ermahnung, noch das Geschrei ihrer Familien sie dahin vermocht hat, von dem berüchtigten Memorial abzustehen? Läßt sich etwas Anderes von Billeter und Wädenschweiler erwarten, auf deren Köpfe wir 1000 Thaler gesetzt haben? Sollte Billeters Reue, die er in seinen Briefen an uns äußerte, wohl aufrich-

an beiden Ufern auflodernder Freudenfeuer, und bei der nächtlichen Stille war der Donner des Geschützes desto vernehmlicher. Mit Anbruch des 30ten Januars wogten mit Entzücken die Anverwandten und Freunde der Gefangenen nach Zürich, die Freigelassenen aus dem Gefängnisse abzuholen. Unter Umarmungen und Küssen traten sie vor die Thore der Stadt, wo sie von Deputazionen aus ihren Gemeinden auf's freundlichste empfangen und auf ihrem Zuge mit Geschütz und Glockengeläute begrüßt wurden. Die Entlassung der Gefangenen wurde zu einem feierlichen Volksfeste und segnend bewillkommte das Volk seine Freiheitskämpfer. An Bodmer wurde folgende Ode erlassen:

An den Freiheitsmärtyrer Bodmer von Stäfa.

Edler Greis, der Männer Zierde!
Komm aus Deines Kerkers Grüfte,
Komm, erfülle die Begierde
Deines Landes, das Dir ruft!

---

tig sein? wird Wädenschweiler aufhören, Freiheit und Gleichheit zu predigen? wird er aufhören, die Jugend an sich locken und derselben unter dem süßen Tranke der Moral die verderblichsten Grundsätze beizubringen, die keine andern Früchte hervorbringen können, als Verachtung gegen ihre rechtmäßige und von Gott gesetzte Obrigkeit? oder läßt sich etwas besseres von Stapfer erwarten, dessen Güter wir konfiszirt haben und der vom ganzen Landvolke „der Großmüthige" genannt wird? Beherzigen meine Miträthe diese Gründe und nehmen Sie Rücksicht auf diese Pflichten gegen uns und die Stadtbürger. Diesen zu nahe treten, hieße unsere Souveränität verletzen, die nur auf dem Städter und nicht auf dem Landvolk beruht. Zudem habe ich nicht nöthig, ihnen zu Gemüthe zu führen, daß unser Landvolk völlig zu einer Revoluzion reif ist. Diese würde durch die Freiheit dieser Verbrecher ganz gewiß in vollen Flammen ausbrechen, indem ihnen das Landvolk mit Leib und Seele ergeben ist.

Kränze fliegen Dir entgegen;
Küsse weih'n Dich wieder ein,
Und des Dankes schönster Segen
Strahlet Dir wie Sonnenschein.

Deine Leiden sind vorüber;
Ueberwunden ist die Schmach.
Keine Rache! denn dort oben
Richtet Gott; sein ist die Rach'.
Märtyrer des Vaterlandes!
Spott und Schande sind verweht.
Sieh' im Schmuck des Festgewandes,
Wie die Treue vor Dir steht!

Sieh'! es ist des Volkes Treue,
Die Dir Lorbeerkränze flicht
Und entzückt von hoher Weihe
Freudenworte zu Dir spricht.
Patriarch! sei uns gegrüßet!
Tritt im Tugendglanz hervor!
Unsre frohe Jugend küsset
Dir die Hand im Jubelchor.

Daß kein Schwert ob Deinem Haupte
In des Henkers Hand mehr blinkt,
Daß nun Lorbeer es belaubte
Und der Myrthenkranz Dir winkt. —
Ist nicht größer die Belohnung
Als die Strafe bitter war?
Held! zieh' ein in Deine Wohnung
Unter der beglückten Schaar.

Freiheit, Tugend, Menschenwürde
Blühe mit Dir, edler Greis!
Daß Dein Land los ist der Bürde,
Ist Dein Werk, Heil Dir und Preis

Ewig wird Dein Name schweben
Auf der Nachwelt Menschenflut,
Wird Tyrannen überleben,
Ihren Durst nach Gut und Blut.

Geßler fiel —, o daß der falle!
Der Dich quälte, daß er liegt!
Und mit ihm die Dränger Alle,
Bis die gute Sache siegt.
Doch sie siegt! von einem Lande
Bis zum andern schallt der Ton:
Schüttelt ab der Knechtschaft Bande!
Sprechet den Tyrannen Hohn!

Werdet frei, wie eure Väter!
Werdet Menschen, auf! erwacht —
Freut euch! früher oder später
Stürzet der Tyrannen Macht!
Und Du Bodmer sei der Engel
Deines Vaterlandes! Du
Entschwebest einst auf Ruhmes Schwingen,
„Unsterblich“ dem Elisium zu.

Ich eilte nach Aarau. Alles war dort in Bewegung und Unruhe. Die Bernertruppen lagen vor der Stadt und bedrohten, sie zu überrumpeln, wenn die Thore nicht geöffnet und der Freiheitsbaum vernichtet werde. Den französischen Gesandten Mengaud, der sich in Aarau befand, welchen ich über meine nach Zürich vorhabende Reise konsultirte, bemerkte mir, er habe für die politisch gefangenen 21 Verbannten Amnestie reklamirt, aber noch keine bestimmte Antwort erhalten. Als ich Aarau verlassen hatte, mußte ich das Lager der Berner Truppen passiren. Meine Unerschrockenheit und die Angabe, daß ich ein

Zürcher Bürger sei, halfen mir durch. In der Waldung zwischen Aarau und Bremgarten begegnete mir eine Deputazion von Zürich in Begleitung des Standesweibels mit der weißen und blauen Farbe; ich konnte jedoch über den Zweck der Gesandtschaft unterwegs keinen Aufschluß erhalten. Ich eilte nach Aügst zu meinen Bruder. Da aber die Nacht ihre Fittiche schon über Berg und Thal ausbreitete, nahm ich von Lunkhofen einen Führer. Als dieser bei meiner Zusammenkunft mit meinem Bruder vernahm, wer ich sei, ging ich schnellen Schrittes nach Zürich, dem Zunftmeister Irminger meine Ankunft in der Hoffnung, einen Judaslohn zu erhalten, anzuzeigen. Allein er kam ein Jahr zu spät; der Verräther erhielt zur Antwort, mein Bannissement sei zu Ende und mir die Rückkunft erlaubt. Am folgenden Morgen, den 2ten Febr. 1798, verließ ich meinen Bruder, ging nach Horgen und suchte im Stillen nach Hause zu kommen; allein kaum war ich von der Familie Abegg bemerkt, so war mein Hiersein bald allgemein bekannt. Meine Freunde strömten mir zu, ihre Freude über meine Wiederkunft im Vaterlande mir zu bezeugen, unter welchen mich die der Gefangenschaft entlassenen Patrioten Gugolz, Hüni und Schmid am meisten rührten.

Während der Zubereitung des Mittagsmahls wurden ohne mein Wissen noch mehrern Gemeinden am See Boten gesandt, um meine Rückkunft anzuzeigen, und ein Schiff ausgerüstet, um mich mit militärischen Ehrenbezeugungen nach Stäfa zu führen. Bei der Ueberfahrt wurden die Glocken in mehrern Kirchen geläutet und von Männedorf kamen uns einige Schiffe entgegen, mich im Heimathlande festlich zu begrüßen. In dem ersten befand sich die Vorsteherschaft von Männedorf; das zweite war mit jungen Knaben und Mädchen in weißen Kleidern, welche Lieder des Willkomms und der Freiheit sangen, angefüllt.

Lied an den Freiheits-Retter Pfenninger am Tage seiner Ankunft den 2ten Febr. 1798.

(Mel.: Das ganze Dorf versammelt sich.)

Dir, edler Freund der Freiheit weih'n
Ein kleines Angedenken,
Wir alle, die sich herzlich freu'n,
Ein Stündchen Dir zu schenken!

Heil, Glück für Dich! Heil, Glück für uns!
Daß wir uns wiedersehen,
Daß Jeder Früchte seines Thuns
Erblickt, und Freiheitsfahnen wehen!

Willkommen, Freund in unsrem Kreis,
Den Gott uns wiedergab!
Jetzt leben wir in froher Weis'
Nun glücklich bis zum Grab.

Lang trugst Du der Tyrannen Schmach;
Sie ließen Dich verweisen;
Den Bösen doch das Herz nun brach,
Da Edle Dich hochpreisen.

So lebe hoch und lebe lang
Im Arme Deiner Lieben!
Und bei der Freiheit Jubelsang
Soll Dich nichts mehr betrüben!

Von einem Freunde aller Freiheitsfreunde
G. Z.

In dem dritten Schiff war Militär, welches durch seine Salven des Tages Freude verkündete. Sie begleiteten mich bis Stäfa, von wo aus mir wieder mehrere Schiffe zu-

belnd entgegenzogen. Hr. Landschreiber Billeter, Präsident der Gemeinde, begrüßte mich im Namen derselben und ihrer Vorsteher auf's herzlichste, gratulirte mir zu meiner glücklichen Ankunft auf heimathlichem Boden und stellte mir meinen eben aus beinahe dreijähriger Gefangenschaft in Zürich zurückgekehrten Bruder, meine treue Gattin und meine lieben Kinder vor. Welch herzergreifende Scene! nach einer Verbannung von drei vollen Jahren mit einemmal Gattin, Kinder, Brüder, Schwestern, Verwandte, Freunde und Bekannte und tausend zum fröhlichen Wiedersehen herbeigeeilte, theilnahmsvolle Menschen, in dem wie im Traume wieder betretenen Vaterlande zu sehen und von ihnen über alle Erwartung gleichsam im Triumphe empfangen zu werden! In diesem Augenblicke der tiefsten, innigsten Rührung traten alle andern Gefühle und Wünsche vor dem einzig hervorragenden:

„Möge das Glück deines freiwerdenden Vaterlandes ewig blühn!“ in dem Hintergrund.

Nun eilte ich dem guten, greisen Bodmer zu, der, von dem eisernen Joch lebenslänglicher Gefangenschaft befreit, den lieben Seinigen wieder gegeben ward. Wir umarmten uns, als vom Drucke der Tyrannei Zürichs losgewundene Brüder, wünschten einer dem andern und unsere Familien von Herzen Glück und legten das Gelübde ewiger Freundschaft und Liebe ab. An der Hand meiner lieben Gattin und meiner Kinder sehnte ich mich nun nach meiner Wohnung, wohin mich eine große Menge Volkes freudetrunken geleitete. Nach einigen Minuten Erholung eilte ich zu meiner kranken achtzigjährigen Mutter. Sie streckte ihre zitternden Arme nach mir aus und empfing mich mit den Worten:

„Nun sterbe ich mit Freuden, da ich meine Söhne wieder in Freiheit weiß. Gott segne Euch! Diese edle Greisin, die ein Muster mütterlicher Sorgfalt und Treue war, trat vierzehn Tage nach unserer

Befreiung froh und sanft in das Geisterreich hinüber! —

Die Memorials-, und Urkunden-Geschichte war somit beendigt, in einer Zeit, in der die schweizerische Revoluzion ihren Anfang genommen hatte. Auch bei dieser trat ich mehr oder weniger auf die Bühne, wozu mich, ungeachtet meiner auch bittern Erfahrungen, die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande bewegte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Regierung von Bern spricht Zürich um Hülfe an. Nur wenige Zürcher marschieren. Versammlung in Wädenschweil. Meine Rede. Schwäche der Zürcher-Regierung. Proklamazionen. Freiheit und Gleichheit im ganzen Kanton. Es soll eine neue Verfassung entworfen werden. Die Regierung von Zürich resignirt, führt aber provisorisch die Geschäfte fort. Verhandlungen mit dem Kommite in Stäfa. Repräsentazions-Verhältniß zu Stadt und Land. Mein Brief. Freikorps in Zürich. Truppen-Aufgebot auf dem Lande gegen die Stadt. Vermittlungs-Konferenz in Küßnacht. Beschlüsse. Tausend Mann Besatzung ziehen in die Stadt. Entwurf einer neuen Konstituzion. Mein Vorschlag, als Mitglied der Repräsentanten-Versammlung, betreffend die Eidesformel. Die Minoritat verweigert den Eid, und des andern Tages ziehen Landleute mit Stöcken nach Zürich. Ruhig kehren sie wieder heim.

Die Berner-Regierung bot in ihrer kritischen Lage von Neuem Truppen auf, und wandte sich um Hülfe und Unterstützung an die Regierung in Zürich, worauf diese, am 31. Jan. 1798, im Kanton einen Truppen-Aufruf ergehen ließ, um den Bernern die nach dem Bunde schuldige Hülfleistung sogleich angedeihen zu lassen, mit der Zusicherung, zur Sicherstellung der helvetischen Gränzen und des gesammten Vaterlandes gegen jede beeinträchtigende, auswärtige Kriegsmacht alle Kräfte anzuwenden. Der Aufruf fand aber bei dem vorherrschenden Mißtrauen gegen

die Regierung wenig Gehör. Auſſer einigen hundert Mann aus dem Auſſer-, Neu: und Knonauer-Amt weigerte man ſich zu marſchiren.

Kaum war ich im Vaterlande wieder erſchienen, ſo wohnte ich den 3. Februar einer nach Wädenſchweil einberufenen Verſammlung von Deputirten aus beinahe allen Gemeinden des Landes bei. Die Verſammlung wurde in der Kirche abgehalten und von mir mit der Rede, die ich hier im Auszuge gebe, eröffnet:

Edle Freunde und Brüder!

„Seid mir Alle geſegnet und willkommen im Vaterlande! von welchem der Geiſt der Unterdrückung mich drei volle Jahre mit noch einigen von ächtem, freiem Schweizerſinn beſeelten Männern gewaltſam verdrängte, und ſeine giftigen Angeln auch noch im Auslande nach uns warf, während man mehrere unſerer edlen Brüder, Männer und Greiſe, in Kerker warf und für immer einzuſchließen wähnte. Aber die ewige Gerechtigkeit hatte es anders beſchloſſen. Der Geiſt der Freiheit hat den Geiſt der Unterdrückung überwunden; die Kerker ſind geöffnet; — die Bannſtrahlen mit dem Fluche verſchwunden, und ſo beginnt nun die Sonne der Freiheit ihre erquickenden Strahlen über die Gefilde unſeres bedrängten Vaterlandes auszubreiten, und bald, bald wird ſie uns mit ihrem vollem Glanze leuchten! O der ſeligen Zukunft, in welcher ſich alle Bewohner Helvetiens, vom gleichen Geiſte durchdrungen, von gleichem Muth belebt, brüderlich umarmen, wo nicht Geburt und Stand zu Würde und Aemtern erheben, wo wir uns Alle unter dem erquickenden Schatten des Freiheitsbaumes verſammeln und ſchwören werden den heiligen Schwur: Tod und Verderben Jedem, der ſich an die Wurzel deſſelben wagt, um ihn zu zernichten!

Seid mir geſegnet und tauſendmal gegrüßt, theure Mitbürger, Freunde und Brüder! und von uns Allen ſei ge-

segnet die große, edle Nation, die den Kampf der Freiheit gegen alle Tyrannen Europas bestanden hat und deren große Regenten die Wiedergeburt unserer Freiheit beschlossen haben. Diese Nation verheißt uns Schutz und Sicherheit gegen Jeden, der es wagen wollte, uns an dem vollen Besiz unserer Menschen- und bürgerlichen Rechte zu hindern. Damit wir nun wieder werden, was unsere Väter waren, so stehet auf und schwört mit mir:

„Wir wollen die Bande der schändlichen Knechtschaft zerreißen und frei leben, oder — sterben."

Die Männer, welche dieses feierliche Gelübde abgelegt hatten, mußten nun dem vorgesteckten Ziele folgen und hatten sofort energisch zu handeln.

Die Regierung in Zürich, welche immer mehr zur Einsicht gelangen mußte, daß ihre bisherigen Maximen bei der herrschenden Stimmung als volkswidrig und verfehlt erscheinen, und fühlte, wie schwach eine noch so hohe Behörde sei, wenn das Volk ihr nicht zur Seite stehe, erließ in dem Gr. Rathe, den 3ten Febr. 1798, eine Proklamazion an das Zürcher Volk, in welcher sie, um mit der Bürgerschaft des Kantons ein besseres Vernehmen zu erzielen, zur Bildung von Ausschüssen und Deputazionen aus allen Zünften, aufforderte um mit denselben durch eine Kommission in Verbindung zu treten und die Ertheilung mehrerer Freiheit des Handels und der Professionen, Eröffnung des Stadtbürger-Rechts, freie Wahl der Untervögte und Richter und andere der Landschaft zu gestattende Vergünstigungen in Ueberlegung zu nehmen, und dadurch eine gütliche Ausgleichung zu bewirken. Die Regierung trat in Unterhandlung mit dem Komite in Stäfa, und sandte zuerst verschiedene Stadtbürger, die in Stäfa in Rufe der Gemäßigten standen, wie Pf. Lavater zu Seckelmeister Bodmer und Rusterholz, Rathsherr Lavater, Dr. Römer, die beiden Vogel zum gelben Hörnli und an der

Marktgasse zu den in der Sonne zu Stäfa versammelten Repräsentanten des Landes. Da aber diese Sendung den erwünschten Erfolg nicht hatte, so wurde eine neue aus Mitgliedern des kleinen Rathes, an deren Spitze Seckelmeister Hirzel stand, nach Meilen abgeordnet, und das Komite in Stäfa eingeladen, einige Mitglieder zu dieser Konferenz, mit gehörigen Vollmachten versehen, abzusenden. Die eingetretenen Umstände machten die Stellung der Regierung immer beengender, so daß sie, wie sie sich ausdrückt, bei der gegenwärtig höchst bedenklichen Lage, am 5ten Febr. schon wieder eine Proklamazion erließ, nach welcher sogar feierlich erklärt wurde:

1) Daß durchaus vollkommene Freiheit und Gleichheit zwischen allen Bürgern des Kantons zu Stadt und Land festgesetzt sei.

2) Der aus der Regierung und der Bürgerschaft angebahnten Landes-Kommission den Auftrag und die Vollmacht zur Entwerfung eines Planes zu einer der im ersten Art. enthaltenen Grundsätzen gemäßen Verfassung, die zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werde, ertheilt sein soll;

3) Die bisherige Regierung zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung einstweilen provisorisch an ihrer Stelle bleibe, wie dieß auch von den niedern Behörden und Beamten geschehen soll. Wogegen

4) Jeder Bürger die Erhaltung der Ruhe und Eintracht bezweckende Befehle respektiren soll.

Die nun resignirte Regierung hatte sich einmal jedes Zutrauen verscherzt, und so waren Viele auch gegen diese Verheißungen mißtrauisch und betrachteten sie nur als den letzten Nothschrei, weßhalb der gewünschte Erfolg ausblieb. Auf die am 1ten Febr. in Meilen abzuhaltende Konferenz war ich unter Andern abgesandt. Der Zweck der Unterhandlung von Seite der Regierung ging dahin, um das

Komite zu vermögen, daß das von der Regierung ergangene Milizaufgebot unterstützt und demselben Folge geleistet werde. Die Sache scheiterte für diesen Tag und so wurde schriftlich weiter verhandelt. Da nun der Regierung nicht entsprochen wurde, so wandte sie sich in drohendem Tone an das Komite. Dieses rückantwortete ebenso, machte Truppenaufgebot für sich und nahm die Miene an, seine Absichten mit Gewalt durchzusetzen. Ein dritter Versuch der Regierung durch Junker Statthalter Wyß hatte gleiches Loos. Unverrichteter Sache mußte er nach Hause, und wäre in Meilen beinahe von einem Trupp Jäger erdrückt worden, hätte ich ihm nicht gegen sie Hülfe geleistet und ihn geschützt. — Um bei den Berathungen über eine neue Verfassung von den Deputirten der Stadt nicht vervortheilt zu werden, erklärten die Landbürger, daß sie hinsichtlich der Bevölkerung des Landes zur Stadt dieser bei der Repräsentazion nur den vierten Theil zugestehen können. Manche aber hofften immer noch eine Auferstehung der alten Regierung und prophezeiten den Patrioten nicht viel Gutes. So schrieb auch ein Freund an mich, der bei der Lage der Dinge verschiedene Besorgnisse hegte und mir mit Hinweisung auf mein jüngst erlebtes Schicksal wohlmeinenden, aber ängstlichen Rath ertheilte. Ich antwortete ihm:

„Worte können uns nicht helfen; Thaten müssen in allen Verhältnissen unsers Lebens entscheiden. Handeln wir gut, so schlagen keine Ereignisse unsern Muth nieder; wir gehen auf jedem Pfade dem Ziele unsrer Wünsche getrost entgegen. Der Kampf wird den Sieg bezeichnen. Nur das Wohl des Vaterlandes, nach welchem ich strebte, führte den Haß der Tyrannen auf meinen und den Scheitel derer, die so, wie ich, dachten und handelten. Sie wähnten, uns zu vertilgen; — sie rührte nicht das Wehklagen unserer Gattinnen, nicht die Thräne der unschuldig

verwaisten Kinder —, sie waren zu tief versunken in den Schlamm der Bosheit; der Jammer des Vaterlandes weckte sie nicht; ihre Lasterherzen fühlten sich nur in Unthaten groß; aber die gerechte Vorsehung hat den vollen Kelch über sie ausgegossen. Vergebens fürchten diese Kinder der Finsterniß nun Rache von uns. Nein, mit Rache würden auch wir uns den Genuß der wiederkehrenden Freiheit verbittern und unsere Grundsätze verläugnen; dem strafenden Zeitgeiste gebühret sie, und wer dem Arme des gerechten Richters zu entrinnen wähnt, der sehe sich um in der Geschichte der Völker und ihrer Regenten! —

Die Parteien waren gegenseitig von höchstem Mißtrauen erfüllt; in Zürich hatte sich ein Freikorps zur nächtlichen Bewachung der Stadt gebildet und auf der Landschaft wurde die Miliz gegen die Stadt aufgeboten, unter das Kommando Wunderli's von Meilen gestellt und ihm Maurer von Adlischweil als Untergeordneter beigegeben. An mehrern Orten waren Wachen ausgestellt. Zürich rief mehrere Stände um Vermittlung an, und in Küßnacht wurde eine Versammlung veranstaltet, bei welcher von Seite der Stadt, Junker Statthalter und von Seite des Landes Egg von Riken und einige Andere, unter denselben auch meine Wenigkeit, so wie Gesandte aus den Urkantonen als Abgeordnete, anwesend waren.

Bei dieser Versammlung kam man dahin überein:

1) Es solle eine Besatzung von 1000 Mann Landmiliz aus denjenigen Gegenden, welche die hiesige Volks-Versammlung bestimmen wird, in die Stadt aufgenommen zu werden, und ihnen die Bewachung der Zeughäuser, der Stadtthore und aller Festungswerke übergeben werden, damit sie mit den Bürgern der Hauptstadt gemeinschaftlich für Ruhe und Ordnung wachen;

2) diese Besatzung soll auf Unkosten des ganzen Landes so lang daselbst verbleiben, bis die neue Ordnung der Dinge auf die Grundpfeiler der anerkannten Freiheit und Gleichheit gegründet, gänzlich eingeführt sein wird;

3) soll ein Kommite von Stadt- und Landbürgern nach dem Volks-Verhältnisse gewählt und niedergesetzt werden, welches sich berathen soll, wie zur völligen Zufriedenheit, zum Glück und zur Wohlfahrt des Vaterlandes die neue einzuführende Konstituzion errichtet werden soll;

4) in dieser Versammlung soll die äußere und innere Lage des Vaterlandes vorgestellt werden, damit über die Truppenmärsche in jeder Hinsicht die geeigneten Verfügungen können getroffen werden;

5) der provisorische Rath hat sich einzig mit der Civil-Gerichtsbarkeit zu befassen, und in jeder andern Beziehung das Kommite von Allem zu benachrichtigen.

Die Besatzung zog in die Stadt, und aus dem Zeughause wurden in jedes Quartier auf dem Land zwei Kanonen gesandt. Eine Anzahl von etwa 140 Repräsentanten vom Lande, die sich in Küßnacht noch zuvor versammelt hatten, traten mit der Regierung und dem Stadt-Repräsentanten zusammen, um den Entwurf einer neuen Konstituzion auszuarbeiten. Die Versammlung, die ihre Sitzung am 21ten Febr. auf dem Rüden in Zürich hielt, wurde von Burgermeister Kilchsperger präsidirt. In der Eidesformel, welche, ehe zum Entwurf der neuen Staats-Verfassung geschritten werden sollte, zur Beschwörung vorgelegt wurde, gaben die Worte: „ohne Einwirkung fremder Gewalt," Anlaß zu weitläufigen Diskussionen. Diese Phrase war eine Folge der Abneigung der Oligarchen gegen die an der Grenze stehenden Franken; die provisorische Regierung nämlich, die sich noch mit eitlen Hoffnungen täuschte, befürch-

tete zu ihrem Nachtheil äußern Einfluß. Der bezeichnete Ausdruck in der Eidesformel erregte Verdacht, erschien als überflüssig, und wurde als eine Falle betrachtet. Als vom Lande erwählter Regräsentant, erinnerte ich daher in der Versammlung an Gellerts Lied: Der Mann, der seine Pflichten kennt ꝛc. und zog daraus den Schluß, daß man ohne Eid die Pflichten gegen das Vaterland erfüllen könne und man fand, daß die Erklärung in der Beschwörungs-Formel, daß wir unabhängige, freie Eidgenossen bleiben wollen, genügend sei. Immer verblieb ein Komite in Küßnacht unter dem Vorsitz des Untervogts Egg, welches von seinem Ansehen nichts vergab und mit der Repräsentanten-Versammlung in Zürich korrespondirte.

Auf den 26ten sollte die Versammlung der Repräsentanten den von der Regierung vorgeschriebenen Eid leisten. Eine große Minorität weigerte sich, was den gleichen Abend auf dem Lande noch bekannt wurde und so zogen des andern Tages eine Menge Landbewohner mit Stöcken in die Stadt. Dieß erregte bei der provisorischen Regierung, der Bürgerschaft und den Repräsentanten des Landes Besorgnisse. Diese letztern gaben jedoch die Zusicherung, daß nichts zu befürchten sei, und daß sie es übernehmen wollen die Landleute in der Ordnung zu erhalten. Das Komitte von Küßnacht sandte, als es von diesem Zuge vernommen hatte, Bühler von Uirikon in der Gemeinde Stäfa nach Zürich mit einer schriftlichen Aufforderung an alle in der Stadt befindlichen Landleute, daß sie sich ruhig verhalten sollen. Diese Zuschrift wurde der versammelten Menge vor dem Rathhaus verlesen, und überdieß wurde aus der Zahl der Repräsentanten einer Deputazion, von der ich ein Mitglied wurde, beauftragt, das Volk noch besonders zu einem ruhigen und friedlichen Benehmen anzuhalten; worauf still und zufrieden die Leute nach Hause kehrten.

Sechszehntes Kapitel.

Inspekzion der Zeughäuser und Bericht. Repräsentanten-Verhandlungen. Bürgermeister Burtorf erscheint als Abgeordneter von Basel. Todeszuckungen der provis. Regierung. Neue Verfassung. Mission nach Basel. Unterhandlung von Bern und Zürich mit dem fränkischen General Brune. Berns hartnäckige Kriegs-Erklärung und Ausbruch. Freiburg und Solothurn kapituliren. Die Urkantone rüsten sich. General Schauenburg rückt vor und am 5. März in Bern ein, welches kapitulirte. Am 10. März übergibt die provisorische Regierung in Zürich ihre Gewalt der Landes-Commission. Freiheitsbäume auf dem Münsterhof. Constituzions-Entwurf für Eine und untheilbare helvezische Republik. Brünes Schreiben an Zürich. Annahme der Konstitution. Mein Votum. Die Repräsentanten-Versammlung löst sich auf. In der letzten Sitzung mein Antrag für die in den Jahren 1794 und 95 beschädigten Patrioten.

Es gingen bedenkliche Gerüchte umher über Vorkehrungen, welche die provisorische Regierung in den Zeughäusern in Zürich habe treffen lassen, um die Landleute, im Falle sie einen Angriff auf dieselben beabsichtigen sollten, zu empfangen. Die Landesversammlung, welche davon benachrichtigt wurde, ordnete einige Mitglieder an den Kriegsrath ab, welche die Inspekzion der Zeughäuser verlangen sollten, um nach Einsicht der Repräsentanten über den Zustand derselben Bericht zu erstatten. Diese Kommission, von der ich Mitglied war, begab sich in die Sitzung des versammelten Kriegsraths. Dieser stellte unserm Antrag entgegen, daß eine Inspekzion zu nichts führe und leicht durch sie unangenehme Folgen herbeigeführt werden könnten, da noch sehr viele erhitzte Landleute in der Stadt seien, welche einen solchen Anlaß zur Erregung von Unordnungen etwa benutzen möchten. Wir erwiederten, eine Inspekzion diene vielmehr zur Beruhigung des Volkes, sei Wille der Repräsentanten-Versammlung, und somit dürfe keine Weigerung statt finden. Ueber die weitern Schwierigkeiten,

die von Seite des Kriegsraths in den Weg gelegt wurden, aufgebracht, erklärte ich im Namen der Deputazion: Sofern der Kriegsrath uns an der Inspekzion im geringsten hindere, so müsse sie für diesen Augenblick nicht vorgenommen werden; denn die Zeit werde nicht ferne sein, in der man denselben nicht einmal mehr anfragen werde. Mit diesen Worten wandte ich mich nach der Thüre und war im Begriff wegzugehen. Mit einemmale erhoben sich die kriegerischen Räthe von ihren Sesseln, entschuldigten sich, die Sache nicht so gemeint zu haben, und zeigten sich willig, uns sogleich in's Zeughaus zu begleiten. Wir gingen dahin ab. Bei Eröffnung der Thüren fielen uns zuerst die gegen dieselben gerichteten, mit Mitraillen geladenen, Kanonen in's Auge, auf denen brennende Lunten aufgesteckt waren. Allgemeine Thätigkeit zeigte sich; überall wurde gearbeitet, so daß wir uns lebhaft überzeugen konnten, daß man auf einen Sturm, den man an einem dieser Tage erwartete, gefaßt war. Unser Bericht darüber an die Versammlung erregte Aufsehen. — Auf den Antrag der provisorischen Regierung wurden aus den Repräsentanten vier und zwanzig in den Gr. Rath aufgenommen, unter welchen nebst Stapfer, Wunderli, Leuthold die Wahl auch auf meine Person fiel. Die Verhandlungen dieser Behörde betrafen damals besonders die Organisirung des Kontingents und die Vertreibung der Franken. Mehrere Regierungen, wie die von Basel und Luzern, hatten den Forderungen der Zeit Rechnung getragen und sich für die Annahme der Konstituzion erklärt. Um Zürich zu ähnlichen Schritten zu bewegen, wurde Bürgermeister Burtorf von Basel abgesandt. Zürich verschloß seine Ohren; man wollte das Aeußerste wagen, und es war endlich sogar von gewaltsamen, durchgreifenden, aristokratischen Maßregeln die Rede. Die Erbitterung von Seite der Mitglieder der alten Regierung und ihrer An-

hänger hatte einen solchen Grad erreicht, daß die Deputirten der Landschaft zum Theil für die Sicherheit ihrer Person besorgt waren; die Kriegsoperazionen rückten immer näher; indessen erschien die neue Verfassung, und obgleich man von einigen Seiten mit derselben unzufrieden schien, so neigte sich doch die Mehrheit zur neuen Ordnung der Dinge; denn man wollte in dem sogenannten Lande der Freiheit nun gleich sein und es durchgehends werden. Gleichheit der Rechte war das Losungswort. Von der Landes-Versammlung wurde eine Deputazion, welche aus Raths-Prokurator Koller und meiner Wenigkeit bestand, nach Basel gesandt, bei der provisorischen Regierung daselbst über vaterländische Angelegenheiten Erkundigungen einzuziehen. Legrand und Ochs lieferten Beweise, daß es das Thunlichste sei, diejenige Konstituzion anzunehmen, die für Helvezien von Frankreich werde gegeben werden. Nach einer Unterhandlung in den letzten Tagen Februars in Petterlingen zwischen Gesandten von Bern, Statthalter Wyß von Zürich und General Brüne sollten in Bern eine provisorische Regierung niedergesetzt, eine auf Gleichheit gegründete Staats-Verfassung entworfen und die eidsgenössischen Truppen entlassen werden, wonach die fränkischen Truppen sich von dem schweizerischen Boden zurückziehen würden.

Basel bemühte sich, Frieden in der Schweiz zu erhalten; aber die Regierung von Bern weigerte sich, zu entsprechen; Brüne nahm eine feindliche Stellung an und erstere rüstete sich zur Gegenwehr. Der hartnäckige Sinn von Bern und Solothurn reizte die Franken auf's Höchste; am ersten März erließ sogar der Berner'sche General Erlach an den Französischen General-Adjutanten Fressinet in Biel eine förmliche Kriegs-Erklärung und in der gleichen Nacht noch geschahen von beiden Seiten Angriffe; aber schon Tags darauf kapitulirten Freiburg und Solothurn.

In den Urkantonen rüstete man sich vorgeblich zu einem Religionskriege; denn der Entwurf der Einen und untheilbaren Republik wurde von den Mönchen als kezerisch verschrieen und das Volk dagegen aufgehezt. Die Franken rückten immer weiter vor; Unordnung zeigte sich unter dem Berneriſchen Heere und General Schauenburg trat vor Bern. Am 5ten März ertönten in der Stadt die Sturm-Glocken und der Donner des Geschützes. An mehrern Orten schlugen sich die Schweizer mit Muth und Tapferkeit; aber Bern sieht sich genöthigt, zu kapituliren und Schauenburg zieht in die Stadt. Dieß Ereigniß erregte großen Schrecken in Zürich; man befürchtete hier einen Anmarsch der Landbürger gegen die Stadt, weßhalb diese unter die Waffen trat. Am 10ten März hatte die provisorische Regierung ihre Gewalt in die Hände der Landes-Kommission gelegt, am 13ten wurde auf dem Münsterhofe ein Freiheitsbaum errichtet, und zwei Tage darauf hielt die Landes-Kommission zum erstenmal ihre Sitzung auf dem Rathhaus. Das von Präsident Ochs in Basel an die Landes-Versammlung eingereichte Exemplar der neuen Konstituzion zur Einen und untheilbaren Republik wurde gedruckt unter die Bürger des Kantons verbreitet, und General Brüne erlies unter dem 30sten Ventose folgendes Schreiben an Zürich:

Freiheit Gleichheit

Fränkische Republik

An die gegenwärtigen Autoritäten des Kantons Zürich.

Bürger!

Je mehr die Einwohner Euers Landes bei Wiedererlangung ihrer Freiheit Widerstand gefunden haben, desto

mehr liegt daran, daß sie gesichert seien, in Zukunft nie wieder unterjocht zu werden. Eure Gesandten haben mir die Versicherung gegeben, daß die Oligarchie gänzlich zerstört sei; man muß sie aber auch hindern, sich ihrer tyrannischen Gewalt nicht mehr bemächtigen zu können und jene Personen sollen längere Zeit von allen öffentlichen Bedienstungen und selbst von den Urversammlungen ausgeschlossen sein. Diese Mitglieder müssen, ehe sie wieder zu Staatsbürgern werden, gleichsam wiedergeboren sein, und Beweise ihrer Liebe zur Freiheit und Gleichheit gegeben haben. Ihr werdet das Reglement, das Euch durch Eure Gesandtschaft überbracht werden wird, schleunig drucken, öffentlich bekannt machen und den Urversammlungen mittheilen, so wie auch den Konstituzions-Entwurf, der in Basel schon den 15ten März angenommen wurde. Die geschwinde Annahme dieses Entwurfs kann Euch allein von allen Uebeln der Gesetzlosigkeit retten und Euch zu gleicher Zeit von der oligarchischen Macht losreißen. Möchte der Preiß meiner Bemühungen, Eure Freiheit und Euer Glück sein, so bin ich hinlänglich belohnt.

Meinen republikanischen Gruß

unterzeichnet

Brune.

Der von Basel eingesandte Konstitutions-Entwurf war von der Landes-Versammlung in Zürich unter Vorbehalt der Zustimmung des souveränen Volkes angenommen, aber auch Escher und Leuthold an Brune abgesandt zu nähern Unterhandlungen; diese brachten jedoch den bestimmten Bericht zurück, daß an nichts Anderes, als an die Annahme dieser Konstituzion zu denken sei, wofern die fränkischen Truppen nicht weiter und mit Gewalt vorrücken sollten. Auf ihrem Zuge nach Zürich fanden sie bei Mellin-

gen und Bremgarten noch einigen Widerstand, worauf sie den 27ten April in Zürich einzogen. Die Konstituzion *)

*) Bei den Verhandlungen über die von Frankreich angebotene Veefassung sprach ich mich in der Versammlung unter Anderm folgendermaßen aus: Gleichgültig war mir nicht die von Basel eingegangene Nachricht der mit einigen Abänderungen daselbst erfolgten Annahme des bekannten Entwurfs einer Konstituzion für Helvezien als einer untheilbaren Republik. Man wird die Schuld dieser Begebenheit wo möglich auf diejenigen zu wälzen geneigt sein, die nicht in einen Zug gegen die Heere der Franken einwilligen wollten, Es ist jedoch bekannt, daß seit dem Anfang der fränkischen Revolution die herrschsüchtigen Magistrats-Personen der Schweiz mit dem Sturze des Despotismus in Frankreich auch ihre angemaßte Souveränitäts-Gewalt sinken sahen, und deßwegen alle Mittel anwandten, in Frankreich eine Gegenrevoluzion zu begünstigen. Die Emigranten nahmen sie mit freudigen Armen auf, und Prediger und Zeitungsschreiber mußten jene große Nazion in dem häßlichsten Lichte darstellen und den kleinsten Fehltritt mit der grellsten Farbe schildern. Aristokratismus und religiöser Fanatismus hatten sich einmal gegen Galliens Freiheit verschworen und dieß war es, was unser Vaterland in so große Gefahren stürzte. Von wem wurde wohl die ehrlose Neutralitäts-Verletzung der kaiserl. Truppen bei Hüningen, welche so vielen Franken und deren General, Abatucci, das Leben kostete, unterstützt? Man denke an einen 18ten Fructidor, an dem selbst Magistrats-Personen von Bern als Theilnehmer einer Verschwörnng gegen Frankreich auftraten. Nach solchem wird man nicht mehr fragen müssen, warum will man Frankreich in der Schweiz die aristokratischen Regierungen beseitigt wissen.

So lang ein Barthelemi die Staatsangelegenheiten der Schweiz in Frankreich lenkte, hatten unsere Oligarchen nichts zu fürchten; allein sobald dieser schlaue Hofmann in eine andere Sphäre versetzt wurde, ging für die Freunde der Freiheit ein neues Licht auf, und besonders da, als sich seine goldene Ket-

wurde angenommen; die Landes-Versammlung hatte ihre Arbeiten beendigt, und löste sich auf.

In der letzten Sitzung stellte ich noch einen motivirten Antrag für eine gerechte und billige Entschädigung der in den Jahren 1794 und 95 verfolgten, mißhandelten, eingekerkerten und verbannten Patrioten, durch welche zwar ihre Leiden nicht ungeschehen gemacht werden können, aber doch für ihren so mannigfachen, ökonomischen Schaden einiger Ersatz gegeben würde. Es wurde seiner Zeit den-

---

te von den Berner Oligarchen für ihn in eine eiserne verwandelt hatte. In diesem Zeitpunkt wurde dessenungeachtet noch einmal alle Kraft zusammengerafft, um der alten Herrschaft noch längere Dauer zu verschaffen. Die verschmitztesten Unterhändler wurden nach Paris gesandt und Kommissäre in verschiedenen Gegenden, dem Volke über seine wahren Interessen falsche Vorspiegelungen zu machen und dasselbe gegen Frankreich aufzureizen.

Anstatt nach dem Rathe vaterländisch gesinnter Männer dem ersten Wunsche der großen Republik zu entsprechen und die Souveränität des Volkes anzuerkennen, ward eine eidgenössische Tagsatzung ausgeschrieben und zu Aarau der alte Bund beschworen. — Die stolzen Oligarchen glaubten, wenn sie nur den Namen Schweizer aussprechen, so werden die Heere Frankreichs, wie der Staub vor dem Sturmwinde, davonfliehen; sie wähnten, ihre Untergebenen in einer solchen Dummheit befangen, daß sie ihnen nur sagen dürfen: Denkt an die Thathen eurer Väter! und dann werden sich, wie einst diese für Freiheit und Vaterland, deren Söhne für ihre Tyrannen schlagen.

So ist die Herrschsucht der übermüthigen, schweizerischen Oligarchie einzig in den Gefahren unsers Vaterlandes und unserer jetzigen bedrängten Lage desselben schuld, welchen wir nun durch die jetzt von Frankreich aus vorgeschriebene Konstituzion entgehen.

selben eine Entschädigungssumme aus dem Staatsschatze bewilligt. Mehrere der betreffenden Patrioten aber weigerten sich, etwas vom Staate anzunehmen, und verlangten, daß diese Summe von den Aristokraten enthoben werde, welchen die gegen sie, die Patrioten, begangene offenkundige Ungerechtigkeit zur Last falle. Dieß geschah nicht, und da die Staats-Kasse später gewaltsamer Weise entwendet wurde, erhielten die Beschädigten nichts.

Siebenzehntes Kapitel.

Wahlen neuer Central-Behörden. Meine Erwählung in's Kantons-Gericht. Helvezische National-Versammlung in Aarau. Die Stelle eines Regierungsstatthalters von Zürich wird mir übertragen. Verwaltung derselben. Rapinat, Nachfolger des Lecarlier. Strauß mit Schauenburg und Rapinat. Wegnahme des Staats-Schatzes. Scheinpatrioten und Aristokraten auf der Lauer. Treffen bei Wollerau und an der Schindellegi.

Nachdem mit Annahme der von Frankreich gegeben Konstituzion die Landes-Kommission sich aufgelöst hatte, schritt man in der Peterskirche zur Wahl neuer Behörden für den Kanton. Den 10ten April als Mitglied in's Kantons-Gericht erwählt, wurde mir, als ich die erste Sitzung desselben mit einer Rede eröffnet hatte, provisorisch das Präsidium übergeben und unter den 23ten April wurde mir nach folgendem Schreiben die Stelle eines Regierungs-Statthalters für den Kanton Zürich übertragen.

Freiheit Gleichheit.

Das Vollziehungs-Direktorium der einen und untheilbaren helvezischen Republik an den Bürger Pfenninger von Stäfa.

Bürger!

Ihr männlicher Karakter, ihr allgemein gepriesener, auf Freiheit und Gleichheit gegründeter Patriotismus, das von der gesammten Volksklasse des Kantons Zürich Ihnen gewidmete Zutrauen machen es Helveziens Vollziehungs-Gewalt zur Pflicht, Ihnen die Stelle des Regierungsstatthalters des Kantons Zürich anzutragen. Als einen neuen Beweis Ihrer unwandelbaren Vaterlandsliebe sieht das Direktorium Ihrer, dieser freilich lästigen, aber sehr wichtigen Stelle entgegen.

Wirklich arbeitet das Direktorium in Erläuterung der Konstituzion an einer ausführlichern Instrukzion, die mit nächstem folgen wird. Indessen wird die Konstituzion selbst und Ihre eigene Klugheit zu der Leitung in Ihrem Amte hinlänglich sein.

Republikanischer Gruß.

Aarau am 23. April 1798.

Der Präsident des Vollziehungs-Direktorium
Legrand.

Zu Folge dieser Ernennung resignirte ich auf meine Stelle als Kantonsrichter, und ernannte, nach den mir übertragenen Pflichten Kantonsrichter Gugolz von Horgen zum Präsidenten des Gerichts. Bei Uebernahme meines wichtigen Amtes leistete mir Bronner*), ein Frem-

*) Bekannt durch seine Fischer-Gedichte und seine Biographie.

der, als Chef de Bureau treffliche Dienste. Mit welchem Sinn und Geiste ich meine Stelle annahm und zu verwalten gedachte, darüber gibt die unterm 28. April an die Bewohner und die Behörde erlassene Proklamazion Aufschluß, aus der ich Folgendes mittheile:

Freiheit Gleichheit
Einigkeit Zutrauen
Gerechtigkeit.

Bürger Johann Kaspar Pfenninger,

Regierungs-Statthalter des Kantons Zürich,
an alle Gerichts-Behörden und Bewohner desselben.

Bürger!

Das Vollziehungs-Direktorium der einen und untheilbaren helvetischen Republik hat mir eine Gewalt anvertraut, von der die öffentliche Ordnung großen Theils abhängt. Laut der von Euch, liebe Mitbürger, angenommenen Konstituzion, sind mit dieser Stelle folgende Rechte und Pflichten verbunden:

1. Der Regierungs-Statthalter stellt die Vollziehungs-Gewalt vor.
2. Er hat zum Lieutenant oder Stellvertreter den Unter-Statthalter derjenigen Gemeinde, in welcher er seinen Sitz hat.
3. Er hat die Aufsicht über alle Gewalten und Bedienten in der Ausübung ihrer Aemter, und ermannt sie an ihre Pflicht.
4. Er übermacht ihnen die Gesetze, wie auch die Befehle des Direktoriums.
5. Er nimmt ihre Anmerkungen, Vorschläge und Klagen an; er ist verbunden, sich von Zeit zu Zeit in die ver-

schiedenen Distrikte des Kantons zu begeben, um seine Aufsicht auszuüben.

6. Er theilt keine Gnaden aus, sondern nimmt blos die Bittschriften der Bürger an, und läßt sie den gehörigen Obrigkeiten zukommen.

7. Er beruft die Versammlungen und die Wahlkorps zusammen.

8. Er hat den Vorsitz bei den bürgerlichen Festen.

9. Er hat das Recht, den Berathschlagungen der Gerichtshöfe und der Verwaltungskammer beizuwohnen; er dringt allda auf die Vollziehung der Gesetze, ohne aber dabei seine Stimme geben zu können.

10. Er wacht für die innere Sicherheit, übt das Recht der Gefangennehmung aus, und verfügt über die bewaffnete Macht, ohne daß er sie selbst anführen kann.

11. Er ernennt die Präsidenten des Kantonsgerichts, der Verwaltungskammer und der niedern Gerichte, unter den Richtern und Verwaltern, welche das Wahlkorps gewählt hat.

12. Er ernennt auch die Gerichtsschreiber, den öffentlichen Ankläger und die Unterstatthalter des Hauptorts und der Distrikte. Er selbst wird von dem Direktorium gewählt, abgesetzt, zurück berufen, in einem andern Kanton angestellt oder zu andern Stellen befördert.

Bürger! Im Bewußtsein meiner uneigennützigen und reinen Liebe für Freiheit und Vaterland, der Achtung und Zuneigung der edelsten Bürger unsers Kantons, in der Ueberzeugung, daß einem treuen, rechtschaffenen Beamten das Zutrauen und die Liebe jedes biedern Einwohners nicht mangeln werde, und heilig entschlossen, meinen Pflichten mit aller möglichen Anstrengung zu entsprechen, habe

ich diese Stelle angenommen. Noch sind meine Schultern einer solchen Last nicht gewohnt. Mitten unter Euch stehe ich nun auf einer Anhöhe, von der mich jede Partey in ihre Irrgänge herabzuleiten versuchen wird. An feinern und gröbern Fäden, um mich irre zu führen, und an falschem Lichte, um mich zu blenden, wird es der Eigennutz nicht ermangeln lassen. Auch liebloser Tadel wird nicht säumen, mich auf dem erhöheten Standpunkte, wo ich so leicht zu treffen bin, zu verfolgen. Aber, Bürger! ich hoffe, seine Pfeile sollen an der Reinheit meines Bürgersinns und an dem Zutrauen, das Ihr mir schenket, sich abstumpfen. Denn unermüdet werde ich mich bestreben, dieß Zutrauen noch ferner zu verdienen, nur dem Gesetze Gehör zu verleihen, und auf keine Seite zu wanken. Zwar reichen keines Menschen Blicke in alle Tiefen der Falschheit, und meine Kräfte sind beschränkt. Aber ich verlasse mich auf Euch, Ihr redlichen, wahren Republikaner! Unterstützet mich durch genaue Befolgung der Konstituzion, durch Beobachtung der Gesetze und Verordnungen, und Ihr besonders, in den höhern und niedern Dikasterien, Tribunalien und Gerichtsstellen, durch gewissenhafte Erfüllung Eurer Pflichten! Kommt mir mit Eurer Vaterlandsliebe, mit Eurer Thätigkeit und wachsamen Sorgfalt zu Hülfe! Laßt kein Gewebe der Unruhstifter zur Vollendung gedeihen, ohne mir sogleich sein Entstehen zu melden! Zögert nicht, mir von jedem Mißbrauche der Macht, von jedem Beginnen der Uebelgesinnten schleunige Nachricht zu geben; und sorget dafür, daß ich vermittelst Eurer Blicke mit tausend Augen sehe!

Ich schließe mit der Anzeige, daß ich den Bürger Johannes Tobler, bisherigen Schaffhauser-Amtmann, zu meinem Unterstatthalter ernannt habe. An diesen patriotisch-gesinnten, für's allgemeine Beste so gerne thätigen

Volksfreund haben sich also alle Gerichtsbehörden, im Fall ich selbst abwesend wäre, zu wenden.

Zürich, den 28ten April 1798.

Republikanischer Gruß.

Die Gegenwart der französischen Armee und durch sie veranlaßte Auftritte erschwerten den Regierungs-Behörden ihre Verrichtungen. Ein unangenehmes Geschäft war besonders die Eintreibung der den ehemaligen, aristokratischen Regierungsmitgliedern und den in diesem Prinzip influirenden, angesehenen Stadtbürgern von dem französischen Kommissär Lekarlier auferlegten Kontribuzion. Die Organisazion der konstituzionellen Behörden und deren Verwaltung hatte ziemlich guten Fortgang, und ich konnte öfter die Erfahrung machen, daß, wenn der Kanton von fremden Truppen geräumt wäre, die Verwaltung der mir anvertrauten Stelle für mich leichter und angenehmer werden durfte. Lekarlier wurde zurückberufen und Rapinat an dessen Stelle gesandt. Manchen harten Kampf hatte ich zu bestehen, besonders mit General Schauenburg, als im gesetzgebenden Rath Klage geführt wurde, daß von seinen Truppen in der Gemeinde Rüti übel gehaus't, geplündert und friedliche Einwohner schändlich mißhandelt worden seien. Schauenburg wollte die Klage für grundlos erklären; ja er ging soweit, daß er mich in einer großen Gesellschaft zu Rede stellte, warum ich ihm, wenn die Sache sich wirklich so verhalte, keine Anzeige davon gemacht habe. Auf meine Behauptung, dieses gethan zu haben, gerieth er in solchen Eifer, daß mich nur der Schutz des Kommissärs Rapinat vor thätlicher Beleidigung sicherte. Beschwerde führend, wandte ich mich an das Vollziehungs-Direktorium, und da ich für meine

Behauptung durch einen protokollarischen Auszug von der gestellten Anzeige den Beweis lieferte, hatte mir der General in Gegenwart einer Gesandtschaft des Direktoriums Satisfaktion zu geben. Einen andern Kampf hatte ich am 8ten Mai mit Rapinat, als er den Schatz der alten Regierung, der in der Großmünster-Kirche aufbewahrt war, wegnahm, obgleich ich mich mit allen Kräften dagegen sträubte. Als ich immer noch gegen dessen Entwendung protestirte, rief mir der General-Adjutant Rouje zu: „voila nos bajonettes!" Ich erwiederte ihm, wenn mir so viele zu Gebot stehen würden, als ihm, so würde ich Gegengewalt ergreifen. Vergebens war mein Sträuben; nachdem ich kurze Zeit vorher mit einigen Mitgliedern der Verwaltungskammer noch etwa 160,000 Gulden für den Staat gerettet hatte, wurde der Schatz gewaltsam weggenommen. Von andern Seiten her mußte ich mich gegen Zumuthungen verschiedener Art sicher stellen. Ueberspannte und eigennützige Scheinpatrioten versuchten nicht selten, mich zum Mißbrauch meiner Amtsgewalt und zur Rachsucht gegen Aristokraten zu bewegen; aber mit Hinweisung auf Recht und meine Pflicht wies ich solche Anträge von der Hand. Vergeblich folgte mir auf allen Schritten das lauernde Auge der Aristokraten, und umsonst legte mir der Neid verstellter Patrioten Fallstricke; im Gegentheil erwarb ich mir durch Beobachtung meiner Pflichten das Zutrauen der obersten Behörden der Republik und vorzüglich des vollziehenden Direktoriums, sowie der Gutgesinnten im Kanton. Durch Aristokraten und Mönche aufgehetzt, widersetzten sich die kleinen Kantone der Annahme der Konstituzion und verwickelten sie in eine feindselige Stellung mit Frankreich. Die Franzosen rückten vor und es kam am 29. April bei Wollrau und an der Schindellegi, am 1. Mai, zum blutigen Treffen, bei welchem, so tapfer sich auch die

Schweizer schlugen, die Franken dennoch die Oberhand erhielten.

Achtzehntes Kapitel.

Der Verfassungseid wird auf dem Lindenhof in Zürich geleistet. Oestreich macht Kriegsrüstungen gegen die Schweiz. Allianz zwischen der Schweiz und Frankreich. Trennung des Stadt- und Land-Gutes des Kantons Zürich. Die Oestreicher in Bündten. Schauenburgs und Rapinats Abzug. Massena schlägt die Oestreicher an der Steig. Auffenberg gefangen. Siegesfeier in Zürich. Organisirung des Eliten-Korps. Die helvetische Regierung verlegt ihren Sitz nach Luzern. Unruhen. Truppen-Aufgebot. Ich ziehe mit Mannschaft nach Luzern. Ein Aufstand in Menzingen und Illnau wird beseitigt. Rückzug der fränkischen Armee. Aristokratische Machinazionen. Arrestazions-Befehle und Abführung der Verhafteten.

Endlich war der Zeitpunkt herangekommen, daß, nach einem Beschlusse des helvetischen Direktoriums vom 29sten Juli von der ganzen Nation der neuen Verfassung, gehuldigt werden sollte, wozu in Zürich der 16te August von den obersten Behörden bestimmt worden war. Die Munizipalität von Zürich gab sich alle Mühe, diesem Akte, der auf dem Lindenhofe in Zürich vorgenommen wurde, die größte Feierlichkeit zu verleihen. Es lag in meiner Amts-Pflicht, als Regierungs-Statthalter, den Bürgern den Eid abzunehmen; ehe aber die feierliche Leistung desselben statt fand, hielt ich an das versammelte Volk eine dieser Handlung angemessene Rede, in der ich unter Anderm aussprach, daß es mich herzlich freue, die Einwohner des Kantons auf einer dem Andenken Tells, dem Urstifter der Freiheit unserer Väter, gewidmeten Stelle einer Verfassung huldigen zu sehen, welche Allen die Menschen- und

Bürger-Rechte zusichere. Frei und ohne Vorrechte der Geburt haben wir alle vom Schöpfer das Dasein erhalten, gleicher Rechte und Freiheiten fähig, weßhalb es auch ein herzerhebender Gedanke sei, die häßlichen Ungleichheiten, die durch Stände oder Geburt bisher geltend gemacht worden, nun dahin geschwunden und zernichtet zu sehen, wodurch die Herzen Aller um so inniger vereinigt würden, so daß keine Flamme der Zwietracht sich mehr erheben werde, sondern durch diese Verfassung, bei gleichen Rechten alle Bürger, gegenseitiges Zutrauen, Eintracht und Bruderliebe das Glück des gemeinsamen Vaterlandes befestigen werden. Es folgten noch einige Ermahnungen, und der Eid wurde nach Verlesung der Formel desselben geleistet. Der fränkische Generalstab und alle konstituirten Behörden des Kantons wohnten dieser Feierlichkeit bei, die mit einem glänzenden Gastmahl auf dem Lindenhofe beschlossen wurde.

So viele Unruhen auch die Aufforderung zur Eidesleistung auf die Konstituzion in mehrern Kantonen verursachte, so war die Anzahl der Unzufriedenen im Kanton Zürich nur unbedeutend, und die Ruhe wurde dadurch nicht gestört. — Beim Herannahen des Herbstes wurde das Gerücht immer lauter, daß Oestreich sich zum Kriege rüste, und die helvetische Regierung schloß eine Allianz mit Frankreich, welche großes Aufsehen erregte und viele Freunde und Feinde fand. Um diese Zeit kam der Finanz-Minister Finsler nach Zürich, um mit Abgeordneten der Verwaltungskammer und der Munizipalität das Staatsgut des Kantons in Stadt- und Landgut auszuscheiden; das Unternehmen wurde aber nicht durchgeführt und die Trennung der Güter wurde erst 1803, in Freiburg durch die helvetische Liquidazion bewirkt.

Die östreichische Armee brach wirklich in Bündten ein, und General Massena übernahm den 13. Dezember nach

seinem Einzug in Zürich von General Schauenburg das Oberkommando. Um dieselbe Zeit wurde auch Rapinat von der fränkischen Regierung zurückberufen. Dieser Mann hatte sich zwar manche Gewaltthätigkeit erlaubt, aber auch im Stillen manches Gute gewirkt, weßhalb ihm bei seinem Abgang mehrere öffentliche Beamte ihren Dank bezeugten, was im Republikaner scharf getadelt wurde. Da auch ich mich unter diesen Beamten befand, so rechtfertigte ich mich gegen den von Usteri, dem damaligen Redakteur genannten Blattes, diesen gemachten Vorwurf „der Schmeichelei“ durch die schriftliche Erklärung, daß ich wegen der Fehler, die einer Person ankleben, nicht den ganzen Menschen verwerfe, sondern das Gute, wo es sich immer finden möge, anzuerkennen gerne bereit sei. Im Anfang 1799. zog Massena nach Bündten, schlug die Oestreicher an der Steig und nahm den General Auffenberg gefangen. Diese Sieges-Nachricht wurde in Zürich durch eine große Mahlzeit der fränkischen Staabs-Offiziere und aller öffentlichen Autoritäten von Zürich auf der Meisenzunft gefeiert; mehrere öffentliche Gebäude wurden illuminirt und alle Anwesenden vom General Massena noch Nachts eilf Uhr in seine Wohnung, die Krone, eingeladen. Kaum daselbst angelangt, wurde die Marseillaise und Carmagniole gespielt und die Festlichkeit mit Tanz beschlossen. Wie mag da den Aristokraten zu Muthe gewesen sein? Die helvetische Regierung befahl nun, die Eliten-Korps zu organisiren, was hie und da große Unruhen, an manchen Orten sogar Widerstand erregte, besonders weil sie an die Grenzen marschiren sollten. Selbst die helvetische Regierung, die ihren Sitz nach Luzern verlegt hatte, kam in Gefahr. Man zog Truppen aus andern Kantonen zusammen; denn in Rußweil hatte sich ein Aufstand erhoben.

Ich erhielt einen Eilboten vom Direktorium, der die

Aufforderung an mich überbrachte, so schnell als möglich einige hundert Mann aufzubieten und mit denselben nach Luzern zu eilen. Sogleich wurden von den beiden Seeufern 4—500 Mann Infanterie nach Knonau beordert und in diesem Amt noch 2—300 Mann zusammengezogen; Abends 6 Uhr waren sie in Knonau versammelt, und Nachts 12 Uhr standen wir wohlbewaffnet vor den Thoren Luzerns, bereit, die Regierung mit Gut und Blut zu schützen. Kommenden Tags wurden sie auf einen öffentlichen Platz in Luzern geführt, wo ich denselben für ihre willige Befolgung meines Rufes zum Dienste des Vaterlandes meinen Dank bezeugte, ihnen noch einige wohlgemeinte Wünsche an's Herz legte und Abschied von ihnen nahm, worauf die Regierung mir meine Leistung verdankte und mehrere der Repräsentanten mich, vom patriotischen Eifer und Liebe erglüht, umarmten.

Beinahe zu gleicher Zeit war in Menzingen im Kanton Zug ein Aufstand zu befürchten; um demselben zu begegnen, wurde Repräsentant Billeter mit erforderlicher Mannschaft hingesandt und die Sache beigelegt. Einige Widerspenstige in Illnau im Bezirk Fehraltorf machten gleichfalls militärische Demonstrazionen nothwendig, welche Unterstatthalter Tobler leitete und ebenso schnell beseitigte. Die östreichischen Kriegsheere rückten näher heran, und die geschwächte französische Armee mußte sich, wenn auch ungerne, auf allen Punkten nach und nach zurückziehen. Nun hatte ich vollauf zu thun. Sobald die Oestreicher den Rhein passirt hatten, suchten die Feinde der Revoluzion die im Feld stehenden Truppen und die Bürger zu Hause muthlos zu machen und sie mit Furcht und Angst zu erfüllen. So wie die Forderungen und Revoluzionen der fränkischen Befehlshaber sich häuften, gingen beständige Klagen über drückende Kriegslasten und Petizionen um Entlassung im Felde stehender Söhne und Fa-

milien-Väter ein, und Anzeigen von Aufwieglungen und Machinazionen der von den Feinden der Freiheit besoldeten Spione. Offiziere und Gemeine dessertirten; die Wuth hoher und niedrer Aristokraten nahm steigend zu, und so waren strenge Maßregeln gegen dieselben und solche Geistliche nothwendig geworden, welche sich nicht entblödeten, auf offener Kanzel Rache gegen die Franken einzuflößen. Damals wurde mir der Auftrag, eine Predigt von dem sonst edlen Lavater abzufordern, um sie dem vollziehenden Direktorium einzusenden. Dieses erließ darauf den Befehl an mich, Lavatern zu arretiren und mit zehn von der alten Zürcher-Regierung nach Basel transportiren zu lassen. Auf meine Wohnung gebracht, ließ ich ihnen noch ein Mahl bereiten. Junker E. v. B., der sich auf der Liste derer, die in Verhaft genommen werden sollten, befand, aber außerhalb der Stadt wohnte, mußte von dem, was ihn erwartete im Geheim benachrichtigt worden sein.

Sehr aufgebracht, stürzte er in mein Zimmer und sagte mit spöttischem Tone: Hier bin ich Bürger Statthalter! ich habe vernehmen müssen, daß Sie mich in meiner Wohnung arretiren lassen wollen; ich stehe hier, wenn Sie ein Recht dazu haben! Ich antwortete ihm: dieß ist der Befehl meiner Obersten. Für P., der eine zahlreiche, unerzogene Familie hatte, wurde um Loslassung gebeten. Der ehmalige Zunftmeister Irminger äußerte: ja gewiß wird ihn der Bürger Statthalter entlassen; er weiß, was es ist, einen Hausvater aus den Armen seiner Familie zu reißen; er wird unsere gemeinsamen Fürsprache für P. nicht unberücksichtigt lassen. „Zu sehr, erwiederte ich, habe ich das bittere Schicksal erfahren, als Unschuldiger einer großen Familie und meinem Berufe entrissen, eingekerkert und aus dem Vaterland verwiesen worden zu sein; ich bedaure P. und dessen Familie; Sie wissen aber, daß ich

nicht meinen Willen, sondern den meiner Obern zu vollziehen habe, daher Sie mich mit fernern Zumuthungen verschonen mögen. Der Sohn von Alt-Bürgermeister Wyß wünschte noch mit seinem Vater über häusliche Angelegenheiten zu sprechen." Als ich beide in ein besonderes Nebenzimmer führte, machte mir der alte Mann Vorwürfe, daß ich mich habe so weit erniedrigen können, mich zu dieser Arrestazion gebrauchen zu lassen. Ich wies ihn auf seine frühere Amtsführung hin, bei der er von seinen Untergebenen strenge Befolgung seiner Befehle unter allen Umständen als erste und höchste Pflicht forderte, wonach ich von ihm solche Vorwürfe am wenigsten erwarte und sie mir ein für allemal verbitte.

Nachdem meine Gattin die Arrestanten freundlich bewirthet hatte, reis'ten sie in mehrern Gefährten unter militärischer Bedeckung, am 2. April 1799. nach Basel. Die Erbitterung der Bürgerschaft in Zürich ging so weit, daß man sagte: man habe nun die edelsten Bürger weggeführt, und nun könne der Stadt nichts Aergeres mehr widerfahren, als daß man sie in einen Aschenhaufen verwandle.

Neunzehntes Kapitel.

Treffen bei Frauenfeld. Tod des Oberst Webers. Retirade der Franken. Flucht der Patrioten. Affsprungs Abschiedsschreiben. Mein Abzug von Zürich. Ereigniß beim Einrücken der Kaiserlichen in die Gemeinde Stäfa. Diese wird von den Oestreichern gegen Rovereaische Horden geschützt. Die Meinigen von Aristokraten verfolgt. Meine Reise nach Baden und Bern. Meine Ernennung als Statthalter von Baden. Besuch von Pf. Lavater. Reise nach Knonau. Gefecht der Vorposten bei Zürich. Meine Gattin verläßt Zürich. Verdächtigungen.

Das östreichische Heer hatte auf allen Seiten den Rhein passirt und unsere Vorposten gedrängt, und bei Frauenfeld

kam es den 25: Mai zu einen harten Kampf; unsere Eliten fochten in den gleichen Reihen tapfer mit den Franken und schlugen die Oestreicher zurück. An der Seite des General Kellers von Solothurn, wohnte ich diesem Gefechte bei, und eine Stunde von Frauenfeld vernahmen wir schon den Tod des braven Oberst Weber von Bern. Unser Eliten-Bataillon suchte ich auf und sprach ihnen Muth zu; unerwartet hörte ich, von Kapitän Bleuler, der eine Kompagnie Jäger gegen den Feind anführte und, da er eben im Begriff war, einen östreichischen Husaren vom Pferde zu reißen und zu entwaffnen, aber von einem andern verwundet wurde, meinen Namen rufen. Sogleich drang ich vor. Mehrere Offiziere befürchteten für mein Leben und suchten mich zu bewegen, daß ich mich etwas zurückziehe, weil der Feind durch meine Auszeichnung in der Uniform mich für einen Offizier ersten Ranges halten und mir eine besondere, nicht erwünschte Aufmerksamkeit schenken dürfte. Kaum auf die Seite gewendet, stürzte eine Kanonenkugel hart neben mir zu Boden und überwarf mich und mein Pferd mit Staub und Erde.

Nach beendigtem Gefechte kehrten wir nach Zürich zurück, und den andern Tag ging die Retirade der Franken auf allen Seiten an, so daß in Zeit von zehn Tagen die Oestreicher vor den Thoren Zürichs standen. Der Jammer der Patrioten war allgemein. Einen meiner Knaben schickte ich nach dem Elsaß, den andern nach Aarau, und meine liebe Frau hatte sich entschlossen, mit den übrigen Kindern in Zürich zu bleiben. Am Tage vor dem Uebergang Zürichs nahm schon mein damaliger Chef de Bureau mit Hinterlassung folgenden Schreibens Abschied von mir:

Bürger Regierungs-Statthalter!

Dem eisernen Schicksale kann niemand widerstehen, auch ich nicht. — So sehr ich mich gefreut habe, in Ihre nähere Bekanntschaft zu kommen, unter Ihren Augen und unter Ihrer Direktion zum Nutzen des gemeinsamen Vaterlandes zu arbeiten, und etwas beizutragen; so scheint es doch nicht sein zu müssen; denn Helveziens trauriges Los scheint mir unwiderruflich entschieden zu sein! Es schmerzt mich unendlich für die Würde der Menschheit, dem Augenblicke entgegen sehen zu müssen, wo die schönste aller menschlichen Angelegenheiten von den Satrapen der Despotie unterdrückt und unter die Füße getreten wird.

Für die Güte, Liebe und Freundschaftlichkeit, womit Sie mich bechrten, danke ich Ihnen herzlichst; möge der Himmel jede der angenehmen und frohen Empfindungen, die dadurch in meinem Herzen erweckt wurden, Ihnen tausendfältig vergelten! Ihr Biedersinn und hoher Patriotismus wird mir unvergeßlich sein. Erlauben Sie mir noch eine Bitte für Ihre Person! Versäumen Sie — ich beschwöre Sie — nicht den letzten günstigen Augenblick, der barbarischen Rachsucht Ihrer Feinde sich zu entziehen! Seien Sie versichert, ich bitte Sie sehr darum, daß die Feinde der Freiheit und Gleichheit nicht so langmüthig, sorglos und schläfrig in ihrer Rache sein werden, als es die Republikaner in der Vertheidigung der Konstituzion und ihrer Freunde waren —! Sehen Sie zu, ob die wärmsten Patrioten nicht zur Abkühlung nach Sibirien werden geschickt werden! Gott sei mit Ihnen und den lieben Ihrigen und rette Sie aus der Hand ihrer Feinde!

Republikanischer Gruß und Hochachtung!

Zürich am 28. Mai 1799.

J. M. Affsprung.

Von dem rechten Seeufer flüchteten sich Viele, als Freisinnige bekannt, auf das linke hinüber, mehrere nach Aarau, Bern und in's Elsaß, aus Furcht mißhandelt oder gar weggeschleppt zu werden, was wirklich an mehrern Orten geschah. Zwei meiner Brüder begaben sich in's Elsaß, mit ihnen die Brüder Baumann aus dem Rieß und Kählhof in Stäfa, und Richter Bühler aus Uirikon, wo sie in Kolmar und Beblenheim von meinen dortigen Freunden liebreich aufgenommen wurden. Bezirksrichter Brändlin und Hauptmann Schultheß aus Stäfa gingen nach Aarau und Bern. Ich machte Anstalten auf den schlimmsten Fall hin, mit der fränkischen Arriere-Garde abzureisen, was ich, nachdem ich von den lieben Meinigen Abschied genommen hatte, für nothwendig erachtete. Als ich mit dem General Villater hinter dem Storchen vorbeiritt, lachten die versammelten Aristokraten aus vollem Hals. Der General, der es bemerkte, rief ihnen aber zu: „Lack nur, lack nur! Statthalter komm wieder.“ —

Leicht hätte beim Einrücken der Oestreicher in die Gemeinde Stäfa diese durch die unbesonnene Handlung eines Bürgers in eine traurige Lage versetzt werden können. Beim Einmarsch der Kaiserlichen wurde ein östreichischer Husar bei der Krone von einer aus einem benachbarten Hause abgeschossenen Flintenkugel getödtet. General Hoze leitete sogleich die strengste Untersuchung ein, und drohte mit Mord und Brand, wenn noch etwas der Art sich ereignen sollte. Der Thäter war zu vermuthen, aber nicht nahmhaft gemacht, und die Munizipalität wußte die Sache unter dem Vorwand, es werde ein fränkischer Soldat gewesen sein, der etwa im Quartier zurückgeblieben sei und nach der That die Flucht ergriffen habe. Die dadurch höchst verdächtige Gemeinde benahm sich aber fernerhin in jeder Beziehung so klug, daß sie von dem östreichischen Militär nach einem Aufenthalt desselben von einigen Wo-

chen selbst gegen die zum Feinde übergegangenen Rovereai-schen Horden geschützt wurde, als diese es wagten, in die Gemeinde zu fallen, um durch hohe Forderungen, welche sie im Nichtentsprechungsfalle mit den stärksten Drohungen begleiteten, Rache an ihr zu nehmen.

Der östreichische Kommandant gab Befehl, sie sollten auf der Stelle die Gemeinde verlassen und weiter ziehen. Da sie sich aber weigerten, ließ er seine Dragoner aufsitzen und die Horde ausjagen. Die Gemeinde, diese Hülfe anerkennend, suchten den Rettern ihren Dank nach ihrer Zurückkunft mit einer festlichen Bewirthung zu erweisen.

Niedrig benahmen sich aristokratisch gesinnte Bürger von Stäfa gegen meine aus Zürich zurückgekehrte Familie. Sie suchten sich auf jede Weise, ohne daß sie von mir beleidigt worden waren, zu rächen, und wiegelten, ihre unedlen Absichten zu erreichen, die in meinem Hause einquartirten Soldaten auf, meine Gattin und Kinder durch übertriebene Forderungen und Rohheiten zu quälen, so daß die Meinigen sich genöthigt sahen, den Schutz der Behörden anzuflehen.

In Dietikon trennte ich mich von General Villater und reis'te auf Baden, den folgenden Tag nach Aarau und Bern, wo ich beim Direktorium mich melden ließ, und in dessen Sitzung meinen amtlichen Bericht erstattete. Als der Präsident mich fragte, ob ich nicht geneigt wär, eine andere Regierungsstatthalter-Stelle anzunehmen, erwiederte ich, daß ich stets bereit sei, dem Vaterland nach möglichsten Kräften, wo es immer sei, zu dienen, sofern man mich dazu fähig halte. Das Direktorium ernannte mich als Statthalter von Baden und trug mir zugleich auf, die vom Feinde noch nicht okkupirten Distrikte Horgen und Knonau zu beaufsichtigen. Ich nahm den Auftrag an und reis'te nach Baden. An dieser Stelle verblieb ich nun, bis Zürich wieder von den Oestreichern und Russen befreit war, wo-

nach ich als Regierungs-Kommissär mit den Franken nach Zürich zu kehren und dem Direktorium einen Vorschlag zu einem Nachfolger in Baden zu machen bevollmächtigt war.

Einige Wochen, nachdem ich meine Stelle in Baden angetreten hatte, besuchte mich Pfr. Lavater, zeigte mir an, daß er des Arrests in Basel entlassen sei und nun sehnlich wünsche, zu seiner Schwester nach Knonau zu gehen. Zu seiner Sicherheit ersuchte er mich um die Ausstellung eines Passes. Nachdem ich ihm zu seiner Freiheit gratulirt hatte, lud ich ihn ein, da ich den andern Tag Geschäfte halber nach Knonau reisen mußte, mit mir dahin zu fahren, wobei er sodann keines Passes bedürfte. Mein Anerbieten war ihm sehr willkommen, und wir reis'ten, den 14. August, frohen Muthes mit einander ab.

In der Gegend von Bremgarten begegnete uns ein Eilbote aus dem Bezirk Knonau, der mir den Bericht zu überbringen hatte, daß diesen Morgen die Stadt Zürich von den Franken mit Sturm wieder eingenommen worden sei.

Ich entgegnete, die Sache werde bloßes Gerücht sein, was Pfr. Lavater auch behauptete und beifügte, es könne dieß nie geschehen, da die östreichische Macht zu stark und zu ihrer Unterstützung noch die russische im Anmarsch sei. Als ich aber dagegen Einwendungen machte, kam er in solchen Eifer, daß er sagte: „Bürger Statthalter, wann die gottlosen Franzosen wieder siegen sollten, so würde ich meinen Glauben an einen gerechten Gott verlieren"! Wir sprachen noch Manches über diesen Gegenstand und langten endlich in Knonau an, wo die unterwegs uns mitgetheilte Nachricht dahin berichtigt wurde, daß ein Gefecht vor der Siehl-Porte statt gefunden habe, bei welchem die fränkischen Husaren die Oestreicher bis an die Thore der Stadt verfolgten; dann aber wieder zurückkehrten. Als Lavater von mir Abschied nahm, fragte er mich, ob ich ihm im

Fall er nach Zürich komme, er meine Familie mit einem Aufenthalt beehren wolle. Ich bat ihn, wenn er nach Zürich gehe, sich nach den Meinigen zu erkundigen und sie herzlich zu grüßen. Der Hr. Pfarrer kam, ohne den erbetenen Auftrag zu besorgen.

Meine Gattin mußte die Stadt verlassen, und ihre Habe wurde mit Beschlag belegt, unter dem Vorwande, sie habe Effekten aus dem Steinhaus, die ihr nicht gehören, sich angeeignet. Der Verdacht zeigte sich als grundlos, und die Beschlagnahme wurde aufgehoben, nachdem man den Zweck, meine Frau und Kinder zu quälen, erreicht hatte. So gab man sich auch ferner die Mühe, und selbst vermeintliche Freunde von mir, über mich, während meiner Abwesenheit, die schändlichsten Gerüchte auszustreuen.

Zwanzigstes Kapitel.

Uebergangs-Versuch bei Dettingen. Schweizerische Scharfschützen. Die Brüder Zuppinger von Männedorf. Rückzug der Oestreicher. Korsakow. Die Badener. Zwei Franken überrumpeln die russischen Vorposten. Die Oestreicher am linken Seeufer verdrängt. Hoze's Tod und Denkmal. Truppen-Bewegungen. Schicksal der Russen. Die Interims-Regierung in Zürich tritt ab. Nach der Einnahme dieser Stadt werde ich zum Kommissär ernannt. Wiederherstellung der frühern Ordnung. Zuschrift vom Direktorium. Massena's Forderung. Eröffnungsrede in der Repräsentanten-Versammlung.

Von Zeit zu Zeit besuchte ich die Beamten im Bezirk Knonau und Wädenschweil. Auf einer solchen Reise befand ich mich gerade auf dem Uetliberg, als ich ganz unerwartet Kanonen-Donner von Baden her hörte. Ich eilte zurück und vernahm, daß Prinz Karl von Oestreich bei Dettingen den Uebergang mit seiner Armee versucht habe,

es ihm aber nicht gelungen sei, vorzüglich weil fünfzig Jäger vom Zürichsee alle mit der Errichtung einer Schiff-Brücke beschäftigten Feinde niederschossen.

Diese Jäger hatten sich bei dieser Affäre einen solchen Ruhm erworben, daß ihre Namen, wären sie Aristokraten gewesen, und hätten sie für diese gefochten, in Marmor eingegraben, der Nachwelt aufbewahrt worden wären. Mehrere fränkische Staabs-Offiziere rühmten mir den außerordentlichen Muth und die Tapferkeit dieser kleinen Schweizerschaar. Auch kam der General Heudele den andern Tag selbst zu mir und sprach mit Begeisterung von der Geschicklichkeit dieser tapfern Schützen und fragte, ob man nicht eine Kompagnie solcher Scharfschützen für Frankreich anwerben könnte, was ich in Zweifel zog, da diese Schützen meistens Söhne wohlhabender Eltern waren, die sich einzig zum Dienst für's Vaterland brauchen lassen. Bei der erzählten Affäre war ein Sohn des Bezirksrichters Zuppinger von Männedorf am Knie stark verwundet worden. Ich sah diesen wackern Jüngling einige Tage nach diesem Vorfall, die Schmerzen seiner Wunde nicht achtend, sich herzlich darüber freuen, daß er im Dienste für's Vaterland gestanden und zum Ruhme schweizerischer Scharf-Schützen sein Schärflein beigetragen habe. Einer seiner Brüder, der als Hauptmann unter der helvetischen Legion stand, wurde bei der Wiedereroberung von Zürich bei einem Sturmlauf auf die Stadt an der rechten Hand verwundet. Er ließ sich in Wipkingen bei Major Ruppert verbinden und eilte sogleich darauf, ungeachtet der Bitte des Arztes, mit der bedenklichen Wunde zurückzubleiben, mit dem Säbel in der linken Hand seiner Kompagnie nach, führte sie rasch vorwärts gegen den Feind; aber eine feindliche Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Kopf, und er fand in der Schlacht den Helden-Tod für's Vaterland!

Ehre und ruhmvolles Andenken seiner Asche! Heil und

Segen einer Familie, die solche Sprößlinge aufweisen kann; das Vaterland darf sich ihrer freuen! —

Als Prinz Karl von Oestreich vernahm, daß die Franken bei Mannheim über den Rhein gesetzt und in Deutschland eingebrochen seien, verließ er mit dem größten Theile seiner Armee die Schweiz, und die Russen rückten unter General Korsakow in seine Positionen ein. So wie die Russen bei Baden das rechte Limmatufer besetzt hatten, freute sich ein großer Theil der Bürger dieses Städtchens, in der Hoffnung, die vermeintlichen Befreier bald bei sich einquartiren zu können. Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Nicht selten durchstreiften die Russen mit ihren Pferden die Weinberge und Felder und zernichteten die Hoffnung der Erndte durch den Schaden, den sie ihnen zufügten, und das Abreißen von unreifen Trauben und Baumfrüchten. Einmal wollten sich die Franken überzeugen, von welchem Muth und Entschlossenheit die Russen beseelt seien. Zwei Soldaten der reitenden fränkischen Artillerie zogen ihre Kleider aus, nahmen den Sabel in den Mund, schwammen unterhalb Baden über die Limmat und bestürmten den ersten russischen Vorposten, der aber seine Stelle alsobald verließ, ohne nur einen Schuß auf die zwei vermeintlichen Gespenste abzufeuern. Diese nahmen einige im Stich gelassene Effekten mit und kehrten jubelnd zurück. Welchen Eindruck die Verbreitung dieser Thatsache auf die Franken machte, läßt sich leicht denken.

Die fränkische Truppenzahl vermehrte sich täglich, und in ihren Lagern war eine Thätigkeit sichtbar, die vermuthen ließ, daß die Franken wieder offensiv zu Werke gehen werden, was im August noch geschah. Zuerst wurden die Oestreicher von Richtenschweil zurückgedrängt bis nach Lachen, und bald darauf mußten sie die ganze linke Seite des Zürichsees und der Linth verlassen. General Hoze kommandirte die Oestreicher am rechten Seeufer und wurde

im September, während General Massena die Russen bei Zürich angriff, von den Franken attakirt.

Hoze blieb am 25. September auf dem Schlachtfeld zwischen Schännis und Kaltbrunnen, wo ein geringes Denkmal die Stelle zeigt, auf der er sein Leben im Dienste des Kaisers von Oestreich gegen die Franken verlor. Die Oestreicher flüchteten sich schneller wieder über den Rhein, als sie herüber gekommen waren. Da zwei Tage später eine ganze Brigarde Franken von dem Rhein über Zürich zurückkam, was anfangs eine abermalige Retirade vermuthen ließ, erkundigte ich mich über diese Bewegungen bei General Massena, welcher mir aber eröffnete, man dürfe ohne Sorgen sein, diese Truppen seien bestimmt, den General Lecourbe zu unterstützen, welcher gegen den russischen General Suwarow, der aus Italien über den Gotthard gekommen sei, um der fränkischen Armee in den Rücken zu fallen, was ihm aber nicht gelingen werde, zu kämpfen habe. Wie weit die Russen ihren Zweck erreichten, lehrt die Geschichte. Schrecklich endigte die letzte Anstrengung eines sonst so berühmten Feldherrn, der sich über die höchsten Gebirge der Schweiz wagte und nichts als Tod und Verderben erndete. Während die Oestreicher Zürich inne hatten, schlugen die Aristokraten ihr Regiment wieder auf und setzten eine Regierung ein, die Interims-Regierung genannt, welche aber bei der Veränderung der Dinge durch das Glück, das die Waffen der Franken begleitete, wieder abtreten mußte; denn Zürich war wieder in den Händen der Franken. Bei dem vorherzusehenden Wechsel erhielt ich vom Direktorium nachstehendes Schreiben:

Bern, den 9ten Sept. 1799.

Freiheit. Gleichheit.

Das Vollziehungs-Direktorium

der helvetischen einen und untheilbaren Republik,

an den

Regierungs-Statthalter des Kantons Baden.

Bürger Statthalter!

Auf die gemeinschaftliche Einladung von Euch und dem Bürger Robert, im Falle der Wieder-Einnahme von Zürich, die Sorge für die daselbst wiederherzustellende Ordnung, und für Sicherheit gegen mögliche und leicht vorzusehende Ausschweifungen zu übernehmen, eröffnete dieser, daß ein gegenwärtiges Amt ihm schon so viele Beschäftigungen gebe, daß er jenem Auftrage als Kommissär in Zürich in Verbindung mit Euch zu arbeiten, nicht wohl entsprechen könne.

Das Direktorium ladet Euch demnach ein, diese Funkzion allein zu übernehmen, und so der Fall der Befreiung des Kantons und der Stadt Zürich eintreten wird, mit Eurer gewohnten Thätigkeit dieselbe sogleich anzutreten.

Solltet Ihr aber Hülfe und Unterstützung von andern brauchbaren Männern nöthig haben, so sei ihre Auswahl und Anstellung Euern Einsichten und Eurer Klugheit überlassen, in der Zuversicht, daß Ihr dabei ganz zweckmäßig wählen und verfügen werdet.

Republikanischer Gruß!

Der Präsident
des vollziehenden Direktoriums
Savary.

Im Namen des Direktoriums der General-Sekretär
Mousson.

Jetzt hatte ich vollauf zu thun, um mich wieder mit allen konstituirten Autoritäten in Verbindung zu setzen, den frühern konstituzionellen Gang wieder herzustellen, die Interims-Regierung von Zürich zur Verantwortung ihrer Schritte zu ziehen und dem Vollziehungs-Direktorium darüber Bericht zu erstatten.

Als Regierungsstatthalter von Zürich erhielt ich folgende Zuschrift:

Bern, den 28. Sept. 1799.

Freiheit. Gleichheit.

Das Vollziehungs-Direktorium

der helvetischen einen und untheilbaren Republik,

an den

Regierungs-Statthalter des Kantons Zürich.

Bürger Statthalter!

Das Direktorium hält unter seinen Verbindlichkeiten jene für die angenehmste, den würdigen Beamten des Staates, die dessen Erwartungen und dem Vertrauen der Regierung so vollkommen entsprochen, den Dank des Vaterlandes zu verkünden. Mit Vergnügen also entledigt sich dasselbe gegen Euch, Bürger Regierungs-Statthalter! seiner Pflicht, und dankt Euch für Eure als solcher dem Kanton Baden mit Treue und Eifer erwiesene Dienste, die in ihrem ganzen Werthe gewürdigt sind.

Empfanget zugleich des Direktoriums frohe Glückwünsche, daß die Begebenheiten des Krieges Euch in die erfreuliche Lage versetzten, in die Verrichtungen des Regierungs-Statthalters von Zürich wieder einzutreten; und seid versichert, daß die Gewogenheit und das Vertrauen der Regierung Euch in denselben wie immer begleiten werden.

Mit gleich großer Zuversicht erwartet das Direktorium,

daß Ihr mit möglichster Sorge trachten werdet, die konstituzionelle Ordnung in dem Kantone wiederherzustellen und die vollkommene Wiederorganisirung desselben, sobald und so gut als möglich, zu bewirken. Zu diesem Ende werdet Ihr bemühet sein, solche unterstützende Männer anzustellen, deren Fähigkeiten erwiesen und deren patriotische Tugend erprobt ist.

Deßwegen ladet Euch das Direktorium ein, ihm sobald als möglich einen umständlichen Bericht über den Zustand des Kantons sowohl, als ein Verzeichniß der Personen einzuschicken, die Ihr provisorisch zur Besetzung der öffentlichen Stellen vorschlagen werdet.

Endlich wiederholt das Direktorium seine Einladung, ihm über die Auswahl eines würdigen Mannes zum Regierungs-Statthalter des Kantons Baden neue Vorschläge einzuschicken.

Republikanischer Gruß!

Der Präsident
des vollziehenden Direktoriums
Savary.

Im Namen des Direktoriums der General-Sekretär.
Mousson.

General Massena hatte der Stadt Zürich wie beim Rückzug aus derselben auch bei der Wiedereroberung auf eine edle Weise geschont, so daß sie von jeder Plünderung frei blieb. Daher glaubte er sich aber berechtigt, ein Darleihen von Liv. 2,000000 fordern zu dürfen, welches ihm die höhern Behörden verweigerten. Bei mir walteten andere Ansichten. Der General hatte ganz recht, wenn er sagte, er müsse für den Sold seiner Armee sorgen; er habe sie abgehalten, sich selbst durch Beute zu entschädigen, und da

er von seinem Staate die nöthigen Vorschüsse nicht erhalten könne, so sehe er sich gezwungen, sie da zu fordern, wo er durch strenge Mannszucht jedes Plündern verhütet habe, durch welche ein weitaus größerer Nachtheil für den Staat sowohl, als die einzelnen Bürger entstanden wäre, als durch seine jetzige Forderung. Massena begleitete sein Begehren mit der Drohung, im Fall nicht freiwillig entsprochen werde, Gewalt zu gebrauchen; und es wäre in der That dazu gekommen, hätte ich nicht als Statthalter auf dringendes Gesuch der Munizipalität erlaubt, dem Ansuchen Massena's zu entsprechen, und die Verantwortlichkeit gegen höhere Behörden auf mich genommen. — Nachdem die Behörden des Staats wieder konstituirt waren, eröffnete ich nach Zusammenberufung der Repräsentanten des Volkes, die Versammlung derselben mit einer Rede, die hier im Auszuge das Wesentlichste enthält.

Bürger und Freunde!

Der Wechsel des Kriegsglücks verhinderte leider einige Monate den Vorgang der feierlichen Verrichtungen, welche Euch für diesen Kanton übertragen sind. Mit Schmerz und Sehnsucht sah ich dem wonnevollen Augenblick entgegen, der mir die Freude gewährt, diejenigen wieder hier versammelt zu sehen, denen das Volk die wichtigste aller konstituzionellen Handlungen zu verrichten übertragen hat.

Repräsentanten des Volkes! Euere Bestimmung ist groß. Ihr werdet einerseits die Vortheile prüfen, welche die alljährliche Erneuerung der konstituirten Gewalten dem gemeinen Wesen endlich gewährt, und welche das Vollziehungs-Direktorium in seinem Proklama vom 13. September eben so wahr als trefflich schildert. — Schon dadurch wird Euch die Wichtigkeit der Euch vom Volk übertragenen Stellung in die Augen leuchten, aber noch mehr, wenn

Ihr anderseits die Pflichten zu Herzen fasset, welche eben diese Behörde in der nämlichen Addresse mit so eingreifenden Farben bezeichnet.

Bürger, Repräsentanten! Ihr habt gewiß mit gespannter Aufmerksamkeit und gefühlvoller Rührung diese zwei wichtigen Stellen vernommen, von denen eine mit dem alljährlichen Wechsel der Staatsämter verbundenen Vortheile und die andere Euch mit den wichtigen Pflichten bekannt macht, die Ihr mit diesen Stellen gegen Euer Vaterland zu erfüllen übernommen habt. Nun werdet Ihr gewiß keinen Augenblick in Euerm Entschluß wanken; Euer Augenmerk bei jeder vorkommenden Wahl auf Männer zu richten, die nicht nur ihr Vaterland und sein Glück lieben, sondern auch die heiligen Grundpfeiler unserer Verfassung, welcher wir vor einigen Monaten so feierlich Treue zugeschworen haben. — Ich bin es innigst überzeugt, daß diejenigen unter Euch, die entschlossen waren, dem Schwur, den sie der Republik geleistet, nachzuleben und ihrem Entschluß getreu blieben, mit mir einig sind, daß das Vaterland sich nur Gutes von denjenigen Beamten in höhern und niedern Stellen zu versprechen habe, welche die Grundstütze der Verfassung lieben. —

Manchem redlichen Vaterlandsfreund war seit einiger Zeit bange, daß die hie und da gewiß, wie es zu vermuthen steht, nicht von den Freunden der neuen Verfassung, mit Vorsatz ausgestreuten beunruhigenden und boshaften Gerüchte — merklichen Einfluß auf die Verrichtungen der abzuhaltenden Urversammlungen haben möchten. — Was ließ sich in einem solchen Zeitpunkt wohl nicht erwarten, in einem Zeitpunkt, in welchem ein gutes, friedliebendes arbeitsames Volk vor wenigen Monaten durch den Wechsel des Kriegsglücks mit einemmal seiner Hoffnung und seiner, die mehrfachen Rechte garantirenden Verfassung beraubt und der Willkür eines Feindes preisgegeben wur-

de; dann nach vielen ausgestandenen Leiden endlich wieder von diesem Feinde befreit, fortdauernd aber an den unvermeintlichen Folgen des Kriegs leidend, jetzt aufgefordert wird, seine Souveränitäts-Rechte wieder auszuüben? — In diesem Augenblick sagen die schändlichen Gerüchte von allen Seiten her: Die Feinde werden nächstens wieder mit Macht einrücken. Die Aristokraten triumphiren laut: Die Regierung in Bern sei bereits oder werde nächstens aus einander gesprengt; das Direktorium sei schon in Lausanne; Bern werde von den Bauern belagert; die Franken werden uns dem Schicksal preisgeben. —

Was der Zweck dieser verruchten Lügen und ihrer Verbreiter sei, ist auch einleuchtend und genug. — Man will mit Gewalt den schwachen, zaghaften, den redlichen Anhänger der guten Sache muthlos machen und der Regierung durch Dienste und andere Intriguen das Zutrauen des Volks rauben. —

Dieß genügt den Feinden des Vaterlandes und der neuen Ordnung der Dinge noch nicht. — Sie schildern ferner die neue Verfassung und ihre Nachtheile den Leichtgläubigen mit den gehässigsten Farben, — mahlen ihnen die ehemaligen glücklichen Zeiten voll Pracht, schimpfen und lästern auf die neue Regierung, ihre Forderungen und Auflagen, zählen die Beweise an den Fingern vor, daß niemand an der Revoluzion, an dem Einmarsch der Franken, der gegenwärtigen unglücklichen Lage unsers Vaterlandes Schuld sei, als die verfluchten Patrioten am See und ihre Konsorten, rücken dann endlich mit der tröstlichen Hoffnung heraus, daß der Kaiser mit den rächenden Schweizern der Schweiz endlich wieder Ihre Freiheit und Heil bringen werde.

Ich will der kostbaren Zeit Rechnung tragen und Euch mit weiterer Aufzählung der noch übrigen Mittel, dergleichen sich die Unholde bedienen, um die Liebe zur neuen

Verfassung zu verdrängen, den Gemeingeist zu verderben und den Willen des Volks mit Schlauheit oder Gewalt auf ihre Seite zu lenken, verschonen; nur möchte ich von Herzen wünschen — daß doch einmal das gute Volk die schlauen Wölfe im Schaafspelz erkennen möchte. —

Es sollte Dir doch leicht sein, einzusehen, redlicher Landmann! was die Feinde der neuen Ordnung bei allen ihren Voraussagen mit Dir und Deinen Nachkommen vorhaben, wann ihnen ihr verruchter Plan gelingen sollte, wann Du nur einige Monate hinter Dich blickest und bedenkst, wie alle gnädigen und ungnädigen Herren in den Städten und aus den Schlössern, aus den Pfarrhäusern und Klöstern sich unter dem Schutz der Oestreicher bemühten, die Lasten des Zehntens und aller willkürlichen Gefälle schnell wieder auf Deine Schultern zu wälzen — wie ein großer Theil der geizigen Reichen sich in der Hoffnung freute, daß nun die Staatsabgaben bald wieder ohne Barmherzigkeit auf Deinen belasteten Rücken fallen würden — wie alle Günstlinge der ehemaligen Regierung den Vorschlägen Eurer Munizipalitäten zum Troz wieder mit Aemtern bekleidet würden. —

Wann Du Dich an die rächenden Schweizer und ihre nicht minder würdige Brüder erinnerst, wie sie auf die willkürlichste Weise Männer und Greise, bewährte Anhänger der von uns beschwornen Verfassung, ihren Familien gewaltsam entrissen, sie entweder Monate, Wochen und Tage lang in Kerker und Bande warfen oder unverhört und unbarmherzig mit Ruthen mißhandelten.

Doch laßt mich einen Vorhang ziehen, Bürger Repräsentanten! über alles Geschehene! laßt uns vergessen, daß der Freiheit und ihren Anhängern ein schreckliches Loos bereitet war! Dank sei der gütigen Vorsehung gebracht! sie hatte es anders beschlossen; bis auf einen kleinen Fleck haben sie ihn, mit Schand und Hohn bedeckt, verlassen

müssen, den Boden der Freiheit, die Sattelkten der Könige und mit ihnen die unechten oder verführten Söhne des Vaterlands. Mögen sie nun alle für die Zukunft die gemachte Erfahrung benutzen, daß kein Glück weder für sie, noch ihre Grundsätze in Helvezien blüht, und daß sie noch wie ihre Ahnen vor 300 Jahren nur ihr Verderben und ihren unvermeidlichen Untergang darin finden! Mögen Diejenigen, die noch schändliche Hoffnungen auf ihre Wiederkunft setzen, doch bedenken, daß unmöglich etwas anders, als der Fluch des Vaterlandes ihre Hoffnung begleiten könne! Mögen sie doch zum Besten des gemeinen Wesens umkehren! Mögen die Fortschritte der republikanischen Waffen siegreich sein, mit einem baldigen, ehrenvollen Frieden gekrönt, unser theures-Vaterland den schrecklichen Drangsalen des Krieges entledigen! Mögen dann unsere Gesetzgeber die wünschbaren Verbesserungen der Konstituzion mit Weisheit und Sorgfalt bewirken, das Bedürfniß anpassende Gesetze geben, die getrennten Gemüther sich dann nach und nach wieder vereinigen, und so Friede, Eintracht, Ruhe und allgemeine Sicherheit in unsere Gefilde zurückkehren! Mögen von nun an alle Helvezier nur in dem Glück des von aller Sklaverei befreiten Vaterlandes das ihrige suchen und finden! Möge die Vorsehung meine und aller Redlichen beste Wünsche für das allgemeine Wohl in Erfüllung gehen lassen!

Ein und zwanzigtes Kapitel.

Meine Entlassung. Oeffentliche Stimmung darüber. Freude der Aristokraten. Rücktritt in den Privatstand. Meine Wahl in den Helvetischen Senat. Tagsatzung gesprengt. Regierungs-Veränderungen. Ich erhalte die Ernennung als Unterstatthalter von Meilen.

Bis zum Jahr 1800. hatte ich mir immer das ungetheilte Zutrauen der obersten Behörden erhalten; sobald aber im Jänner dieses Jahres Laharpe, aus dem Direktorium gestoßen, sich flüchten mußte, und seine Stelle durch Finsler ersetzt würde, erhielt ich meine Entlassung als Regierungsstatthalter.

Bern, den 10. Hornung 1800.

Freiheit. Gleichheit.

Im Namen der einen und untheilbaren helvetischen Republik.

Beschluß.

Der Vollziehungs-Ausschuß beschließt:

1) Die Stelle des Regierungs-Statthalters vom Kanton Zürich ist für ledig erklärt.

2) Der Bürger Pfenninger wird unmittelbar seine Geschäfte in die Hand des Bürger Ulrichs legen, als Unterstatthalter des Kantons Zürich, der dieselben bis zur Ernennung eines neuen Regierungstatthalters provisorisch besorgen wird.

3) Der Minister des Innern ist zur Vollziehung des gegegenwärtigen Beschlusses beauftragt.

Bern, den 10. Hornung 1800.

Der Präsident des vollziehenden Ausschusses
sig. Dolder.

Im Namen des vollziehenden Ausschusses der General-Sekretär
sig. Moußon.

Dem Original gleichlautend.
Bern, den 13. Hornung 1800.

Der Minister des Innern
Brugger.

Im Nahmen des Ministers
Kasthofer.

Die damaligen öffentlichen Blätter sind Zeugen, wie dieselbe vom Publikum aufgenommen wurde. Als einigen Beweis lasse ich folgende Zuschrift vom Distriks-Gericht in Zürich hier beisetzen.

Freiheit. Gleichheit.

Zürich, den 15. Hornung 1800.

Der
Präsident des Distrikts-Gerichts in Zürich
an den
Bürger Pfenninger, bisherigen Regierungs-Statthalter des Kantons Zürich.

Bürger;

Die Zuschrift des Bürger Ulrichs vom 14. Hornung, womit Uns derselbe den Beschluß des Vollziehungs-Aus-

schusses vom 10. Dieses, seine Ernennung zum provisorischen Regierungs-Statthalters Unsers Kantons enthaltend, mittheilt, und woraus Wir nicht ohne Empfindungen von Wehmuth Ihre Entlassung ersehen mußten, machte in Uns um so mehr die dankbare Erinnerung an die vielen Beweise Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen und öftern kräftigen Unterstützungen rege, als Uns Ihr Verlust in Ihrer bisherigen Eigenschaft schmerzte, und Wir können Unserm Triebe nicht widerstehen, Ihnen einerseits nochmals Unsern lebhaften Dank für jede Probe Ihres Wohlwollens und Ihrer vielfältigen Assistenz zu äußern, und anderseits die aufrichtige Versicherung beizufügen, daß Unsere innigste Hochschätzung und das achtungsvolle Andenken an Sie Ihnen von Unserm ganzen Gericht und von jedem einzelnen Mitglied immer gewidmet sein werden, — so wie Wir Sie bitten, Uns die Fortdauer Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen fernerhin zu gönnen.

Republikanischer Gruß und Achtung!

Im Namen des Gerichts
Tobler Präst.

Weiß, Gerichtschreiber.

Ulrich, mein Unterstatthalter in Zürich, als mein Nachfolger bestimmt, nahm seine neue Stelle nicht auf die delikateste Weise in Besitz. Die aristokratischen Freudenbezeugungen über meine Entlassung, die sich ein Theil der Stadtbürgerschaft von Zürich unter meinen Fenstern erlaubte — indem sie einige Raketen in die Luft fliegen ließ — konnten mich nicht verdrießen. Ich ging ruhiger von dieser Stelle, als ich sie einst übernommen hatte, im frohen Bewußtsein, nach bestem Wissen und Gewissen und mit

Redlichkeit meine Pflichten gegen meine Obern und Untergebenen und gegen den Kanton getreu erfüllt zu haben. Nach Stäfa zurückgekehrt, übernahm ich, als Arzt, wieder meine Geschäfte und die Besorgung meiner Güter, bis ich im Jahr 1801, in die Tagsatzung nach Bern und später in den helvetischen Senat erwählt wurde. Meine Ernennung zum Senats-Mitglied ist aus beiliegendem Protokoll-Auszug ersichtlich:

Auszug

aus dem Protokoll der allgemeinen helvetischen Tagsatzung

vom 27sten Weinmonat 1801.

Präsident Bürger Usteri.

Es wurde zur Wahl der übrigen aus allen helvetischen Bürgern, jedoch nach den in der Konstituzion enthaltenen Beschränkungen, zu ernennenden Mitgliedern des Senats geschritten und der Bürger Pfenninger, Mitglied der allgemeinen helvetischen Tagsatzung, zum Senator erwählt.

In Folge dieser Wahl wird der Bürger Pfenninger eingeladen, inner zehn Tagen sich in der Gemeinde Bern zu Einnehmung dieser seiner Stelle einzufinden.

Dem Protokoll gleichlautend.

Der Präsident der allgemeinen helvetischen Tagsatzung

Usteri,

Anderwert Sekretär.

Ehe aber der Senat sich konstituiren konnte, wurde die Tagsatzung und ein Theil des Vollziehungs-Direktoriums gesprengt, und es entstand an der Spitze des Direktors Dolder eine neue Regierung. Ich wurde wieder entlassen. Später wurde aber auch diese Regierung verändert, und liberale Männer traten wieder an die Stellen der Aristokraten. Zu dieser Zeit wurde der Unterstatthalter von Meilen, Rebmann von Stäfa, in den Senat nach Bern berufen, und nun übertrug mir der Regierungsstatthalter Ulrich die Stelle des Unterstatthalters in Meilen, die ich nur aus Liebe zum Vaterland übernahm.

Freiheit. Gleichheit.

Zürich, den 24. Juli 1802.

Der Regierungsstatthalter des Kantons Zürich

an den Bürger Altstatthalter Pfenninger.

Bürger!

Ich bin es dem Zutrauen, welches Sie von Ihren Distriktsbürgern genießen, Ihren Einsichten und Erfahrungen, welche Sie sich in öffentlichen Geschäften erworben haben; ich bin es unsern ehemaligen Amtsverhältnissen schuldig — Ihnen bei der Beförderung des geschickten, meine Achtung und Freundschaft verdienenden, bisherigen Distriktsstatthalters Rebmann — seine Stelle anzubieten, und Sie zu seinem Nachfolger zu ernennen. Sie werden meinem Zutrauen entsprechen, und durch treue und geschickte Führung der Angelegenheiten Ihres Distrikts dasselbe bei Ihren Mitbürgern zu rechtfertigen wissen. Ihre Vaterlandsliebe ist bekannt. Ich darf Ihnen dessen Interesse

jetzt nicht noch besonders anempfehlen. Ich freue mich meines neuen Amtsverhältnisses mit Ihnen, freue mich besonders des Geistes der Mäßigung, der Sie belebt, der Pünktlichkeit, womit Sie meine Aufträge erfüllen, und des Guten, das Sie in Ihrer öffentlichen Laufbahn für Ihren Distrikt bezwecken werden. ꝛc.

Republikanischer Gruß und Freundschaft!

Der Regierungsstatthalter
Ulrich.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Mein hoffnungsvoller Sohn, Jakob, findet seinen Tod in der Aare. Denkmal. Napoleon ruft die fränkische Armee zurück. Insurrekzion. Truppen-Rüstungen. Zürich verschließt seine Thore und kündigt der helvetischen Regierung den Gehorsam auf. Andermatt vor Zürich. Kapitulazion. Eidgenössische Tagsatzung in Schwyz. Glarner und Bündtner ziehen unter Salis und Sauter in den Kanton Zürich. Sie quartiren sich in Stäfa ein. Deputazion. Meine Verhaftung. Krauer. Verhaftbefehls-Eröffnung. Entgegnung. Zwischen-Auftritt. Berathung. Meine Abführung nach Schwyz.

Das Jahr 1802 hatte für mich und meine Familie traurige Ereignisse herbeigeführt. Im Januar brachte ich meinen Sohn, Jakob, einen der hoffnungsvollsten Knaben, in seinem sechszehnten Jahre in die Kantonsschule nach Aarau, damit er dort die nöthigen Vorkenntnisse sammle, um sich später dem ärztlichen Fache widmen zu können. Lust und seltener Eifer zum Lernen, mit schönen Talenten vereint, machten den guten Jüngling seinen Lehrern zur Freude, und jede Nachricht von ihm erfüllte seine Eltern

mit wonnevoller Hoffnung. Vierzehn Tage vor dem Auffahrtsfeste besuchte ich ihn, um seine Auslagen zu berichtigen, und auf die Zeugnisse seiner Lehrer hinsichtlich seines Wohlverhaltens und seiner Fortschritte wurde ich mit inniger Freude erfüllt. Aber zwei Tage nach dem Feste der Himmelfahrt verkündete mir ein Todesbote, daß er am Abend dieses Festes mit mehrern Freunden in der Aare gebadet, und vom Strudel fortgerissen, seinen Tod in den Wellen gefunden habe. —

Dadurch daß ich noch Weiteres über meinen verunglückten Sohn von seinen Lehrern und Mitschülern hier beifüge, will die elterliche Liebe dem guten Frühvollendeten ein kleines Familiendenkmal setzen, welches Eltern und Freunde der Jugend zu würdigen verstehen werden. Vielleicht auch, daß ein Vater oder eine Mutter diese Zeilen einem Sohne vorlesen und mit ermunternden Bemerkungen begleiten. Mögen meine Enkel zum sittlichen Geiste und zu dem Streben, die Jugendzeit und die von Gott verliehenen Talente weise zu nützen, von dem selig Dahingeschiedenen, als einem Muster eines liebenswürdigen, folgsamen, fleißigen und braven Sohnes, in hohem Grade geweckt und geleitet werden!

Die Kommission der Kantonsschule zu Aarau erließ über den genannten, traurigen Todesfall das nachstehende Schreiben an mich:

Bürger und Freund!

Lebhaft bewegt vom eignen Schmerze und zugleich vom innigen Mitgefühl ergriffen, suchen Wir in Mittheilung Unsers Kummers zugleich den Ihrigen zu lindern, Ihrem Vaterherzen Erleichterung zu verschaffen, indem Wir für Uns selbst Gründe des Trostes und der Beruhigung aufsuchen. Wer auch dürfte es wagen, einen so ehrwürdigen

Schmerz, den die Natur gebietet und hier besonders rechtfertigt, nur besänftigen zu wollen, als der, welcher ihn im hohen Grade mitempfindet. Die Vaterempfindungen erräth nur der, welchen seine Lehrerpflicht zu ähnlichen Empfindungen hinleitet, und der dadurch nur der Bildung jugendlicher Herzen sich würdig machen kann. Glauben Sie demnach, daß der Verlust, den Sie erlitten, sich Unserm bewegten Gemüthe in seiner ganzen Größe darstellt, und daß Wir zugleich den Unsrigen eben so lebhaft beklagen. Sie verloren einen guten, zärtlichen, Ihrer Vaterliebe würdigen Sohn, Wir einen guten, fähigen, hoffnungsvollen Schüler, einen Schüler, den Wir zu den vorzüglichern Unsers Instituts zählten, an dessen Bildung zu arbeiten ein eben so angenehmes als belohnendes Geschäft war, und den zum nützlichen und verdienstvollen Manne heranreifen zu sehen, eine unsrer schönsten Hoffnungen ausmachte. Wenn diese großen Hoffnungen Ihnen und Uns geraubt sind, so lassen Sie uns, weil es doch keinen stärkern Beruhigungsgrund gibt, unsern Blick auf die Lenkerin menschlicher Schicksale, die beides Güte und Weisheit in sich vereinigende Vorsehung, richten, und bei dem Anblicke zernichteter Hoffnungen Unser Herz nicht des Trostes berauben, durch den Wink dieser weisen Vorsehung andere aufblühen zu sehen. Erinnern Sie sich mit Uns der großen Wahrheit, daß, nach erlittenem schwe ren Verluste, nichts mehr für den Mann von Grundsätzen und erhabener Denkungsart Pflicht wird, als das, was ihm überblieb, höher zu schätzen, sorgsamer zu pflegen, und in dieser verdoppelten Sorgfalt und Kraftanwendung wahren Trost und Beruhigung zu suchen.

Mögen diese Aeußerungen, welche das tiefste Mitgefühl Uns einflößte, einigen Eingang bei Ihnen finden und Ihr Herz zu neuen Hoffnungen sich aufrichten! Dieß sind die Wünsche Ihrer herzlich mit Ihnen bekümmerten Freunde.

Genehmigen Sie die Versicherung Unsrer achtungsvollen Freundschaft!

Aarau, den 29sten Mai 1802.

Im Namen der Kommission
Schmuziger p. t. Präsident.

Gautzsch Aktuar.

Die Mitschüler meines selig verblichenen Sohnes begleiteten ihn bei seiner Beerdigung mit seinen Lehrern zum Grabeshügel, und ihre Freundschaft pflanzte Blumenkränze auf seinen Sarg, in welche drei seiner theuersten Gespielen Inschriften verfertigten. Wohl lebt noch der eine oder andere von denselben und wirkt zum Besten der Menschheit! Heilig sind uns immer die Erinnerungen aus unserer Jugendzeit! Vielleicht daß der Zufall einem derselben diese Blätter zuführt, und er, wenn er seine dem verunglückten Jugendfreunde gewidmeten Zeilen wieder lies't, mit freudigem Andenken an die Blüthe seiner Jahre erfüllt wird und noch einmal seines aus dem Reiche der Lebendigen längst Verschwundenen liebevoll gedenkt.

Die Inschriften waren:

Empfange mein Freund! das letzte Andenken, das ich Dir mit thränenden Augen weihe; obgleich Du Deine Laufbahn frühe vollendetest, jetzt über alles irdische Ungemach erhaben und Deinen Freunden entrissen bist, so wirst Du nie aufhören, in ihrem Herzen zu wohnen; stets werden sie, Deiner eingedenk, in der Hoffnung leben, Dich einst jenseits in einem bessern Leben wieder zu umarmen.

David Frey.

Du welktest dahin, wie diese Blume! Dein Andenken wird unauslöschlich sein, bis wir uns an einem besser-Orte wieder finden.

Von Deinem treuen Freund,
J. Rudolf Feer.

Seliger, ewig unvergeßlicher Freund! o, warum mußtest Du Deinen hoffenden Eltern, Deinen Dich innig schätzenden Lehrern, Deinen Dich herzlich liebenden Mitschülern so frühe, so schnell entzogen werden? Warum mußte die Menschheit eine so gute Stütze im schönsten Wachsthum verlieren? — Doch ewig Theurer! Du erndtest, und Deine Tugenden haben diese Erndte verdient; wir wollen Deiner würdig sein, Deine Tugenden und Dein Eifer im Erlernen des Guten seien unsere stete Richtschnur!

Nimm von Deinem, von Schmerz so tief durchdrungenen Freunde eine Thräne und diesen Kranz als das Zeichen an, daß ich Dir ähnlich zu werden mich immer bemühe und sei mein schützender Genius!

H. Hagnauer.

Und die mir zugesandte, kurze aber herzliche Grabrede enthält:

Der vor uns liegende Sarg verschließt die entseelte Hülle unsers jungen Mitbruders, Jakob Pfenningers von Stäfa, Sohn des Bürgers Pfenninger, gewesenen Regierungs-Statthalters des Kantons Zürich, und Frauen Anna Elisabeth Schultheß, geboren im Jahre 1786.

Am letzten Auffahrtsfeste ging der Seelige mit einigen Freunden, um in einem Arm der Aare zu baden. Kaum war er voll jugendlicher Munterkeit und Sorglosigkeit in das Wasser gestiegen, so glitschte sein Fuß; er sank in die

Tiefe — und verschwand. — Nach einer Viertelstunde gelang es den herbeigeeilten Menschenfreunden, den Ertrunkenen zu finden, und alle Mittel wurden angewandt, welche liebevolle Theilnahme und Kunst nur möglich machten, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Aber seine Augen blieben verschlossen. Die Szene hatte sich für ihn verwandelt, und wie seinem Ohr der Fluthen Wuth erstummt war, sah er sich gerettet in das bessere, heiligere Vaterland! —

Ach! die Blume ist nicht verwelkt, sie ist zerknickt — und Schmerz und Wehmuth erfüllen die Herzen Aller, die sie pflegten und ihrer sich freuten. Tiefgebeugten Eltern ist ein Sohn entrissen voll Unschuld und Anmuth, die Hoffnung und Stütze des kommenden Alters — treuen Lehrern ein Schüler reinen Herzens und Wahrheitssinnes, ausgerüstet mit hellem Verstande und edler Lernbegierde — einer zahlreichen Schaar von Mitgenossen der Jugend ein geliebter Freund, und ein anspruchloses Beispiel dessen, was den Jüngling ehret und ziert. O Gott! wenn die weggeströmte Hoffnung des Lebens die Trauernden zu tief beugt, so laß den Gedanken an deine väterliche Güte und Weisheit recht lebendig in ihrer Seele werden, damit sie geduldig auf die Zeit harren, wo wir freudig und dankbar die dunklen Wege segnen und verehren werden, auf welchen du, o Vater der Sterblichen und Unsterblichen, oft deine Kinder zum Ziele führest! —

Ach! die Erde ist ein weites Grab, und das Bild des Todes ist uns wieder nahe vor die Augen gebracht worden. Es spreche besonders zu euern Herzen, liebe junge Freunde! Der Jüngling, der nun vor euch im Sarge liegt und in den Schooß der Erde begraben wird, blühte noch vor wenigen Tagen, und das Leben mit allen seinen Genüssen schien vor ihm offen zu stehen. Lernet denn hier, daß der Tod keinem Alter schont, und daß er gerade der

unbedachtsamen Jugend da oft droht, wo sie seine Schrecknisse am wenigsten ahndet. Gebet euch daher nicht sorgenlos Gefahren preis, und bewahret euer Leben als ein von Gott anvertrautes Geschenk. Achtet seiner nur dann nicht, wenn höhere, heiligere Pflichten es gebieten. Sollte aber auch Euch der Tod schon im Anfange Eurer Bahn abrufen, so lernet zuvor unabläßig darnach trachten, daß er Euch nicht in einem Leben voll Leichtsinn und Thorheit, sondern in einem Leben voll Herzensgüte und Unschuld, wie dasjenige Euers abgeschiedenen Freundes war, überrasche und abrufe. Lernet ihr dieß, so sei uns diese Stunde der Trauer gesegnet, und ihr heiliget dadurch das Andenken an den Seligen, dem wir, stark gemacht durch den Glauben an die Unsterblichkeit, am Grabe nachrufen:

Lieber! Theurer! Lebe wohl! Genieß' nun des seeligen Lohnes,
Den Tugend, Unschuld und Güte von Gott so herrlich empfängt!
Lieber! Theurer! Lebe wohl! Einst kommt ein beff'rer Morgen,
Der uns wieder mit Dir, sind wir's würdig, vereint! —
Frei von Trauer — ach dann — wie werden entzückt wir Dir rufen: —
Kehr' an das liebende Herz, lange Beweinter, zurück!

Mit wehmuthsvollen Gefühlen verdankte ich der Kommission der Kantonsschule zu Aarau die treue Pflege, die in Ihrem Institute meinem lieben Sohne zukam, und den innigen Antheil an dem unglücklichen Schicksal desselben, von welchem sie mich auf eine so ansprechende Weise überzeugte. Zugleich erließ ich auch an die Munizipalität der Stadt-Gemeinde Aarau eine Adresse, in welcher ich

vorzüglich dem edlen Menschenfreund, Kontons-Unterstatthalter Herosen, der meinen Sohn den Fluthen entriß, und den angestrengten Bemühungen des Arztes Schmuziger meinen gerührtesten Dank auszusprechen mich verpflichtet fühlte, so wie Allen denen, die im Leben und Tode meines lieben Sohnes demselben Beweise ihrer Liebe und Freundschaft ertheilten. O wie glücklich seid ihr Eltern! die ihr eure Lieblinge nicht auf solche Weise betrauern und beweinen müßt!

Zum Schlusse füge ich noch den eigenhändigen Brief meines Sohnes Jakob bei, welchen er, ohne daß eine Todes-Ahnung ihm vor seiner Seele schweben konnte, ein Vierteljahr zuvor an mich schrieb:

Aarau, den 24. Hornung 1802.

Lieber Vater!

Ihren Brief vom 19. Febr. habe ich richtig erhalten und daraus mit Freude vernommen, daß die lieben Meinigen alle Gottlob wohl und gesund sind. Lieber Vater, Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß ich mein Sackgeld auf Wucher*) leihe, wenn ich es so anwende. Wie? ich sollte die Mittel verschwenden, womit ich so schöne Wissenschaften mir erwerben kann, während Sie mit vieler Arbeit und Mühe dieselben herbeischaffen, um mich in andern Fächern unterrichten zu lassen. Nein; davor bewahr' mich Gott! könnte ich einst mit ruhigem Gewissen auf diese Tage zurücksehen, wenn ich anders handelte; einmal mein Gewissen empört sich dagegen und meine Vernunft befiehlt mir, so zu handeln, und ich gehorche dieser Führerin meines

*) Er kaufte aus demselben nützliche Bücher.

Lebens; sie soll meine Rathgeberin sein, den Zweck zu erreichen, den ich mir denke. Grüßen Sie die liebe Mutter und die lieben Geschwister und auch B. Barth. Gott erhalte Sie alle gesund! Ich bleibe bis ins Grab Ihr Sie liebender Sohn

J. J. Pfenninger.

Nachdem die fränkischen Truppen von Napoleon, damaligem Konsul von Frankreich, zurückgezogen wurden, arbeiteten die aristokratisch Gesinnten in den kleinen Kantonen daran, sobald als möglich die helvetische, Regierung zu stürzen. Sie zettelten eine Kontrerevoluzion an, und die dagegen ergriffenen, nur halben Maßregeln, so wie die Lauheit mehrerer Beamten begünstigten dieselbe. Die Regierung sah die drohende Gefahr ein und suchte sie durch militärische Demonstrazionen abzuwenden; allein der Aufruhr hatte begonnen und die städtische Aristokratie leistete demselben überall Vorschub. Im Augnst ließ die Regierung die helvetische Legion in die Nähe von Zürich rücken; in der Absicht, mit derselben die Grenadier-Kompagnie des Kantons zu vereinigen. Eine Kompagnie Jäger wurde organisirt und nach Zürich berufen und eine Kompagnie der Legion sollte in Zürich einrücken. Allein diese verschloß die Thore und kündigte der helvetischen Regierung den Gehorsam auf. General Andermatt zog nun mit seinem ganzen Korps vor die Stadt und verlangte mit Güte oder Gewalt eingelassen zu werden. Er drohte auf entgegengesetzte Weigerung, und die Bürger Zürichs setzten sich in Vertheidigungszustand. Um des Sieges gewiß zu sein, zog sich Andermatt von der westlichen Seite der Stadt auf die nördliche und besetzte den sogenannten Zürichberg. Ohne Zweifel hätte er die Stadt zur Uebergabe gezwungen; aber die Regierung sandte von Bern Mai als ihren Kom-

missär ab, welcher eine schändliche Kapitulazion mit Zürich einging, und der Stadt, so zu sagen, das Messer in die Hand gab. Rebellion gegen die helvetische Regierung war von diesem Augenblick an der Tagsordnung. Die Zürcher begnügten sich nicht, den Sieg davon getragen zu haben, und schämten sich nicht, offen der Kapitulazion entgegen zu handeln und mit Abtheilungen ihrer Garnison die Landschaft zu durchstreifen, die Patrioten zu schrecken und zu mißhandeln.

Nun versammelte sich in Schwyz eine sogenannte eidgenössische Tagsatzung aus den ehemaligen dreizehn Kantonen, welche sich nichts weniger vornahm, als die frühern eidgenössischen Verhältnisse best möglich wieder herzustellen. Sie machte Truppen-Aufgebote, und während ein Insurrekzions-Korps die helvetische Regierung bekriegte, sandte sie eine Abtheilung von etwa 800 Mann Schwyzer, Glarner und Bündtner, der Aufforderung der Inspekzions-Regierung in Zürich zufolge, unter den Befehlen des General Salis-Zizers aus Bündten, und des ehemaligen Regierungs-Statthalters Sauters als Repräsentanten der rebellischen Tagsatzung in den Kanton Zürich über Rapperschweil. Sie zogen in Stäfa ein, wo die Befehlshaber sich im Gasthof zur Sonne einquartirten. Ohne die Absicht und Bestimmung dieser Truppen, die von keiner Behörde angekündigt waren, vermuthete man doch nichts Gutes. Ich wurde von verschiedenen Seiten her gewarnt, auf der Hut zu sein, da meine Person leicht in Gefahr kommen dürfte. Keine Furcht wandelte mich an; ich war auf Alles gefaßt; aber dennoch mußte ich den Bitten meiner Gattin und Kinder nachgeben und mich von Hause entfernen. Ich ging zu einem meiner Brüder, bis das Räthsel der Truppenerscheinung gelöst sein würde. Eines Tages, Nachmittag zwischen drei und vier Uhr, kam der Bezirks-Kommissär Ryffel, als Abgeordneter der Munizi-

palität, zu mir mit der Anzeige, es habe sich diese Behörde bei Repräsentant Sauter erkundigen lassen, von wem er die Ordre zum Einzug in die Gemeinde Stäfa erhalten habe und was er mit den Truppen beabsichtige, ob es um die Arrestazion einiger Bürger zu thun sei, oder ob eine andere Ursache dieser Erscheinung zu Grund liege; worauf ihr die feierliche Zusicherung zu Theil geworden sei, daß keine Arrestazionen oder sonst rigorose Maßregeln zu befürchten seien; sondern sie seien berufen, Ordnung und Ruhe im Kanton zu handhaben, während eine auf Recht und Billigkeit gegründete Verfassung für Stadt und Land entworfen werden solle. Auf diese Antwort habe die Munizipalität beschlossen, eine Deputazion an den Repräsentant Sauter zu erlassen, um demselben die Lage des Kantons und die Bedürfnisse hinsichtlich einer zu entwerfenden Verfassung in jeder Beziehung zu schildern. Zu Abgeordneten seien Landschreiber Billeter von Stäfa, Gerichts-Präsident Billeter von Männedorf und meine Wenigkeit ausersehen; er sei beauftragt worden, mich persönlich zu dieser Deputatschaft einzuladen, mit der Zusicherung, daß ich für meine Person nichts zu fürchten haben werde.

Ich ließ mich zur Annahme dieser Einladung bewegen und mit Ryffel zu gehen. Wir erwarteten den Präsident Billeter von Männedorf, der sich aber entschuldigen ließ, heute nicht erscheinen zu können, mit der Anzeige, morgen sich einzustellen. Indeß war es Nacht geworden. Die Munizipalität trennte sich, und ich ging mit Ryffel nach Hause. Wir erstaunten nicht wenig, als wir bei Ankunft vor meiner Wohnung dieselbe an Thüren und Fenstern mit Militair umstellt fanden, die mit geladenen Gewehren und gespannten Hähnen uns anriefen. Unsere Antwort war: Wir kommen aus der Munizipalität. Kaum zwanzig Schritte oberhalb des Hauses begegnete uns eine ganze Kompagnie bewaffnetes Militair; auf ihren Zuruf: „Wer

da!“ gaben wir die vorige Antwort. Man ließ uns vorbeigehen. Nur einige Schritte entfernt machte das Militair Rechts um und rief uns zu „halt zu machen.“ Wir folgten. Es traten einige zu uns mit der Frage: ob nicht einer von uns der Statthalter Pfenninger sei. Ja wohl, war meine Antwort. Schnell trat der berüchtigte Landes-Verräther, Messerschmied Krauer, von Wald, hervor, und sagte: er habe von den Repräsentanten den Auftrag, mich zu arretiren und denselben einzuliefern. Ich erwiederte, von einem so schlechten Menschen lasse ich mich nicht arretiren; lieber wollte ich mein Leben auf dieser Stelle hier verlieren; sollte aber einem kommandirenden Offizier dieser Auftrag ertheilt worden sein, so werde ich ohne Weigerung folgen. Dieser trat vor, bat um Entschuldigung und ersuchte mich auf geziemende Weise, den Befehl meiner Arrestazion, der ihm ertheilt worden sei, zu respektiren. Gerne, entgegnete ich, da ich mir keines Vergehens bewußt sei. Der Zug ging an meiner Wohnung vorbei nach dem Hauptquartier. Auf diesem Gange schilderte ich dem Offizier den gemeinen Karakter des Messerschmieds Krauer. Dieser hörte zu, ohne daß er sich hätte vertheidigen können. Bei der Ankunft im Hauptquartier hatte er wieder die Frechheit, als ich den Repräsentanten vorgestellt wurde, sich neben mich und den Offizier vorzudrängen. Mein Erstes war zu fragen, ob denn dieser Krauer wirklich Befehl erhalten habe, mich zu arretiren, worauf dieser, ohne die Antwort abzuwarten, sich entfernte.

Sauter eröffnete mir: Die hohe eidsgenössische Tagsatzung in Schwyz hat, aufgefordert von der gegenwärtigen Interims-Regierung von Zürich, mir den bestimmten Auftrag zugehen lassen, Sie zu arretiren, Ihnen nun überlassend, ob Sie sich nach Zürich oder Schwyz in Verwahrung bringen lassen wollen. Diese Maßregel werde sowohl um meiner eigenen Sicherheit, als wegen der Ruhe und

Ordnung im Kanton ergriffen. Ich entgegnete: Sie werden mir verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu bemerken, daß es mir scheint, die Interims-Regierung sei vom gleichen Geiste beseelt, wie die in den Jahren 1794 und 1795. Diese scheute sich nicht, die damals aufgefundenen, von den sieben alten Kantonen garantirten Verträge zwischen Stadt und Land eigenmächtig für ungültig zu erklären, die entschiedenen Reklamatoren auf die empörendste Weise an Ehre, Leib und Gut zu strafen. Und, wer hätte es gedacht, nur ein einziger der Kantone von denen, welche die Urkunden garantirt hatten, wagten es, leise zu den Oligarchen zu sagen: Bedenket, was ihr thut; seid nicht zu streng! Aber schnöde wurde auch dieser Wink abgewiesen. Sie wissen ferner, daß darauf eine Zeit kam, zu der das Volk am See und auch ich Rache hätte nehmen können; aber es war ferne von uns, in die Fußstapfen dieser Herren zu treten. Damals schienen sie gedehmüthigt; aber sie haben ihre Hand wieder erhoben. Der Wurf ist ihnen gelungen und Aufruhr gegen die bestehende Ordnung verbreitet. Nach der Kapitulazion der Stadt, bei der gegenseitiges Vergeben und Vergessen alles Geschehenen und Einstellung jeder Beleidigung feierlich ausgesprochen war, handelte die Stadt niedrig genug und überzog die Landschaft mit Truppen, um feindliche Einwohner, die ihnen wegen ihrer Gesinnungsweise verhaßt waren, zu mißhandeln und in's Gefängniß zu schleppen, und anstatt daß ihre Kommittenten diese Interims-Regierung vor einem solchen Schreckenssystem hätten warnen sollen, nahmen sie vielmehr Antheil, schickten bewaffnete Truppen in unsere friedlichen Hütten und gingen darauf aus, redliche Männer aus den Armen ihrer Familien zu reißen, sie ihrem Beruf zu entfremden das häusliche Leben zu verkümmern und den Familien ihre Stütze und Nahrung zu rauben. Während dieser Vorstellungen stürzten meine Frau und

mein ältester Sohn in das vom Offizier-Korps gefüllte Zimmer und klammerten sich mit ergreifendem Jammer-Geschrei an mich an. So sehr mir dieser Auftritt durch die Seele drang, so faßte ich doch Muth und bat meine Frau mit dem Sohne, nach Hause zu kehren und Alles der Vorsehung und meinem Muthe zu überlassen; es sei ja nicht das erstemal, daß die Aristokraten, ungerechter Weise mich ergreifen, und auch dießmal könne ich ihrer Bosheit ein gutes Gewissen entgegensetzen. Endlich bat ich sie, mir etwas Geld und Kleidungsstücke zu senden und im Uebrigen getrost zu sein. Sie gehorchten, und wir trennten uns. Indessen hatten sich Sauter und Salis in's Nebenzimmer zurückgezogen. Sie traten wieder heraus und sagten, sie könnten, meiner Vorstellungen ungeachtet, weiter nichts thun, als mir die Wahl zwischen Zürich und Schwyz zu lassen. Nach Zürich, erklärte ich, wolle ich nicht, da mich hier schon zum Voraus die Rache der Regenten treffe und ich der Wuth des Pöbels mich ausgesetzt sehen würde; ich erinnerte zugleich an die gehässige Verfolgungssucht derselben sogar in meiner Verbannung. Ich hatte ihnen verziegen und den Beweis in den zwei Jahren, in denen ich an der Spitze des Kantons stand, geliefert. Nun haben sie die Macht wieder in ihren Händen und mißbrauchen sie freventlich gegen mich, obgleich mir Sicherheit der Person und des Eigenthums zugesagt wurde. Noch einmal gingen sie in ihr Kabinet und berathschlagten sich; die Regierung hatte aber, um meine Verhaftung auszuwirken, den Kaspar Ott an der Thorgasse in Zürich nach Stäfa abgesandt, und so wurde, weil es ausdrücklicher Befehl der Zürcher-Regierung war, meinen Verwahrungen kein Gehör gegeben. Freundlich und theilnehmend sprach man mir zu, mich zu fügen; man werde dafür sorgen, daß mir nichts Leides widerfahre. Ich wurde einem Militair-Detachement übergeben, in's Schiff gebracht und nach Schwyz abge-

führt; wohin wir des andern Tages Morgens früh gelangten. Im alten Spithal wurde mir ein mit Gittern versehenes Zimmer angewiesen und vor der Thüre eine beständige Wache aufgestellt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Mein Freilassungsgesuch wird abgewiesen. Abfassung meiner Deportations-Geschichte. Das Pistolen-Intermezzo. Ich verlange Verhör und Stellung vor dem Richter. Die fränkischen Truppen rücken näher. Ich werde milder, dann aber wieder strenger behandelt. Die Freiheit wird mir angekündigt. Heimkehr. Willkommsjubel in Stäfa. Ich werde in die Konsulta zur Gründung einer Mediazions-Akte nach Paris berufen. Kunstgenuß daselbst; doch bald wandelt mich die Heimathsliebe an. Das Wort Napoleons an mich. Rückkehr in's Vaterland. Usteri's Berichterstattung. Einführung der Mediazions-Akte. Ich wrde in den Großen und Kleinen Rath gewählt. Aristokraten-Intriguen. Unruhen in den Bezirken Horgen und Knonau. Sie werden gedämpft durch den Märtyrertod wackrer Patrioten, worunter Häberlin. Der Aristokraten Haupt erhebt sich stolz, sinkt aber wieder beim Eingang Napoleons in Wien. Tod meines edlen Schwagers in Stein. Napoleons unseliger Feldzug nach Rußland. Vaterlandsverrath der Berner-Patrizier. Verschlimmbesserte Verfassung. Tod eines meiner Kinder und einer Schwestertochter in Stein. Mein siebenwöchentlicher Aufenthalt im Militär-Spithal zu Rheinau als Regierungs-Kommissär. Tod meiner Freunde, Chirurgus Bodmer und Präsident Brändli in Stäfa. Verheirathung meiner beiden Söhne. Meine Reise in's Breisgau und Elsaß. Tod meiner lieben Schwester in Stein. Julius-Revoluzion. Neue Verfassung. Meine goldene Hochzeit. Häusliche Leiden. Mein süßes Bewußtsein am Rande des Grabes.

Auf mein Verlangen erhielt ich Schreibmaterialien, und so benutzte ich die Zeit meiner Gefangenschaft, an die Interims-Regierung in Zürich um Aufhebung meiner gefäng-

lichen Haft und Wiederherstellung meiner persönlichen Freiheit, unter dem 9ten Oktober, mich zu wenden. Ein gleiches Schreiben erging auch von den Gemeindsbehörden in Stäfa an die eidsgenössische Konferenz in Schwyz. Auf meine Zuschrift erhielt ich die Rückantwort, daß ich in meinem jetzigen Aufenthalt weiter zu verbleiben habe; aber sobald die Lage der Sachen es gestatte, ich meiner Freilassung entgegensehen könne. Während dieser Zeit verfaßte ich meine Deportazions-Geschichte. Einigemal wurde ich von meinem Sohne besucht, auch von meinem Gehülfen Barth, welchen es einmal gelang, ohne bemerkt zu werden, in mein Zimmer zu kommen und ohne von der Wache abgehalten zu werden. Mein Sohn übergab mir eiligst zwei geladene Pistolen und Munizion, welche ich sogleich verwahrte, damit ich dieselben bei einer vermuthlichen Retirade der Insurgenten zu meiner Vertheidigung anwenden könnte. Barth sagte mir, daß die nicht zweifelhafte Sage gehe, es werde General Rapp in die Schweiz kommen, der Insurrekzion ein Ende zu machen und die helvetische Regierung zu befreien. Plötzlich trat der Kommandant mit dem Verwalter des Hauses herein und fragte barsch, wer diesen Zweien den Zutritt zu mir gestattet habe; man werde sie zur Verantwortung und Strafe ziehen. Da ihre Entschuldigungen kein Gehör fanden und die Vorwürfe immer derber wurden, trat ich in's Mittel und sagte: nur nicht so streng, meine Herrn! Sie wissen, daß ich kein Verbrecher, sondern ein ehrlicher Mann bin, der Ihnen von seinen schamlosen Feinden überantwortet wurde, der aber bewaffnet ist. Hier zog ich die beiden Pistolen hervor, mit den Worten: Zweifeln Sie noch, daß ich mir hätte Luft machen können, aber ich bedarf keiner andern Waffen als deren, die ich in meiner Brust trage. Meinem Sohne gab ich hierauf die Pistolen wieder zurück, und sprach zu ihm: Nimm sie mit nach Hause und sage

deiner besorgten Mutter, ich bedürfe derselben nicht. An den Kommandanten stellte ich die Forderung, er solle melden, daß ich verlange, verhört und vor dem Richter gestellt zu werden. Mein Besuch, nachdem ich über meine häuslichen und Berufs-Angelegenheiten den nothwendigen Bericht erhalten hatte, begab sich wieder nach Hause. Nach einigen Tagen kam mein ältester Sohn wieder über Luzern zu mir und brachte mir von dem dortigen Statthalter Keller die freudige Nachricht, daß meine und des Vaterlands Befreiungsstunde nahe sei, da General Rapp mit einer fränkischen Armee zur Unterstützung der helvetischen Regierung anrücke, und wenn ich diesen günstigen Zeitpunkt benutzen werde, meine Loslassung zu verlangen, so werde mir nach aller Wahrscheinlichkeit entsprochen werden. Was mich noch mehr bestärken mußte, war, daß es mir schon seit einigen Tagen vergönnt war, an dem Tische des Spithalmeisters zu speisen; auch konnte ich die meiste Zeit des Tages bei demselben zubringen, ohne daß ich bewacht wurde. Meinen Sohn sandte ich nun zu dem zurückgekommenen Repräsentanten Suter, damit er meine Entlassung auswirke. Er war nicht zu Hause; seine Frau aber erklärte, dem Gesuche werde wohl nichts entgegenstehen. Auf dieses hin ging mein Sohn zu Landamman Alois Reding, mit dem gleichen bittlichen Ansuchen; aber schnöde ward er abgewiesen. Nun bat ich den Spitalmeister, zu demselben hinzugehen und ihm anzudeuten, daß ich entschlossen sei, mich nicht mehr gefänglich zurückhalten zu lassen, da die Rückkehr zu den I. Meinigen für mich durchaus nothwendig sei. Anstatt meinem Begehren zu entsprechen, wurden einige Offiziere mit Soldaten zu mir gesandt, mich wieder in's Gefängniß zurück zu bringen, und streng zu bewachen. Tags darauf löste sich die Tagsatzung in Schwyz auf, und reiste ab. Am gleichen Tage erblickte ich aus meinem Gefängniß den Statthalter Krauer

von Wald, der mich in Stäfa arretiren half, wie er wohlbepackt vorbeieilte, woraus ich schloß, daß die Umstände von der Art sein müssen, daß die Reihe zum Fliehen nun an ihn gekommen sei.

Ueber die bei Zurückführung ins Gefängniß erlittene Mißhandlung legte ich Beschwerde ein und verlangte Satisfakzion. Als Ryfel im Bad und mein Bruder Seckelmeister Pfenninger im Dorf in Stäfa, in Schwyz um meine Loslassung baten, wurde ihnen von Suter meine Klagschrift vorgelesen, wobei letzterer über die derbe Abfassungsweise ungehalten war; übrigens erhielten sie doch die Zusicherung, daß meine Entlassung bald erfolgen werde. Unweit des Spitals hatte ich meinen Freund und Bruder erkannt, worauf ich das Fenster öffnete und ihnen durch das Gitter zurief, was sie hier für Geschäfte haben. Sie schienen, etwas furchtsam zu sein und bemerkten mir nur, daß ich das Weitere nun geduldig abwarten solle. Nach einigen Tagen erhielt ich die ersehnte, freudige Nachricht meiner Befreiung durch Spitalmeister Heller. Ich nahm meine Effekten zusammen und ging mit letzterm in sein Zimmer, in welchem ein Offizier mit 8 bewaffneten Männern zu mir trat, mir aus Auftrag der Regierung meine Entlassung ankündigte und deren Befehl, mich bis an die Grenzen zu geleiten. Wir reisten ab und kamen des Abends auf der Schindellegi an. Beim Eintritt ins Wirthshaus rief der Gastgeber, als er mich Unbewaffneten in der Mitte der Soldaten erblickte: Wen bringt ihr da? Den Pfenninger, den Spitzbuben! Der Offizier nahm den Wirth auf die Seite, machte ihm Vorwürfe über seine unbesonnenen und beleidigenden Aeußerungen, und bewog ihn sogleich zur Abbitte. Dieses Auftrittes ungeachtet, blieb ich, um den Wirth zu überzeugen, daß ich furchtlos und nur des Bessern bewußt sei, bei ihm über Nacht, da sich mein Geleit zurückgezogen hatte. Den folgenden Morgen ging ich

nach Richtenschweil und fuhr über den blauen Spiegel des Sees meiner lieben Heimath zu, in der ich abermals mit Jubel empfangen wurde.

Unverdiente Kränkungen, Beschimpfungen und Erniedrigungen hatten wieder erfreuende Ehrenbezeuguugen und Erhebungen zur Folge; denn es leuchtet, wenn das grause Dunkel der Nacht über dem Horizont unsers Lebens verhängnißvoll dahinschwebt, dem muthig Hoffenden wieder ein Strahl der Morgenröthe, und die Sonne eines neuen Lebens geht nach überstandenen Leiden über ihm auf. —

Nachdem der erste Konsul der fränkischen Republik der Schweiz die Ruhe wieder gegeben hatte und der Bürgerkrieg beendigt war, berief er eine Deputation aus allen Kantonen nach Paris, um mit derselben über eine neue Verfassung für Helvetien zu berathen. Es wurde mir die Ehre zu Theil, unterm 9. November 1802 von den Distrikten Wald, Meilen, Mettmenstetten, Uster, Regenstorf, Elgg, Horgen, Grüningen, Basserstorf, Benken, Andelfingen und Fehraltorf als Deputirten an die bezeichnete Consultazion ernannt zu werden. Es gewährte mir großes Vergnügen, diese Stelle zu übernehmen und so trat ich, mit der gehörigen Vollmacht ausgerüstet, meine Reise nach Paris an.

Dreizehn Wochen dauerte mein Aufenthalt in dieser Hauptstadt Frankreichs und der Rückblick auf denselben gewährt mir in meinem hohen Alter die frohesten Erinnerungen aus meinem Leben. Jeder Deputirte erhielt in Paris eine Karte, durch welche er, wo Kunst, Natur und Wissenschaft Erhabenes darboten, Zutritt erhielt. Fleißig besuchte ich den Jardin des Plantes mit dem dortigen Naturalien-Kabinet, die Menagerie, die Ecole Medicine, die Spitäler, die Stadtbibliothek, das Münz- und Mineralien-Kabinet, die Gemählde-Sammlungen, das Louvre, die Pantheon, mehrere Fabriken, unter denen die Gobelins

und die Fayance Levre, das Schloß in Versailles mit der berühmten Wasserleitung und der beiden Trianons, mehrere Theater und noch vieles Sehenswerthe, was mir einen unvergeßlichen Genuß bereitete. Wie sehr wünschte ich, meine liebe Familie einige Tage hier zu haben, damit auch sie die Schönheiten, die keine Stadt, wie Paris, in solcher Menge und Seltenheit aufzuweisen hat, sehen und bewundern könnten. Ungeachtet aller Herrlichkeiten sehnte ich mich doch oft unter dem bunten Gewirre dieser Stadt nach Hause in meinen stillen, traulich-lieblichen Familienkreis, in welchem für den Gefühlvollen immer die reinsten und erhabensten Freuden erblühen.

Mit Ungeduld sah ich daher öfter der Beendigung unserer Geschäfte entgegen, was mich aber auch bei diesen erheiterte, war der republikanische Sinn, mit dem sie geleitet wurden. Nicht einen Schatten von Privilegien oder Vorzügen soll eingeräumt werden, sagte Bonaparte immer, es soll freier Handel sein und freier Zug in allen Kantonen und aus einer Gemeinde in die andere. Am letzten Tage unseres Aufenthaltes hatten die anwesenden Deputirten noch eine Audienz beim ersten Consul in den Tuillerien. Mit jedem der Deputirten unterhielt er sich besonders, und jedem wußte er noch etwas Verbindliches zu sagen. So sagte er zu mir unter Anderm:

„Bien Citoyen Pfenninger! Sie sind eifersüchtig auf die Vorrechte Ihrer Hauptstadt; aber seien Sie beruhigt; Sie haben keine Mauern mehr zwischen Stadt und Land!"

Nach unserer Verabscheidung setzte ich mich in die Post und reiste ohne Aufhalt, ein paar Tage bei meinen alten, guten Freunden im Elsaß ausgenommen, meinem lieben Vaterlande zu.

Nun hatte ich meinen Committenten über meine Verrichtungen Bericht zu erstatten. Was sich über dieselben sagen läßt, hat Usteri, Deputirter des Kantons Zürich,

beim helvetischen Congresse in Paris in einer öffentlichen Zuschrift an seine Wahlmänner folgendermaßen ausgedrückt:

Der erhabene Held, welchen im Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht und in demjenigen seiner Allgewalt über die Schicksale Helvetiens alle Partheien unsers Vaterlandes wechselsweise anriefen, hat zwischen ihren Fehden entschieden. Der Entscheid, wie er auch ausgefallen sein möchte, mußte denen als Wohlthat erscheinen, die einen blutigen Bürgerkrieg, aus welchem er allein uns zu retten vermochte, als die schrecklichste Plage, der ein Volk kann preisgegeben werden, anerkennen. Aber die Bürger des Kantons Zürich dürfen bei dieser ersten Betrachtung nicht stehen bleiben; sie können und sie müssen in dem Inhalte der neuen Verfassung selbst, die Gewährung ihrer vorzüglichsten Wünsche und die Möglichmachung jedes heilsamen Fortschrittes, und jeder den öffentlichen Wohlstand bezweckenden Verbesserung ihrer Staatseinrichtung erblicken.

Die Gleichheit der bürgerlichen und der politischen Rechte, dieser Grundpfeiler jeder freien Verfassung, ist in der uns vorgezeichneten nicht nur aufs feierlichste anerkannt, sondern durch die verschiedenen Bestimmungen derselben aufs unzweideutigste gesichert. Die Wahlart der öffentlichen Beamten ist den wesentlichen Grundsätzen des repräsentativen Systems gemäß eingerichtet, und die Beschränkungen der reinen repräsentativen Formen sind mit sorgfältiger Hinsicht auf die Verhältnisse und Bedürfnisse des Kantons und gleich verpflichtend für alle Bürger desselben aufgestellt. Die Gesetze werden durch eine Versammlung von Stellvertretern gegeben, welche theils aus den unmittelbaren Abgeordneten jedes kleinen Kreises des Kantons, theils aus Männern bestehen wird, die das öffentliche Zutrauen, außer dem engern Wohnkreise, aus der Gesammtheit aller Kantonsbürger gewählt hat. Die Gesetzgeber sind durch die periodisch ihren Wählern einge-

räumten Rückrufungsrechte in einer weise berechneten Abhängigkeit von den letztern erhalten, und die aus ihrem Mittel gewählte Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde wird zu bestimmten Zeiten erneuert. Die richterliche Gewalt ist mit der gesetzgebenden und vollziehenden in gehöriges Verhältniß gebracht, ohne daß der Grundsatz der Trennung der Gewalten sich verletzt findet, der durch unweise Ausdehnung mißbraucht werden konnte, aber nie aufhören wird, eine unentbehrliche Grundlage freier Verfassungen zu bleiben. . . . Diese wichtigen Bestimmungen welche unsere Kantonsverfassung aufstellt, werden noch ungleich köstlicher dadurch, daß sich neben denselben nichts in der Verfassung findet, das einer weisen Gesetzgebung ihre Bemühungen vereiteln oder ihren Gang hindern könnte. . . . Wenn viele meiner Mitbürger mit mir die Ueberzeugung theilten, daß die Rückkehr zur Föderativverfassung der Gründung eines neuen Wohlstandes des gemeinsamen Vaterlandes große Hinderniſſe entgegensetze, so werden sie in dieser ihrer Ansicht einen Sporn erblicken, um mit Aufbietung größerer Kräfte die größern Hinderniſſe zu überwinden, und um, auch unter weniger begünstigenden Verhältniſſen, dennoch den Zweck zu erreichen, den sie durch die Formen der Einheit leichter und vollständiger zu erreichen gehofft hatten. . . . Sie werden aber auch in der neuen Föderationsakte viele jener Vortheile erblicken, die sie als Wohlthaten der Einheit anerkannt, und die sie in unserm vormaligen Föderativbunde mit schmerzlicher Empfindung vermißt hatten. Das allgemeine helvetische Bürgerrecht ist auf immer gesichert; der Schweizer kann sich in jedem Kantone niederlassen und daselbst sein Gewerbe treiben; die Freiheit des Handels ist anerkannt; die Sperren und Zölle zwischen Kantonen können nicht wiederkehren.

Dieß ist, Bürger Wahlmänner, in flüchtigem Abrisse

der liberale Geist, der in der Verfassung athmet, welche der erste Konsul uns ungefähr mit folgenden Worten übergeben hat:

„Die Mediazionsakte, die ihr empfanget, ist ein Rettungsbalke, der den Schiffbruchleidenden dargeboten wird. Wollen die Schweizer sich daran fest halten, so sind sie gerettet; sie werden wieder ein Volk werden, frei und unabhängig und geachtet, wie ihre Altväter es gewesen sind. Würden sie hingegen des Buches Blätter zerreißen, dann wären die unglücklichen Folgen, die sie sich dadurch zuziehen werden, nicht zu berechnen. Ihr würdet eure Unabhängigkeit verlieren — von allem Unglück, das einem Volke widerfahren kann, ist dieses das größte. ... Ich habe mit Vergnügen die Deputirten der Schweiz bei mir gesehen. Ich wiederhole ihnen, daß ich nichts als das Heil und das Wohl ihres Landes wünsche, und daß ich mich glücklich schätzen werde, wenn meine Vermittlung dazu wird beigetragen haben. Ich rechne auf den guten Geist, welchen die Deputirten in ihr Vaterland zurücknehmen; ihr Einfluß und ihr Beispiel werden groß und segenbringend sein, wenn sie von Gesinnungen der gegenseitigen Annäherung, der Aussöhnung, des Vereinens und des Vergessens des Vergangenen durchdrungen sind; sie müßten verderblich und zerstörend wirken, wenn sie die Leidenschaften des Hasses, des Neides und der Rachsucht nach Hause bringen würden. So wenig ich zugeben konnte, daß eine von den Feinden Frankreichs unterstützte Faktion in Helvetien herrsche, so wenig werde ich Anarchie und die Herrschaft gesetzloser Willkühr in diesem Lande gestatten. Ein Zerfallen in die letztere würde mich nöthigen, die Schweizer durch Gewalt und durch Vernichtung ihrer Unabhängigkeit zur Ordnung zurückzubringen. Allein ich hege zu den Bewohnern Helvetiens das Vertrauen, sie werden, indem sie zu den Tugenden ihrer Väter zurück-

kehren, sich des Ruhmes und des Glückes derselben neuerdings werth zu machen wissen."

Bei den bevorstehenden Wahlen ließen sich wieder Viele durch Geld und Versprechungen der Städter blenden, so daß sie nicht immer erwünscht ausfielen. Von der Gemeinde Stäfa wurde ich in den Gr. Rath gewählt und von diesen in den Kleinen.

Als 1803 die von Paris gekommene Mediazionsakte auch in unserm Kanton eingeführt worden, hatten hie und da die Aristokraten alle Mittel und Intriguen, betreffend die Wahlen in den Gr. und Kl. Rath und ins Obergericht angewandt, und dieselben so trainirt, daß sie am Ende in jeder Beziehung die Oberhand behielten. Eine Folge davon waren die Loskaufs-Gesetze für den Land- und Bodenzins, welche nur ein Machwerk der reichen Landleute und Städter sind, die durch die Verfassung insofern doch begünstigt waren, weil nur derjenige, der ein Vermögen von 20,000 Franken besaß, wahlfähig war.

Der Zehnten ist eine Feudallast für den Landbauer, der vom fünfzehnten Jahrhundert an ungemein allein durch den Fleiß dieser gestiegen war; denn die Bezüger desselben hatten von ihrer Seite nicht das Mindeste dazu beigetragen. Dieser Umstand wurde bei der Bestimmung der Loskäuflichkeit desselben gänzlich außer Acht gelassen und der Loskaufspreis auf den fünfundzwanzigfachen Jahresertrag festgesetzt, da die Mehrheit des Gr. Raths gegen den billigern Vorschlag der Minorität, die nur den zwanzigfachen Ertrag als Loskaufs-Summe aufgestellt wissen wollte, taube Ohren hatte. So ging es auch beim Loskauf für den Grundzins. Seit Jahrhunderten wurde der Mütt Grundzins bei allen Handänderungen für 100 fl. taxirt; der damalige Gr. Rath aber dekretirte einmal auf jeden Mütt Grundzins, beim Loskauf 40 fl. mehr. Nimmt man nun an, daß damals das Land ungefähr 32000 Mütt

Grundzins an den Staat, an Klöster und Privatleute abzutragen hatten, was also eine Auflage von 128000 L'dor auf unsern Kanton ausmacht, welche nur den Bauernstand und unter diesem wieder vorzüglich den mittlern und ärmern Gutsbesitzer traf, so wird man sich nicht wundern, daß der Unwille an manchen Orten und besonders am See den höchsten Grad erstieg.

Als nun die Regierung durch die Repräsentanten vom Volke die Eidesleistung forderten, so ging sie entweder nur mit großem Unwillen vor sich, oder sie wurde selbst unter großem Tumulte abgeschlagen.

In den Bezirken Horgen und Knonau bildete sich eine solche Widersetzlichkeit, daß die Regierung zu gewaltsamer Unterdrückung derselben Militair hinsandte. Allem wurde aufgeboten, dem sogenannten revolutionären Geist am See den letzten Stoß zu versetzen.

Die Kantone Aargau und Schwyz sandten Hülfstruppen, und Landamman von Wattenweil zeigte großes Verlangen, die Regierung von Zürich gegen die Revolutionairs zu unterstützen; er schrieb an dieselbe: verschonet Niemand, der direkten oder indirekten Antheil an dem Aufruhr hat, und sollte es auch Mitglieder der Regierung treffen, so führet die strengste Untersuchung! Ich konnte deutlich merken, wer hier gemeint sei; denn es fehlte auch in jetziger Zeit nicht an Verdächtigungen gegen den, der einst vom Vaterland verbannt war, und auch in der Entfernung noch verfolgt wurde, der aber ungeachtet seiner jüngsten Gefangenschaft in Schwyz sich laut und kräftig gegen jene Gesetze und Beschlüsse im Gr. Rath ausgesprochen hatte, welche unter dem Volk solche Unruhe, veranlaßt hatten. Auf die Patrioten in den Gemeinden Horgen, Wädenschweil und Stäfa hatte man ein besonders wachsames Auge; auch mußten diese Gemeinden den größten Theil an den aufgelaufenen Kriegskosten bezahlen. —

Während man mich in Zürich verdächtigte, litten die Meinigen auch in Stäfa von denen, die gerne an einem Aufstand gegen die Regierung Theil genommen hatten, alle möglichen Beleidigungen, weil sie sich in ihrer Meinung, ich werde mich neuerdings an die Spitze des Widerstandes gegen die Regierung stellen, getäuscht hatten. Einem meiner Knaben, der das Benehmen seines Vaters rechtfertigte, wurde sogar gedroht, daß man ihn ins Wasser werfen werde.

Peinlich war es für mich in dieser Zeit, Zeuge der Leidenschaftlichkeit der Regierung zu sein, und ich war im Begriff, meine schon zu Papier gebrachte Demission einzureichen; da hielten mich aber meine Kollegen von der Minorität durch Zureden und die Bemerkung, ich würde dadurch den Aristokraten den größten Gefallen erweisen, davon ab.

In der Bestrafung einiger Unruhigen hatte die Regierung dem Rathe eines 80jährigen Pfaffen gefolgt, welcher sagte:

„Man muß nur wieder 5 oder 6 die Köpfe abschlagen; dann wird's schon wieder Ruhe geben."

Sechs wackere Patrioten, aus dem Bezirk Horgen und Knonau, unter denen auch Häberlin, wurden vom Leben zum Tode gerichtet, und mehrere schmachteten im In- und Auslande in Gefangenschaft und Verbannung. Die Freigesinnten wurden vom Militair mißhandelt, und öfters, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen, geprügelt. Das Schreckenssystem war an der Tagesordnung, und der redliche Mann hatte die geheime Polizei zu fürchten, die Jedem, der im Rufe des Patriotismus stand, auflauerte.

Schon 1806, als der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich wieder ausbrach, schöpften die Aristokraten große Hoffnung, Napoleon würde unterliegen; aber ihr Muth

sank zusehends, als dieser Kriegsheld in Wien einzog und dem Kaiser, wie in Berlin dem König, Gesetze vorschrieb.

In diesem Jahre starb mein lieber Schwager Ezweiler in Stein, am Rhein, dem ich 1795 so viele Beweise der Freundschaft zu danken hatte. Als meine 3 Brüder und ich von diesem Leichanlaß zurück kamen, hatten wir den traurigen Anblick unserer vom Hagel zerstörten Weinberge, die schon im vorigen Jahre so sehr vom Frost gelitten hatten.

Die großen Ereignisse in den Jahren 1813 hatten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen; der Feldzug Napoleons gegen Rußland endete aber für diesen auf eine jämmerliche Weise. Die Aristokraten schöpften neuen Muth, und die gerechten Hoffnungen und Wünsche der Patrioten wurden niedergeschlagen. Die Geschichte zeigt den schändlichen Verrath der Berner Patrizier zu ihrer ewigen Schande nach; doch wagten sie es nicht, nach der Vernichtung der Mediazions-Akte Alles ins vorige Gleiß zurückzuführen.

In Zürich suchte man die Beamtungen für die Bürger zu vergrößern und ihren Einfluß im Gr. und Kl. Rath zu vermehren. Dazu vereinigte man die vollziehende und richterliche Gewalt, welche man den Oberamtleuten, meistens Bürgern der Stadt, in die Hände legte, und bewilligte ihnen große Besoldungen. Diese Stellen vertraten nur unter einem andern Namen so ziemlich die alten Landvogteien.

Im Jahr 1813 verlor ich eines meiner hoffnungsvollsten Kinder, das bis ins 4te Jahr eine blühende Gesundheit genoß. Bei einem Spiele mit seinen kleinen Freundinnen wurde es plötzlich von einem heftig stechenden Schmerze im Unterleibe befallen, gegen welche alle ärztliche Hülfe erfolglos war. Die Krankheit zog sich in den Rückgrad und endete sein junges Leben unter gichterischen

Leiden. Dieses gute Kind war wegen seines ausgezeichneten Verstandes und seines sanften Herzens seinen Eltern eine wahre Freude, weßhalb sie sein Tod um so mehr in der Seele schmerzte.

Als 1814 die Oestreicher und Russen den Kanton Zürich überschwemmten, wurde im Kloster Rheinau ein großes Militair-Spital errichtet. In einem Berichte des Sanitätsrathes erhielt die Regierung Kenntniß, daß die Einrichtungen daselbst in medizinal-polizeilicher Hinsicht sehr mangelhaft seien. Auf dieses hin, wurde ich mit unumschränkter Vollmacht, als Regierungs-Kommissair, dahin abgesandt. Der Herr Oberarzt Hegetschweiler und die andern Aerzte versicherten, daß es ihnen fast unmöglich sei, die am Typhus daniederliegenden Soldaten zu besuchen.

Die Sterblichkeit war, da Alles zusammengedrängt wurde, sehr groß; mehrere Aerzte, Apotheker und Krankenwärter wurden vom Tode dahingerafft und von den Soldaten waren viele nur halb begraben. Selbst Herr Dr. Hegetschweiler erkrankte und hatte seine Wiedergenesung gewiß großentheils seinem Freunde Dr. Müller in Eglisau und der sorgfältigen Behandlung in dessen Hause zu verdanken. Für die Lösung der schweren Stellung in Rheinau und für meine gebrachten Opfer erhielt ich eine schriftliche Lobes- und Dankesbezeugung, wofür die Protokolle des Kl. Rathes und des Sanitätsrathes zeugen. Während meines Aufenthaltes in Rheinau wurden mir durch den Tod zwei edle, unvergeßliche Freunde, Hr. Chirurgus Bodmer, Sohn des seit dem Jahr 1795 bekannten, greisen Bodmer, welcher mit seinem Vater im Gefängnisse schmachtete und aus Gnaden verbannt wurde, und Hr. J. J. Brändli entrissen. Möge ihr Andenken bei den Nachkommen stets im Segen bleiben!

In dem Jahre 1817, welches durch die große Theu-

rung große Noth und Kummer in so viele Familien einführte, verheirathete sich einer meiner Söhne und in dem darauf folgenden auch mein zweiter Sohn, welche beide nun mit einer zahlreichen, hoffnungsvollen Nachkommenschaft begabt sind. Dem jüngern, der sich dem ärztlichen Fache widmete, übergab ich im Jahr 1820 meine Praxis und dem ältern meinen Güter-Gewerb zur Besorgung.

Eine Reise, welche ich 1826 mit meinem guten Freunde, Hr. J. Brändli, unternahm, führte mich im Breisgau und Elsaß noch einmal in den Kreis meiner frühern Freunde und ihrer Nachkommen, welche sich meiner immer noch freundschaftlich erinnerten. Von Müllheim aus besuchten wir Badenweiler und die dort befindlichen römischen Bäder, welche beim Durchzug der östreichischen Armee 1813 und 1815 in Pferdeställe verwandelt und zum Theil ruinirt wurden. Weiter reisten wir nach Kehl und von da auf das Landgut des Hrn. Schulmeisters. Nachdem wir einen Tag daselbst verweilt hatten, verließ ich diese liebenswürdige Familie und den Mann, der sich in den französischen Kriegen als Begleiter Napoleons einen so ausgebreiteten Namen erworben hatte. Nun trennten wir uns, da Hr. Brändlin mit Hrn. Schulmeister eine Brunnenkur in Rippoldsau machte. Hr. Brändlin gab mir sein Gefährt und seinen Bedienten bis Rappoltsweiler, wo ich meine alten Freunde Wohlschlegel und Prof. Ortlieb besuchte und frohe Stunden verlebte, sowie in Bablenheim und Colmar meinen Freund Staub, von dessen Familie ich wie ein Vater aufgenommen wurde, Salzmann, Ortlieb und Herdener. Von Basel aus hatte ich auf der Reise nach Zürich Hrn. Dr. Ruegg als Gefährten, welcher mir durch seine Unterhaltung einen herrlichen Genuß verschaffte. — Im Jahr 1821 verlor ich auch meine liebe Schwester, Frau Etzweiler in Stein am Rhein, die mir im Jahr 1795 so liebreich meine Leiden erleichtern

half. Auch meine Nachkommen werden dafür dankvoll ihre Asche segnen.

Mit Begeisterung vernahm ich die Berichte von der Juliusrevolution in Paris, und mit Freude sah ich der politischen Umgestaltung in unserm Vaterlande entgegen; ich erlebte nun noch, was ich nie in den Jahren 1794 und 95 und am wenigsten 1802, 1804 und 1813 hätte erwarten dürfen. Ein freies Geistesleben, das jeden Widerstand besiegte, entwickelte sich im Volke. Die ersten Regungen zu der erfolgreichen Landsgemeinde in Uster waren von Stäfa ausgegangen. Der Patriotismus erglühte aufs Neue und verbreitete sich über alle Bezirke unsers Kantons, und wenn mir selbst weniger direkter Antheil an dieser Versammlung zukommt, so haben meine Söhne desto thätiger mitgewirkt. Die Folgen dieser Versammlung sind auf ehrenvolle Weise der neuesten Geschichte anheim gefallen und noch so neu, daß sie lebhaft in dem Andenken aller Gutgesinnten aufbewahrt sind, weßhalb ich meine Schilderung desselben übergehen zu dürfen glaube. Das Zutrauen des Volkes wurde mir bei dieser Staats- und Verfassungsveränderung in ähnlichem Maße, wie seit 1798 zu Theil. —

Mit meiner lieben Gattin feierte ich im Jahre 1832 im stillen Familienkreise unter meinen noch lebenden Geschwistern, Kindern und Enkeln die sogenannte goldene Hochzeit oder das funfzigste Jahr unsers ehelichen Zusammenlebens. Der Rückblick auf ein halbes Jahrhundert, das wir mit einander durchlebten, gewährte uns doch, wenn auch unser häusliches Glück so manche empfindliche Störung zu erleiden hatte, auch wieder viele frohe Erinnerungen, für die wir mit gerührtem Danke zum Himmel blickten. Neben den mündlichen Glückwünschen zu diesem seltenen Feste wurden uns auch folgende Gedichte, zugeeignet:

Weihet, Ihr Söhne, Töchter, Ihr Enkel die fröhlichen Stunden,
Die heut' den gefeierten Greisen bestimmt!
Haben sie nicht im Leiden und Kampfe die Ehre gefunden,
Die glänzend dem silbernen Haare entglimmt?

Ehre, und dreimal Ehre dem Manne! Es blühen ihm Rosen
Im Lande, das einst ihn verstoßend verkannt';
Zürne ihm nicht! Die Enkel, die fröhlich Dich heute umkosen,
Sie segnen Dich nun in dem nun frei gewordenen Land'.

Bleibe noch lange Zierde und Ehre dem Lande der Freien!
Es blühen im Abendroth Freuden Dir viel!
Vaterland! Laß empfohlen Dir sein, die sich, als Söhne, Dir weihen!
Laß viele erstreben dieß glänzende Ziel!

Ehre der Gattin! Muthig ertrug auch Sie die prüfenden Tage
Und wandelte hoffend durch's steilere Land.
Blicket nach oben! spricht sie, es wandelt ein Vater die Klage
Der Menschen in Freuden mit heilender Hand.

Weniges — aber theilnehmend am goldenen Hochzeittage des geehrten Herrn Regierungsrath Pfenninger und seiner würdigen Gattin Elisabetha Schultheß.

Den 11. Dez. 1832.

Von

J. D.

An Herrn Regierungsrath Pfenninger
und
dessen Gattin
bei der Wiedergedächtnißfeier Ihrer vor 50 Jahren begangenen Hochzeitfeier.

Festlich ist der Tag, der schöne,
Den Du feierst, edler Greis!
Deine Gattin, Deine Söhne,
Deine Tochter in dem Kreis,
Deine Enkel, die Dich küssen,
Bringen Dir der Wünsche viel;
So empfangen und genießen,
Ist das schönste Hochgefühl!

Und die gute Gattin feiert
Wohl den schönsten Lebenstag.
Sie, die heut' den Bund erneuert,
Lebt nun frei von Sorg' und Klag',
Sie, die einst den theuren Lieben
Schrecklich sich entrissen sah,
Aber ihn mit Schmerzentrieben
Zärtlich liebte, fern und nah.

Möge nun der Lebensabend,
Edles Paar! dir heiter sein!
Freudig ziehe noch und labend
Gottesfriede bei Dir ein!
Möge Dir der Himmel geben
Ein beglücktes neues Jahr,
Und noch manches froh zu leben,
Wie das nun verfloß'ne war!

Wie Tag und Nacht, Sonnenschein und Regen mit einander wechseln, so wechseln auch des Lebens Freuden und Leiden. Des Lebens Bitterkeit empfand ich wieder in hohem Grade durch den Handel, in den mein älterer Sohn in den letzten Monaten des Jahres 1833 verwickelt wurde; und eine im Jahre 1829 geleistete Bürgschaft, durch welche ich nun in beträchtlichen Schaden kam, ließ mich vielseitige Intriguen von Bekannten und vermeintlichen Freunden erblicken, die mir meine alten Tage verbitterten.

Wenn mir aber auch meine Liebe zur Freiheit und zum Vaterland, meine Theilnahme an dem Schicksal meiner Mitbürger, der Meinigen und meiner Verwandten und Freunde Leiden vieler Art bereitet haben, so habe ich doch auch durch dieselbe der Freuden viele genossen, und meine höchste ist das süße Bewußtsein, das mich ins Grab begleiten wird, daß mir unter allen Umständen das Glück meines Vaterlandes und meiner Mitbürger theuer war und mehr am Herzen lag, als mein eigenes.

Schlusswort.

Gedrängter Rückblick auf meine Vergangenheit. Ich durchwanderte die drei großen Perioden der Revoluzion, der Mediazion und der Restauration unter mannigfachen Freuden und Leiden, doch mächtig gestärkt vom Geiste der Allmacht. Mein väterliches Scheidewort an die Söhne des Vaterlands.

Ein Schriftsteller neuerer Zeit sagt, wenn ein Mann seine eigne Lebensgeschichte herausgebe, so könne man von ihm sagen, „er lebe von seinem Leben.“ Mag dieß bei vielen Autobiographen der Fall sein — mich trifft das

Stichwort nicht. Nur Liebe, innige Liebe zu denen, mit welchen ich durch die Bande des Bluts und des Herzens verknüpft bin, und Liebe, heiße Liebe zum ewig theuren Vaterland hat mich zu diesem schwierigen Werke vermocht. Was in Liebe euch gegeben ward, das, hoffe ich, werde auch in Liebe von euch aufgenommen worden sein. Vergönnt mir am Schlusse dieses Werkes noch einen kurzen Rückblick auf die Jahre der Vergangenheit, und achtet auf die väterlichen Lehren, die ich in der Schule meiner mannigfachen Erfahrungen mir gesammelt habe!

Schaue ich zurück durch alle die sieben Jahrzehnde meines Lebens bis in die ersten Tage meiner Kindheit — so erscheint mir Alles wie ein bunter Traum. Sonnenschein und Wettersturm wechselten oft langsam, oft mit Blitzesschnelle ab. Mir blühte manche Blume der Freude am Wege des Lebens. Aber diese Blumen liegen großentheils verwelkt, mitunter zerknickt im Grabe der Vergänglichkeit. Mit Liebe, mit Rührung, mit Sehnsucht gedenk' ich nochmals deiner, du Liebling meiner Seele, du einst der Stolz und die Wonne deines Vaters! Mit sehnsuchtsvoller Liebe gedenk' ich nochmals euer, ihr geliebten Todten Gottes, die ihr im Leben mir waret, was David dem Jonathan — deiner, du ehrwürdiger Vater Bodmer, Neeracher, Brändli und ihr alle, deren Namen in meinem Herzen verzeichnet stehen mit einer Schrift, die keine Zeit auslöscht! Ach! ihr schlummert schon Jahre lang unter'm Moose der Gräber! . . . Doch ihr seid mir nicht verloren. Uns scheidet ja nur eine Spanne Zeit und eine Handvoll Erde. Ihr seid nicht verloren. Ihr seid Bürger eines ewig freien Vaterlandes. Meine Liebe folgt euch nach. Schlägt auch mir die Stunde des Todes —

dann frohes Wiedersehen im Lande der goldenen Freiheit!... Sind gleich neue Geschlechter um mich aufgeblüht, und die Jahre des kräftigern Wirkens hinter mir — ich fühle mich auch im höhern Alter glücklich und froh in der Umarmung meiner Gattin, meiner Kinder und Enkel. Doch was mir über Gattin, Kinder und Enkel geht, das bist du, theures, heißgeliebtes Vaterland! Wohl knüpfen sich manche bittere und schmerzhafte Erinnerungen an dich und meine Liebe zu dir. Daß ich dich liebte, mehr liebte, als Gut und Blut, das ward mir zum Verbrechen gestempelt. Daß ich der Willkühr und dem Unrecht und der Verknechtung des biedern Schweizervolkes unerschütterlich widerstrebte, das zog mir Haß und Verfolgung, Verbannung und Kerker zu. Mich schmerzte oft der Wankelmuth der Menschen, der Undank der Welt, der Zahn der Verleumdung und die Tücke der Bosheit. Aber all dieß vermochte nicht, die Liebe zu Volk und Vaterland auszutilgen in meiner Seele. Der Haß und die Verfolgung meiner Feinde erhöhte meinen Muth. In der Verbannung und im Kerker warst du, o Vaterland, mein einziger Gedanke! Weder der Wankelmuth, noch der Undank, weder die Verleumdung, noch die Bosheit vermochten es, mich abzulenken von dir und der Liebe zu Dir! Treu dem Vaterland bis in den Tod! Das war mein Leitstern bis auf diese Stunde. Und der Geist des Vaterlandes stärkte mich in diesem Vorsatze und segnete mich bis auf diese Stunde.

Ich sah Sonnen auf und niedergehen über unser Vaterland. Ich sah den wundersamen Wechsel seiner Schicksale in mannigfach gestalteten Formen. Aber in diesen Formen wirkte fort und fort, zwar verborgen dem Auge der Menschen, oft unter Blitz und Donner, der Geist des

Vaterlandes, der Geist der Zeit, bis sie zuletzt hervorbrach in alldurchdringlichem Strahlenglanze, die hehre Julisonne, die den Despoten der Erde zu Grabe geläutet und den Völkern ein frohes Auferstehungsfest bereitethat.

Das Alles sah ich, und so steh' ich als Mann gereifter Erfahrung und geläuterter Einsicht vor euch!

Vernehmt daher noch, Söhne des Vaterlandes! aus dem Gebiete meiner freudigen und traurigen Erfahrungen die letzten Mahnungen und Warnungen des scheidenden Greisen! Söhne des Vaterlandes! Euch verlasse nie die Tugend der Vaterlandsliebe! Weiht euer Leben und Streben der Bildung eures Geistes und Gemüthes, dem Licht und Recht, dem Gottvertrauen und der Bürgertugend! Nur in der bessern bürgerlichen und sittlich-religiösen Erziehung des Volks liegt die einzige Schutzwehr unsers freien Staates. Fasset Muth, wenn auch der Geist der Zeit in einen dunklen Wolkenschleier sich verhüllen sollte! Mit der Vorsicht des Weisen begegnet dem Uebel der Zeit! Nicht die, die euer Vaterland umgarnen, sind euere gefährlichsten Feinde. Selbsucht im eigenen Busen ist der Würgengel der Freiheit und des Vaterlandes. In euern Herzen walte fort und fort der edle Gemeingeist, der unerschütterliche Sinn für Recht und Wahrheit, der Einmuth und die Eintracht, die Liebe zu Gott und dem Vaterlande! Lebt wohl, ihr Söhne des Vaterlandes! Lebt ewig wohl! Der Geist des Allmächtigen segne euch und euere Kinder und Enkel! Er segne unser liebes, theures

Vaterland!

Das billige Publikum wird es dem hohen Alter des vielseitigbeschäftigten Verfassers zu gute halten, wenn er die Bitte sich erlaubt, folgende Druckfehler zu verbessern:

Seite	3	Zeile	19	statt: nachdem sie, lese man: nachdem ich sie.
„	4	„	10	st.: die, l.: der.
„	7	„	30	st.: andere, l.: andern.
„	17	„	9	„ Pfäfflkon, l.: Pfäffikon.
„	19	„	33	„ Kopf, l.: Kapf.
„	20	„	27	„ unserer, l.: unser.
„	23	„	9	„ nur l.: nun.
„	31	„	27	„ privielgirt, l.: privilegirt.
„	34	„	15	„ Nothwendigieit, l.: Nothwendigkeit.
„	40	„	25	„ eures, l.: euers.
„	43	„	16	„ Familien Nachrichten, l.: Familien-Nachrichten.
„	53	„	3	„ denselben, l.: derselben.
„	58	„	12	„ ausgewiesen, l.: hinausgewiesen.
„	62	„	28	„ Elsaß l.: Elsaß.
„	70	„	25	„ Shaluppe, l.: Schaluppe.
„	74	„	29	„ Sellnerter, l.: Sellmater.
„	76	„	27	„ (sicheres) Geleit, l.: (sicheres Geleit.)
„	85	„	3	„ Freunschaftsdienst, l.: Freundschaftsdienst.
„	89	„	31	„ welche beide, l.: welche beide man.
„	90	„	12	„ Schranken, vorwärts, l.: Schranken, der erste vorwärts.
„	102	„	31	„ Neven, l.: Neveu.
„	107	„	18	„ einen l.: eine.
„	110	„	9	„ ferneres l.: bitteres.
„	—	„	29	streiche: die für seine Entfernung ewig Dank wußten.
„	111	„	11	„ Bebbenheim, l.: Beblenheim.
„	119	„	26	„ konfiszierten, l.: konfiszirten.
„	125	„	10	„ ich, l.: er.
„	127	„	1	u. 2 streiche: Präsident der Gemeinde.
„	—	„	2	„ derselben, l.: der Gemeinde,
„	—	„	18	„ in dem, l.: in den.
„	158	„	6	„ Brüder, l.: Herren.
„	161	„	2	„ Aufenthalt, l.: Besuch.
„	164	„	9	„ Brigarde, l.: Brigade.
„	176	„	20	„ Foige, l.: Folge.
„	185	„	1	„ Kontons-Unterstatthalter, l.: Kantons-Unterstatthalter.
„	194	„	3	„ vor dem, l.: vor den.
„	202	„	24	„ wenn, l.: denn.

Hinterlassene Schriften

des

Volks- und Vaterlandsfreundes

Heinrich Rehracher

von Stäfa.

Mit vorangehender Beschreibung von dessen Leben

herausgegeben

von

J. J. Leuthy

von Stäfa.

Im Verlag
von J. J. Leuthy zum hintern Rechberg bei der Peterskirche
in Zürich.

1839.

Heilig sei Freiheit und Vaterland jedem biedern Miteidgenossen! Nie bestürme fremder Neid den Friedenstempel! Nie könne ein Tyrann die Fesseln der Knechtschaft über uns werfen. Nie zucke ein feindliches Schwerdt in unserem Vaterlande! — ferne hin fliehe der Despot, wo er ungestraft seine Brüder schlachten kann, und verflucht sei die Anarchie auf unserm Boden! Das Volk sei Körper des Staates, gute Gesetze und kluge Richter die Seele desselben, und Treue und Bruderliebe allgemeine Tugenden.

Rehracher.

Dem

Hohen Erziehungsrathe

des

Kantons Zürich,

als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste

um das Erziehungswesen.

Geweiht

vom

Verfasser.

Vorrede.

Noch haben nur Wenige, welche im Besitze der Manuscripte von Nehrachers hinterlassenen Schriften waren, den ausgezeichneten Volksschriftsteller und großen Werth seines geistigen Nachlasses anerkannt und gewürdiget. Wir achten es demnach als Pflicht, diese Schriften durch den Druck zu vervielfältigen, um dadurch nicht sowohl das Andenken und die Verdienste des edeln Schweizers zu ehren, und der Mit- und Nachwelt zu übertragen, als ganz besonders Eltern, Lehrern und der lieben Jugend ein Buch in die Hand zu geben, das so großartige moralische Ideen entwickelt.

Sehr verdankenswerth sind die Bemühungen einiger Mitglieder der Lesegesellschaft in Stäfa, welche diese Schriften sammelten und sorgfältig aufbewahrten. Es ist mir auch noch ein Tagebuch Nehrachers in die Hand gekommen, aus welchem ich Werthvolles enthoben habe.

Indem ich nun Nehrachers hinterlassene Schriften dem Hohen Erziehungsrathe des Kantons Zürich weihe, hoffe ich, derselbe werde ebenfalls einsehen, wie werthvoll diese für unsere Jugend sein werden, in einer Zeit, wo für ihre Bildung so Vieles gethan wird; immerhin aber solche, die physische und moralische Erziehung fördernde Schriften, noch sehr nothwendig, jedenfalls nützlich sein dürften, wenn sie, wenigstens in den Realschulen, eingeführt würden.

Möge dieses Buch von Jedermann gerne gelesen werden, besonders bei Vätern, Müttern und Lehrern der Jugend gerechte Anerkennung finden, um daraus dem aufwachsenden Kinde die schönen Lehren eines heldenmüthigen Kämpfers für Freiheit und Vaterland, für Recht und Tugend, für Lebensweisheit und Wahrheit, in das für alles Gute empfängliche jugendliche Herz einzuprägen, damit Glück und Wohlstand erblühen; wodurch das Andenken des edeln Rehrachers im Segen unter uns bleibt.

Zürich, im Jänner 1839.

Der Verfasser.

Lebensbeschreibung

Heinrich Nehrachers,

von Stäfa.

Man darf sich nicht wundern, wenn Menschen, welche von früher Jugend an bis in ihr reiferes Jünglingsalter in den Wissenschaften, besonders dem Studium der alten und neuen Sprachen und ihrer classischen Schriftsteller herangebildet werden, vor Andern, welchen das Glück einer so guten Erziehung nicht zu Theil ward, hervorragen, wenigstens vor ihnen aus Vieles wissen. Doch auch solche Menschen müssen geistige Anlagen besitzen, wenn etwas Außergewöhnliches aus ihnen werden soll, ohne diese ist und bleibt ihr Wissen nur Stückwerk, weil sie keine eigenen schöpferischen Ideen besitzen, sondern bloß das erlernte Lied ableiern, wie der Vogel, der nach der Orgel einige Stücke pfeifen gelernt hat, während das gebildete Genie Großes wirkt, indem es sich bestrebt, auch Andere zum Born der Weisheit hinzuführen, aus welcher reine Freuden, dauerhaftes Glück und Wohlstand ganzer Völkerschaften empor quillt.

Ehre solchen Gelehrten, solchen Verehreren und Lehrern der Künste und Wissenschaften! Ihre Namen bewahrt die Geschichte der Nachwelt auf, und in der Weisheit und Tugend kommender Geschlechter leben ihre guten Lehren fort.

Aber doppelt Ehre und Anerkennung Solchen, die ohne wissenschaftliche Bildung durch eigenen Trieb und eisernen Fleiß sich auf eine hohe Stufe des Wissens erhoben haben, denen der Urgeist Talente verlieh, die im Keime erstickt wären, würde

nicht der eigene Trieb der kräftigen geistigen Natur sie dem unfruchtbaren Boden entrissen und in die große Schule der Welt verpflanzt haben, um in ihr sich gehörig zu orientiren und durch sie sich selbst so weit zu bilden, um endlich noch zu ihrem Lehrer zu werden.

Glücklich, daß hie und da eine solche edle Pflanze emporsproßt, daß fast jedes Zeitalter große Männer gebiert, welche oft aus der untersten Volksklasse hervorgehen. Auch unser Vaterland hat mehrere solche vorzuweisen, besonders aus einer Zeit, wo die Wissenschaften nur in den Städten einheimisch, ihre Tempel aber auf der Landschaft dem redlichen Landwirthe und Berufsmanne verschlossen waren. Unter diesen Männern befindet sich Heinrich Rehracher, der Hafner von Stäfa, dessen Namen wir durch Herausgabe seiner Schriften der Nachwelt aufbewahren möchten, der uns so werth geworden war durch seine glühende Liebe zur Freiheit, seine Schicksale und sein Unglück.

Als erfahrner Professionist, war Mathias Rehracher, Hafner in Stäfa, in mehreren Kantonen bekannt, denn zu jener Zeit machte selten ein hiesiger Hafner so schöne und dauerhafte Arbeit wie er, dafür zeugen viele Öfen, welche jetzt noch, besonders in Häusern der Landschaft Zürich stehen, auf deren Kacheln der Name Mathias Rehracher noch ersichtlich ist. Der thätige Berufsmann hatte sich eine biedere gute Hausfrau auserwählt, mit Namen Anna Suter, ebenfalls von Stäfa gebürtig. Die Früchte der ehelichen Liebe dieses Ehepaars waren drei Söhn und zwei Töchter, unter denen Heinrich, der jüngste Sohn, im Jahre 1764 geboren ward. Frühe wurden die Geschwister zur Arbeit, aber auch zur Religion und Tugend angehalten. Im Kreise dieser Familie war strenge Moral einheimisch, und Eltern und Kinder lagen dabei mit Eifer und Fleiß dem Broderwerbe ob. Frühe zeigte Heinrich besondere geistige Anlagen, gesellte sich, wenn er den stillen, arbeitsamen Familienkreis verließ, gerne zu den besser gesitteten Kindern, war aber dabei doch lebhaft und regsamen Gemüthes; seine Schwester Emerentia war seine Lehrerin, an welcher der wißbegierige Knabe mit inniger Bruderliebe hing, obschon sie selbst unfähig war die Wißbegierde des Schülers zu befriedigen, der bald der Lehrerin, die selbst sparsamen Unterricht genossen, überlegen war.

Bis in sein zehntes Jahr besuchte Nehracher keine Schule und dann erst wöchentlich nur einen Tag die Repetirschule, wo bei dem damaligen übeln Zustande der Schulen auf der Landschaft wenig Ersprießliches heraus kommen konnte, als einige Worte unorthographisch Schreiben, ein Bißchen Rechnen und etwas mehr als Buchstabiren zu lernen. Doch unser Nehracher bahnte sich selbst den Weg zu seinem Wissen. Er faßte Alles, was er hörte mit besonderem Scharfsinn auf, dachte selbst darüber reiflich nach und wurde auf diese Weise frühe sein eigener Lehrer, indem er sich durch die besten Bücher, die er in reichen Häusern und bei gebildeten Leuten erhielt, selbst bildete. Den Hafnerberuf erlernte Nehracher bald gründlich, arbeitete sehr fleißig, so daß sein Vater wegen seinem großen Hang zum Bücherlesen nicht über ihn zu klagen hatte, da er erst nach vollendeter Tagesarbeit oft ganze Nächte durch und an Sonn- und Festtagen dem Selbststudium oblag. Freilich meinte der Vater oft, er sollte in's Bett gehen und nicht so viel Oel verbrennen, wie es damals in Häusern von Professionisten üblich war, nach vollendeter Tagesarbeit und eingenommenem Nachtmahl der erquickenden Ruhe zu pflegen, doch unser Nehracher wußte es, bald offen und bald verstohlen, immer so anzustellen, daß ihm sein Zweck nicht entging, und er bei der Arbeit dem Gelesenen nachdenken konnte. Zum Jünglinge herangewachsen, suchte und fand er zum Gesellschafter besonders in dem wackern Quartiermeister Heinrich Ryffel, Sohn der Schullehrers, einen aufrichtigen Freund, der ebenfalls sehr wißbegierig und verständig war, auch bei einer besseren Erziehung Vieles gehört und gelesen hatte. Die Jünglinge schlossen geistige Freundschaft zum Ziele der Wissenschaften und zum Nutzen und Frommen des Vaterlandes. Auf der Winde in Nehrachers väterlichem Hause hatten sie, um nicht belauscht und nicht gestört zu werden, ihr Lesekabinet aufgeschlagen, wo sogar von den alten und neuen Classikern gesprochen und verabredet wurde, an Bücher aus Bibliotheken den letzten ersparten Pfenning zu verwenden. Ryffel hatte schon eine ziemliche Zahl guter Werke, die Nehrachern besonders zu höherem Wissen anspornten. Von einem damaligen Landvogt in Wädenschweil und andern wissenschaftlichen Männern, bei denen er oft arbeitete, erbat er sich ebenfalls Bücher und

erhielt dieselben zum Lesen. Hören wir seine „Gedanken bei einer Bibliothek: „Unter den vielen Möbeln, die ein banquerotter Kaufmann auf seinem Landhause zurück ließ, reizte mich eine ziemliche Handbibliothek, die mir bei meinem dreitägigen Aufenthalte offen stuhnd. Mit süßer Wollust stand ich oft vor dem Schranke, und zählte die Bücher wie Harpax seine Dukaten, oder schmachtete nach einem klassischen Werke der Zeit, wie der Verliebte nach seinem reizvollen Mädchen. Keine widrige Empfindung fühlte ich da, nach vollendeten Tagesgeschäften, als wenn ich an mein Schicksal dachte, das mir nur so viel gab, als meine Lebensbedürfnisse fordern. Hätte ich Schätze aus den Kisten meiner Väter geerbt, dachte ich dann, nur die Hälfte von dem, was dort Einer mit den Karten verspielt, ein Anderer für Maitressen, ein Dritter für Bälle und Visiten, ein Vierter für Pferde und Jagdhunde und das Fräulein von E. für die Mode bezahlt; dann fände sich in meiner Zelle ein literarisches Magazin, welches das Auge des Kenners auf sich zöge. Oben an stühnden die Weisen und die Sänger des Alterthums, und ihnen nach folgten ihre Schüler, die Genie's der jüngern Zeit. Den ersten Platz erhielte die Geschichte der Natur und der Völker, den zweiten die Moral, den dritten die Poesie, den vierten die Lebensgeschichten der Weisen, Helden und Künstler. Aber nie darf ich hoffen nur das Wenige zu sammeln, was an vielen Orten unnütz im Staube steht. Doch habe ich dieses kleine Mißgeschick weniger zu beklagen, da Menschenfreunde durch ihre kostbaren Sammlungen mich unterstützen, welchen dafür Dank in's Freundes-Ohr und Dank vor aller Welt gesagt sein soll."

Herders, Kleist's, Hallers, Gellert's und Geßner's Schriften sprachen Nehracher'n besonders an, und er trachtete ihnen in Sprache und Geist nachzuahmen, was ihm vielleicht besser, als er selbst glaubte, gelang; denn wirklich kann seine deutsche Sprache, (besonders wenn wir betrachten, daß sie im achten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde), eine blühende, geistreiche, ja höhere Sprache genannt werden. Und welche herrliche Ideen entwickelte der sich selbst bildende Jüngling. Lesen wir seine Schriften, so sehen wir, wie aus der Fülle seines Geistes ein reicher Born von Weisheit und Wahrheit fließt, die Quelle dazu war die Erfahrung, welche er in den Palästen

der Reichen, wie in den Hütten der Armuth machte, wenn ihn sein Beruf oder andere Ursachen dahin führten. Wer Menschen lehren, sie zum Guten führen will, muß ihre Gebräuche und Mißbräuche vorerst kennen lernen. Ohne Menschenkenntniß ist der Gelehrte immer nur ein Pedant, der im Nebel herumfährt, ohne ein Ziel zu finden. Nehracher'n sprach die große Natur seines Vaterlandes auch besonders an, dieselbe beschrieb er bei manchen Anlässen auf eine höchst anziehende Weise, so wie er in seiner Bemerkung über die Erziehung der Jugend den Eltern die Mittel an die Hand giebt, ihre Kinder körperlich und geistig, d. h., an Leib und Seele zu gesunden, kräftigen Menschen zu machen. Lese der wißbegierige Jüngling Nehrachers Schriften, und er wird Mittel finden, neben der Zeit, die er den elterlichen Geschäften widmen muß, sich selbst zum wissenschaftlichen Menschen auszubilden. Im Allgemeinen tragen Nehrachers Schriften das Gepräge eines zart- und tieffühlenden Herzens, einer wahren und innigen Begeisterung für Tugend, Natur und alle die Gefühle, die dazu bestimmt sind, dem Pilger auf Erden seine Bahn zu ebnen und seine Schritte zu unterstützen.

Nehracher suchte und fand gute Gesellschaften, und wenn er an ausgelassenen Lustbarkeiten ungeschliffener Jungen keinen Antheil nahm, so geschah es nicht, um sich nicht gerne der Freude zu überlassen, sondern vielmehr, um nicht mit jenen andern Jünglingen ein böses Beispiel zu geben. Oft wurde Nehracher für einen Sönderling, oft für einen Andächtler ausgeschrieen, was ihm zu Bemerkungen Anlaß gab, indem er sagt:

„Kaum sind die Talente des von der Natur beglückten Jünglings zur Entwicklung gereift, und ihnen bietet der Fleiß seine brüderliche Hand; kaum reißt er sich aus der Zerstreuung der Welt, verachtet muthwillige Gesellschaften und all' die thörichten Freuden, die von den Höfen bis in die Hütten herabgestiegen sind, lebt sich selber und seiner Muße, so ist er ein Opfer des gewöhnlichen Vorurtheils. Bei dem Fortwandeln auf seiner eigenen Bahn scheint er dem Andächtler ein Sönderling, dem Witzling zu affectirt, und dem Pöbel ein Narr zu sein. Man verfolgt ihn bis in sein Zimmer, giebt auf jeden Fehler Acht, und ein entfahrenes Wort dient hundert Mal zu seiner Erniedrigung. Alles urtheilt über ihn, und zwar Einige, da-

mit sie für Kenner gehalten werden; Andere, damit sie mit ihrem giftigen Stachel, wie die Hornissen, verletzen, noch Andere, damit sie den aus dem Wege treiben, der ihnen im Lichte steht. So geht es dem Genie an kleinen Orten. In volkreichen Städten hingegen verliert es sich unter der Menge; man hat nicht so viel Zeit, einem einzelnen Menschen auf jedem Tritte nachzuspüren, oder es sind mehrere, die seine Bahn gehen. Jedoch hält es überall schwer ein Fach der Literatur zu wählen, um gar in demselben Schriftsteller zu werden; wer es thut, dessen Leben ist das Leben eines Kriegers auf Erden, und er muß die Standhaftigkeit eines Märtyrers besitzen, um der gelehrten Welt auf irgend eine Art zu dienen, sagt Pope. Aber Talente unterdrücken ist doch auch Himmel Schade! — Darum rathe ich jedem Liebling der Musen, nicht blöde, nicht furchtsam zu sein, und das unschätzbare Geschenk des Himmels zu nützen. Ja, eile Jüngling, den Zweck deiner Bestimmung zu erreichen; entziehe dich jeder unnützen Zerstreuung, und suche in der Einsamkeit, bei Werken des Geschmacks dein Vergnügen, werde aber auch nicht menschenscheu. Besuche zuweilen Gesellschaften, um da die Welt, den Unterschied des Wahren und Falschen, des Nützlichen und Schädlichen, die Tugend und das, was ihr entgegen ist, kennen zu lernen. Ziehe dich dann wieder zurück, befestige deine Grundsätze und folge der Vernunft. Prüfe Alles, behalte das Gute. Achte weder den Tadel der Welt, noch den Neid eines Nebenbuhlers; setze dich über alle Kleinigkeiten hinweg, und sei gegen Hieb und Stich so unempfindlich, wie die spanischen Kinder gegen die Geißelschläge. Erwirb dir aber durch Bescheidenheit und gefällige Sitten die Achtung des Rechtschaffenen, dessen gute Meinung in der Waagschaale der Vernunft mehr wiegt, als der Beifall von Millionen Thoren. Sei nicht hartnäckig in deiner Meinung und lerne die Kunst, deine eigenen Gedanken zu unterdrücken. Richte dich immer nach dem Urtheile des Kenners, und laß dich von keinem Irrlichte auf Abwege führen. Endlich folge dem Rathe des sterbenden Sokrates:

„Bleibe tugendhaft, fürchte Gott, liebe das „Vaterland und verachte Alles, was Thoren „hochschätzen.“

Wie Nehracher nach den Kraftlehren eines Sokrates unter seinen Mitbürgern lebte und handelte, so hielt er es mit der Freundschaft; er war Freund von Allen, aber lange sichtete er, prüfte scharf, faßte in jedem Lichte, und blickte tief bis auf den Grund, dem Manne, dem er in die Arme sank; denn er wußte, daß wenn man Gift statt Heilung trinkt, das Herz auf ewig wund bleibt. Die Erfahrung war auch hierin seine Lehrerin, was wir aus seinen eigenen Worten entnehmen, indem er in einem Aufsatze über Freundschaft u. A. sagt: „Anfangs nahm ich Alles auf Treue und Glauben an, bis ich mit Schaden klug wurde. Nun bin ich behutsamer, und mein Wahlspruch heißt:

„Freundschaftlich gegen Jedermann,
Vertraulich gegen wenig.
Verschwiegen sein so viel ich kann —
Wie Fritz der Preußenkönig!"

Von den Männern, zu welchen Nehracher sich in seiner Heimath gesellte, nennen wir u. A. den vorbemeldeten Heinrich Ryffel, Landschreiber Billeter, Hauptmann Baumann, Rathsherr Pfenninger, Sekretär Ryffel und den jetzigen Gerichtspräsidenten Bühler, alles zu damaliger Zeit gebildete, anerkannt redliche Männer, von denen Nehracher viele gute Lehren erhielt, aber sie auch hinwieder belehrte.

Die meisten von Nehrachers hinterlassenen Schriften, welche glücklicher Weise noch aufbewahrt wurden, sind von den Jahren 1789 bis 1791, und aus einem Tagebuche gezogen, das er erst Nachts, nach vollendeter Arbeit schrieb, wenn Andere sich sorgenlos dem süßen Schlafe überließen.

Wie anspruchlos er war und auf seine Arbeiten hinsah, beweist ein Aufsatz am Schlusse jenes Tagebuches, in welchem er sagt: Tagebuch? Auszüge? Nein, in meinem Leben keine mehr! Ja, wenn ich mein eigener Herr wäre, Geld genug hätte, mich sonst für nichts bekümmern dürfte, — dann vielleicht noch so ein Jahrwerk, oder noch mehrere, entweder für mich oder für die Welt. Für mich, wenn ich nur meinem Gott das Gute erzählen, das ich gethan oder bloß empfunden, ihm auch meine Fehler eingestühnde. Für die Welt, wenn ich ihre Thaten bemerkte, Gutes und Böses als Beispiele darstellte, große und liebenswürdige Charaktere aus allen Ständen

sammelte und Schurken brandmarkte. Aber eine Profession zum ganzen Reichthum in der Welt haben, die so lange giebt, als unsere Hände arbeiten, aber Alles versagt, wenn diese ruhen; die zwar nicht der verächtlichste Stand, sondern das glückliche Mittelding ist — zwischen Herr und Sklave, welches beide beneiden; jener, weil wir seine Unruhe nicht kennen, und dieser, weil wir nicht in der Knechtschaft schmachten, oder in den Fesseln klirren. Ueber einer Profession ohne Vermögen wollte ich sagen — vergeht einem die ganze Journalsucht, sei er Mann oder Jüngling. Der Mann hätte zwar den besten Stoff für ein nützliches Allerlei, wenn seine kleinen Sänger in der Wiege Conzert geben, oder wenn am frühen Morgen seine Frau die vielen Bedürfnisse an den Fingern zählt und die Ausgabe fordert, oder wenn ihm sein zänkisches Weib den Kopf warm macht. Aber — wer möchte unter dergleichen Mühseligkeiten des Lebens noch schreiben? Den Jüngling hindert oft außer Geschäften Eingeschränktheit und jugendliche Zerstreuung; noch steht er unter den Befehlen seiner Eltern, denen er kindlichen Gehorsam schuldig ist, und da fällt ihm schon zur Last, daß die guten Alten so wenig Schlaf haben, daß sie schon den Morgenstern, er aber erst die kommende Sonne begrüßen möchte. Rufen und Pochen weckt ihn aus seiner süßen Ruhe, und verdrängt die täuschenden Träume; unwillig rafft er sich auf, kleidet sich an, liest seinen Morgensegen, und dann flugs an die Arbeit, bis zum späten Abend. Ist er seinen Geschäften entlassen, dann schmeckt ihm ein Pfeifchen eben so gut als dem Staatsmanne, er besucht eine kleine Gesellschaft mit eben dem Vergnügen, wenn sie sich auch bloß mit Märchen von Irrwischen und Geistererscheinungen unterhält, oder eilt zu seinem Mädchen, das ihm mehr gilt als die schönste Prinzessin der Welt. Der Sonntag ist nöthige Erholung für ihn, und wird so zugebracht, daß er den Morgen der Kirche, den Mittag dem Lesen und den Abend einem Spaziergange, einem Besuche widmet, oder ein Gläschen Wein irgendwo trinkt. Ich möchte nun noch so viel Zeit übrig wissen, daß er über das, so er gesehen, gehört und gethan, das Papier bekritzeln könnte. Ich kann aus Erfahrung sagen, wie's einem geht, — da ich innert einem Jahre so manche Stunde weniger

geschlafen, so manche Freude aufgeopfert, so manches Bessere versäumt, und doch nichts Ordentliches herausgebracht habe.

Anfangs handelte ich planlos. — Ein Abend — ein Freund — konnte mich zu dem Entschlusse bringen meine Gedanken niederzuschreiben. Fragte ich mich, was willst du schreiben, so war die Antwort: Kommt Zeit, kommt Rath. — Und — wie willst du schreiben? Ein jedes wie es sich schickt. — Nun packte ich Alles an, was mir auffiel, Großes und Kleines, Tragisches und Komisches, — griff allenthalben nach dem Bleistift und kritzelte meine Schreibtafel zu beiden Seiten voll. So entstuhnd ein Mischmasch ohne Wahl und Geschmack, das mir täglich weniger gefiel, besonders das Komische, zu dem ich gar nicht geschaffen bin. Nun, was anfangen? Das Gute mit dem Schlechten vertilgen und nicht im Stande sein, 52 Wochen einen Plan durchzusetzen? Jetzt wagte ich mich bloß an das Ernsthafte, und beschloß dann, Auszüge zu schreiben, die aber, weil ich meiner selbst zu wenig mächtig war, und noch zu wenig Gedanken unterdrücken lernte, abermals zu weitläufig wurden. Also wäre mir noch eine dritte Arbeit aufbehalten, um meinen Freunden etwas Lesenswerthes zu liefern. Aber einmal ist's ein Ruhepunkt für mich, und ich möchte ein Bischen mein kurzes Leben genießen, und zwar in Arkadien oder auf Sicilien, wo Natur und Menschheit einen Theokrit begeisterten. — Doch nein, — auch hier finden sich gute, liebenswürdige Menschen, — Mädchen voll Einfalt und Unschuld, des Namens einer Phylis nicht unwürdig, — und Jünglinge, wie einst die friedlichen Schäfer waren, auch reizen Felsen und Wasserfälle, Quellen und Haine, Saatfelder und Weinberge, Alpen und Herden, Flötentöne und Mädchengesänge eben so gut als in dem südlichen Himmelsstriche; diese will ich sehen, — und genießen der Freuden, so viele, als Natur und Liebe geben können."

Mehrere Aufsätze aus benanntem Tagebuche arbeitete Nehracher später erst noch völlig aus; denn ein innerer Drang auf dem Felde des Wissens ließ ihn nicht ruhen; die Natur und die Liebe waren es wirklich, die sein Dichter-Genie begeisterten. An dem Busen der Natur und der Brust eines tugendhaften Mädchens fühlte er sich überglücklich. Wie konnte er nun aufhören, Nächte zu durchwachen, um seine Ge-

danken niederzuschreiben. Gerade zur Zeit seiner ersten Liebe schrieb er mehrere der Aufsätze, die wir unsern Lesern mittheilen. Was wäre wohl aus dem Jünglinge geworden, wenn es dem Schöpfer aller Lebendigen gefallen hätte, seinen Geist hienieden noch weiter entfalten zu lassen? vielleicht ein Idyllendichter, wie Geßner, ein Natur-Philosoph, wie unser Vaterland noch wenige gebar; denn in der That mangelte ihm nur der Standpunkt, um unter den ersten und schönsten Geistern zu leuchten; doch die ewige Vorsehung hatte es anders beschlossen. Weil er die Lehren des weisen Sokrates befolgte, Gott und das Vaterland liebte, bereitete ihm Letzteres ein unverdientes Loos, das seinen Lebensfaden schnelle zerriß. Diejenigen Rechte, welche dem zürcherischen Landvolke von der Stadt im Jahre 1489 durch den Waldmannischen Spruch und 1532 durch den Cappeler Brief zugesichert wurden, giengen theils durch Gewalt, theils durch Zeit und Umstände verloren. Das Landvolk gerieth in einen immer drückenderen, abhängigeren, für Schweizer unwürdigen Zustand. Beinahe Alles, was einem wahrhaft freien Volke geziemt, wodurch es sich entwickeln, sein politisches Dasein fördern und heben kann, hatte die Stadt an sich gerissen. Statt daß in einem Freistaate jeder Bürger denjenigen Zweig des Handels ergreifen konnte, wozu er Lust, Kenntnisse und Mittel besitzt, durfte der zürcherische Landmann, außer mit Wein und Getreide, keinerlei Handel betreiben. Statt daß der Bürger eines eigentlichen Freistaates, hinsichtlich des Ankaufes der Stoffe, zur Verarbeitung nicht an irgend einen bestimmten Ort gebunden ist, eben so wenig im Verkaufe der daraus verfertigten Produkte, — mußte der zürcherische Landmann für die vielverbreiteten Baumwollenwebereien die rohe Baumwolle in der Stadt kaufen. Alle Fabrikate, sogar was er für seine eigene Familie fabrizirt hatte, war er gehalten zuerst dem Stadtbürger zu verkaufen, und es dann von demselben gebleicht und gedruckt wieder zu kaufen. Statt daß in einem Freistaate keine Vorrechte gelten, sondern alle Bewohner gleiche staatsbürgerliche Rechte genießen, blieben dem Landvolke von Zürich geistliche und weltliche Aemter verschlossen. Das Kind des Landmanns war dem Pfluge und dem Rebmesser zugeschrieben, oder half taglöhnend den Groß-

gewerben der Hauptstadt, und konnte sich nicht aus dem Staube erheben *).

Wahrlich: sagt ein Bürger des Kantons Zürich, in der Broschüre: „Ein Blatt aus der Geschichte des Kantons Zürich u. s. w. (Glarus 1831, bei Fridolin Schmid) wahrlich, fast unmöglich konnte die Despotie ihre Härte weiter treiben, — fast unmöglich konnte sie der Menschenwürde und dem Menschenrechte stärker auf den Kopf treten, wenn sie nicht willenlose Sklaven oder gar gänzliche Vernichtung wollte **). Welcher Unbefangene, welcher, dem ein Menschenherz in seiner Brust schlägt, konnte es daher den Unterdrückten mißdeuten; welcher, der die bürgerliche Freiheit nur einigermaßen kennt und zu schätzen weiß, mußte es billigen, wenn sie sich bestrebten ihr Joch abzuschütteln, und die ihnen entrissenen ewigen Rechte wieder zu erhalten.

Als daher, trotz allen noch so unwürdigen Bedrückungen und Beschränkungen, Wohlstand und Bildung durch unermüdeten Fleiß und eifriges Streben, hauptsächlich in den Gemeinden am See zugenommen hatten; als das französische Volk, siegreich in seiner Freiheit geworden, keinen Unterschied zwischen Bauer und Edelmann, Stadt und Land mehr kannte, wurden von diesem Beispiele Viele am Zürichsee ergriffen und begeistert, und sie sprachen unter einander: „Warum ist es nicht also bei uns? dieweil wir freie Schweizer geheißen werden, sind wir Knechte der Stadt, ja in manchen Gegenden noch Leibeigenen gleich. Unter diesen Vielen war der freisinnige, wackere Rehracher einer der Ersten, den solche Ungerechtigkeiten drückten; sein Beruf führte ihn mehrmals in die kleinen Kantone, und er soll, was wir jedoch nicht verbürgen wollen, durch Alois

*) Lese hierüber des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk, von Zschokke, 59. Abschnitt.

**) Wie ganz anders benahmen sich die Beamteten und überhaupt die einflußreichen Männer Zürichs im Jahre 1830. Sie sahen ein, daß es an der Zeit sei, in einem Freistaate die Rechtsgleichheit anzuerkennen, und alte Mißbräuche, an welchen freilich jetzt noch Viele kleben, abzuschaffen; deswegen fanden die Abgeordneten der Ustersversammlung Gehör, und unsere jetzigen Zustände sind glückliche Folgen dieser zeitgemäßen Nachgiebigkeit.

Reding, von Schwyz, zuerst vernommen haben, daß der Waldmanns-Brief und der Kappeler-Brief Stadt und Land gleiche Rechte zusichere, und habe dann diesen Umstand seinen vertrauten Freunden mitgetheilt. Die Dokumente wurden theils in der Kirche zu Küßnacht, theils in der Freiamtslade, der Kappeler-Brief insbesondere durch das Mittel des Gerichtsschreibers Syz aufgefunden. Dieses geschah im Jahre 1794. In Wädenschweil bildete sich eine Lesegesellschaft, welche unter diesem Titel politische Plane entwarf, an denen Rehracher und Pfenninger (später Rathsherr) besondern Antheil nahmen und ihre Gedanken über das ewige Recht der Menschen und über die Verdienste des Landvolks um die Stadt verbreiteten. Eine Denkschrift wurde aufgesetzt, welche der Landesobrigkeit überreicht werden sollte, worinn allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiche Rechte des Landmanns mit dem Städter, zu Aemtern und Stellen, und Loskäuflichkeit der Grundzinse, so wie noch vieles Andere, auf bescheidene, rechtliche Weise verlangt wurde. Diese Denkschrift ward besonders durch Chirurgus Staub, in Pfäffikon, thätigst von Gemeinde zu Gemeinde verbreitet. Rathsherr Füßli, Obervogt in Horgen, kundschaftete das Treiben der Männer am Zürichsee zuerst aus, und berichtete es, trotz dem klugen Benehmen seines Bekannten, Caspar Billeter von Stäfa, der ihn im Interesse seiner Freunde Rehracher und Pfenninger über die Sache zu belehren, vielleicht auch im Nothfalle zu täuschen suchte, an das Familienregiment in Zürich. Alsbald wurden diejenigen, welche sich am geschäftigsten hervorgethan hatten, verhaftet, und wie Unruhestifter mit großer Strenge bestraft. Die traurigen Folgen der Maiengemeinde zu Stäfa, im Jahre 1795, sind in genanntem Abschnitte von Zschokkes Schweizergeschichte, besonders aber in dem „Blatt aus der Geschichte des Kantons Zürich“ zu lesen, wie das Volk am See mit Truppen überzogen, Briefe und Siegel todt erklärt und eine Menge braver Bürger in Kerker geworfen wurden. Seckelmeister Bodmer und Seckelmeister Pfenninger von Stäfa, Seckelmeister Fierz von Küßnach, Hauptmann Hüni und Statthalter Schmid von Horgen, wurden sogar auf das Schaffot geführt, wo dem alten ehrwürdigen Bodmer, im Angesichte der Uebrigen, das Schwerdt über sein graues Haupt geschwun-

gen ward. Hierauf wurden Bodmer und Fierz zu lebenslänglicher, Pfenninger zu zwanzig- und die Uebrigen zu zehnjähriger Gefangenschaft in's Zuchthaus gebracht, und ihr Vermögen größtentheils konfiszirt. Eine Menge Strafurtheile und Brandschatzungen rechtlicher, freier Bürger folgten nach.

Der junge, edle Nehracher wurde gefangen genommen, nach Zürich geführt, und mit unmenschlicher Härte, nach den strengsten Criminalverhören, von einem Stadtbedienten, der vielmehr einem Henkersknechte gleichgestellt werden könnte, in den Oetenbach geschleppt, und 9 Wochen in dieser Mördergrube des ehemaligen Despotismus gemartert. In der Gefangenschaft schrieb er folgende Verse:

Menschenglück und Menschenfreuden
Muß ich hier im Kerker meiden!
Alle Lust ist mir entrissen, — —
Doch die Ruhe im Gewissen
Heitert diese trüben Stunden,
Und gießt Balsam auf die Wunden.

Scheint mich jetzt das Glück zu hassen,
Bin ich von der Welt verlassen,
Fliehen meine besten Freunde,
Lachen meiner meine Feinde;
Bald kann sich das Glücksrad drehen
Und der Sturm vorübergehen.

Nur getrost, o meine Seele!
Droht dir Schiffbruch diese Welle,
Du wirst ihrer Fluth entgehen,
Bald die schönen Ufer sehen,
Und bei sanften Mittagswinden
Deine Ruh' im Hafen finden.

Endlich wurde über Nehracher, nachdem er auf seinen Grundsätzen unerschütterlich, wie die Alpen, blieb, so wie über seine Freunde Pfenninger und Staub, folgendes Strafurtheil ausgefällt und vollzogen:

Strafurtheil über die Theilnehmer am Memorial. Vor den Zweihundert der Stadt Zürich, d. d. 12. Januar 1795.

„Zufolge der Akten erhellt, daß sich der Hafner Nehracher, von Stäfa, als den eigentlichen Verfasser einer Schrift anerkennt, die voll von Grundsätzen und Forderungen ist, welche die öffentliche Ruhe und die bisherige glückliche Verfassung unsers Landes hätte untergraben und sogar Zwietracht zwischen Stadt und Land veranlassen können, — daß er ferner diese Schrift zum zweiten Mal umgearbeitet, von derselben Kopien verfertigen lassen, und erst nachher einen Auszug: „Benachrichtigung an unsere lieben Mitlandleute" betitelt, davon verfertigt, auch den unordentlichen Zusammenkünften in Stäfa und Meilen beigewohnt hat, — daß der Chirurgus Pfenninger von Stäfa die erste Veranlassung zu dieser gefährlichen Schrift gewesen, indem er den Nehracher dazu aufgefordert, auch demselben zwei Aufsätze: „Das Familengemälde" und „die Rechte der Menschen" betitelt, als Materialien geliefert; daß er ferner an Ausbreitung dieser Schrift gearbeitet, indem er zu diesem gefährlichen Endzweck sie zuerst außer seiner Gemeinde bekannt gemacht, desgleichen die unordentlichen Zusammenkünfte zu Stäfa und Meilen mit veranlaßt hat, zu welch letzterer auch Personen aus andern Gemeinden, denen diese Schrift noch nicht bekannt war, berufen wurden, und zugegen gewesen sind, — und endlich, — daß er der obgedachten Versammlung zu Meilen noch am Morgen beigewohnt und an ihren Berathungen thätigen Antheil genommen, als er schon zur Verantwortung nach Zürich zitirt worden, und an dem gleichen Tage dort erscheinen mußte. — Daß der Chirurgus Staub von Pfäffikon, nachdem er durch seinen Lehrknaben die Kopie der einen Hälfte der Schrift vom Chirurgus Pfenninger zu Stäfa im Herbste erhalten, und die andere Hälfte ihm letzterer selbst in den ersten Tagen Novembers überbracht, allererst einem Manne von Wald, und hernach verschiedenen Personen zu Fehraltorf, Pfäffikon und Münchaltorf bekannt gemacht, am Tage vor der Meilener-Versammlung in der Sonne zu Stäfa sich nicht nur als Anhänger der Schrift unterschrieben, sondern auch den Trompeter Bachofner

von Altorf, der ein Gleiches that, verleitet hat, die Namen zweier anderer Männer von Altorf beizusetzen und endlich von dem Augenblicke seiner Rückkunft bis am folgenden Freitag durch Ausbreitung des strafbaren Memorials und dadurch gemachter, mit einigen Zusätzen vermehrter Auszüge, mehrere Anhänger für dasselbe zu erhalten, sich eifrigst bestrebte. —

Nachdem nun alle diese Personen, ungeachtet sie die glückliche Verfassung und den blühenden Zustand des Landes, so wie die Milde der Regierung selbst anerkennen mußten, sich ein so schweres Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, und zwar größtentheils, was die strafbaren, für die Ruhe des Landes gefährlichen Versammlungen und mehrere Herumbietungen der Schrift anbetrifft; nachdem sie schon wußten, daß die Hohe Landesobrigkeit mit Entdeckung derselbigen beschäftigt war, und die weitere Ausbreitung derselben zu hindern suchte, so haben meine gnädigen Herren in reifer Erwägung aller Umstände und in Rücksicht auf das von den Schuldigen gegebene feierliche Versprechen ihrer aufrichtigen Reue und künftigen Besserung, so wie auch in Hinsicht auf die Ruhe des Landes und in der Hoffnung, daß selbige in Zukunft vor dergleichen gefährlichen Bewegungen verwahrt bleiben werde, sich einmüthig in Gnaden dahin erkennen wollen: Die Schuldigen hiermit ihres Verhaftes mit Auflegung der Unkosten, die darüber ergangen, zu entlassen, und sie zu Versicherung ihrer Reue und Besserung, den Hafner Rehracher, von Stäfa, für sechs Jahre, den Chirurgus Pfenninger und Staub hingegen, jeden für vier Jahre aus gesammter löblicher Eidgenossenschaft wegzuweisen; wobei jedoch Jedem aus ihnen überlassen sein solle, den Ort, wo er sich hinbegeben will, auszuwählen, und wo alsdann Jeder besonders, in der Stille, auf die Grenzen gebracht werden solle. — Sollte übrigens dem Einen oder Andern ein Heimathschein zu seinem bessern Fortkommen behülflich sein, so soll ihm die Ausfertigung eines solchen nicht verweigert werden, so wie man auch, wenn der Eine oder Andere sein Glück anderswo suchen will, ihm nebst seiner Familie sein Hab und Gut verabfolgen lassen wird. — Wenn endlich nach Verfluß der festgesetzten Jahre die Schuldigen in ihr Vaterland zurückkommen wollen, und sie Zeugnisse einer stillen und unklagbaren Aufführung aufweisen können, so mögen sie als-

dann bei meinen gnädigen Herren Räthen und Bürgern eine ehrerbietige Bittschrift für ihre Begnadigung einlegen, wo dann meine gnädigen Herren ihnen das Land wieder in Gnaden öffnen wollen. — In Folge dieses Urtheils soll das Signalement dieser drei Hauptschuldigen den hiesigen betreffenden Stellen, und sowohl allen löblichen Ständen der Eidgenossen, als den Herren Landvögten in den gemeinen Herrschaften mitgetheilt, die Anzeige und Exekution der Sentenz aber den Herren Nachgängern aufgetragen werden, welche den angemessenen Erinnerungen noch die ernstliche Warnung beifügen werden: daß sich Keiner aus ihnen bei schwerer zu erwarten habender Verantwortung und Strafe gelüsten lassen soll, das gegen ihn verhängte Bannissement zu übertreten."

Lange umherirrend, in Gottes weiter Welt, getrennt von seinem siebenzigjährigen greisen Vater, von seinen, ihn treu liebenden Brüdern und Schwestern, den Armen einer ihn zärtlich liebenden Braut herzlos entrissen, wirkten diese mannigfaltigen, fürchterlichen Schläge so gewaltig auf Rehracher's körperliche Umstände, daß dadurch die edle Kraft seines menschenfreundlichen Lebens tief untergraben wurde, und er endlich nach einer Verbannung von zwei Jahren und 9 Wochen in den Armen seiner Freunde und Schicksalsgenossen, Pfenninger und Staub, kaum 33 Jahre alt, zu Bäblenheim im Elsaß, seinen Geist aushauchte, damit er sich in dem ewig freien Vaterlande, das ihm kein Despot der Erde, keine willkührliche Gewalt mehr zu rauben vermochte, noch herrlicher entfaltete. Ein Jahr nach seinem Hinschied starb auch sein älterer Bruder aus unbegrenzter Trauer, welche ihm der Verlust des treuesten Bruders und Freundes verursacht hatte. Der alte Vater mußte alle drei Söhne noch überleben, ist nun aber auch längst in die Wohnungen des Friedens hinüber gegangen. Rehracher's Schwester und Lehrerin, Emerentia, starb im Jahr 1823, und eine Schwster lebt noch, in ihrem 80. Jahre, bei voller Geisteskraft und Gesundheit, im häuslichen Wohlstande, von Jedermann geachtet. Rehracher sah den Triumph der Freiheit nicht mehr, nicht mehr seine Freunde aus der Verbannung und den Kerkern, unter dem Jubel des Volkes, in die Heimath zurückkehren, und die Rechte des Volkes obsiegen. Er war schon zurückgekehrt in die ewige Heimath.

Aber billig weiht dem Unvergeßlichen jetzt noch jeder fühlende Eidgenosse eine Thräne des Mitleidens für sein trauriges Loos, das er sich durch Verfechtung der Rechtsgleichheit und durch seine wahre Vaterlandsliebe zuzog. Er hatte kein anderes Verbrechen begangen, als daß er ein treues wahres Wort zur Beherzigung an die sogenannten Landesväter sprach, die statt die Stimme der Wahrheit und des ewigen Rechtes zu hören, die Vorstellungen und Bitten ihrer Kinder (?) als Hochverrath bestraften.

Immerhin laßt uns das Andenken Nehrachers, des ersten Begründers der Rechtsgleichheit, in unserm Kanton ehren, und wenn wir des unglücklichen Bockenkrieges, der eine Folge neuer Fesseln war, welche dem Volke auf hinterlistige Weise angelegt werden sollten, so wie des glücklichen Tages von Uster und seiner segensreichen Früchte gedenken, so wollen wir dem Höchsten für unsere jetzigen Zustände danken, die keine so herben Opfer mehr forderten.

Möchte es uns gelungen sein, das Charakterbild des edeln Eidgenossen nach dem Leben zu zeichnen, sein Andenken unter allen seinen Mitbürgern zu erhalten, der Jugend seine guten Lehren und Beispiele zur Nachahmung zu empfehlen, damit sie gewinne an republikanischen Tugenden, an Weisheit und Verstand, Glaube, Liebe und Hoffnung.

J. J. Leuthy.

I.

Die Weisheit des Schöpfers in der Ungewißheit unserer Schicksale.

Eben in dem Augenblicke, als ich dieses schreibe, bin ich ein glücklicher Bewohner des Erdballs; so entfernt vom Ueberfluß als vom drückenden Mangel, so ferne von der Versuchung zum unmäßigen Genuß, der Eckel gebiert, als von Kummer und Sorgen. — Wie bald können sich aber die Umstände verändern? wie bald kann sich das Glücksrad drehen? Es können Auftritte nahe sein, an welche ich jetzt nicht denke, Schicksale, die meinen Zustand noch mehr verbessern oder sehr verschlimmern! Meine häuslichen Umstände können durch zusammentreffende Ursachen dahin gedeihen, daß sie überall den Bedürfnissen entsprechen, oder sie können so weit herabsinken, daß ich über Mangel klagen und von der liebreichen Unterstützung anderer Menschen abhängen muß. Ich kann durch die Freundschaft aller Menschen durch Beifall und öffentliche Achtung gewinnen und hinwieder durch Neid und Feindschaft sehr viel verlieren. Ich kann gesund bleiben oder krank werden; ein hohes Alter erreichen, oder durch unvorgesehene Zufälle mein Leben einbüßen. Ich kann auf meinem Schiffchen im Strom der Zeit sanft fortschwimmen, oder an Klippen scheitern, auf den Wellen umschlagen. So schwebe ich immer ungewiß, zwischen Furcht und Hoffnung, was die Vorsehung über mich beschlossen haben mag: denn der Plan unserer Schicksale liegt im Verborgenen. Und — Heil uns! daß wir ihn nicht voraussehen können. Welche Unordnungen würden, auf Kosten der menschlichen Gesellschaft, daraus entstehen! Das bevorstehende Unglück des Einen, und das zu erwartende Glück des Andern, wie sehr würde das die gemeinnützige Thätigkeit hemmen und die allgemeine Verbindung der Menschen unter einander auf-

lösen! Gleich wie eine Uhr ihre Richtigkeit verlieren, und endlich gar stille stehen müßte, wenn an den Rädern, da und dort ein Zahn losginge: eben so würde das allgemeine Wohl verlieren, wenn so viele einzelne Menschen durch das zu erwartende Glück oder Unglück von ihren angewiesenen Verrichtungen abstehen, und ihre wirksamen Kräfte der menschlichen Gesellschaft entziehen würden. Dieses würde geschehen, wenn wir unsere Schicksale voraus sehen könnten. Saget, zum Beispiel, dem Armen, bald wirst du reich sein. Schon ist der Tod deinem Vater nahe, der dich zum Erben seiner Güter eingesetzt hat! wie bald wird er nicht mehr arbeiten und sorgenlos seine Tage dem Wohlleben widmen. Saget dem Reichen, der Schätze sammelt, daß seine Söhne sie verschwenden, und seine Enkel darben werden: wie bald wird er ein nützliches Gewerbe bei Seite setzen, das ungeachtet seines Eigennutzes, doch vielen müßigen Händen Arbeit gab und den Fleiß belohnte? Saget dem Gelehrten, der Jahre lang seine Geisteskräfte auf Erfindung nützlicher Wahrheiten anwendete, und den Umfang seiner Kenntnisse und Erfahrungen, der Welt und der Nachwelt in einem Buche mitzutheilen willens war: du wirst seine Vollendung nicht erleben, der Neid deiner Nebenbuhler wird deine Bemühung unterdrücken, die Nation wird deine Grundsätze; weil sie neu sind, verachten und dich aus dem Vaterlande verbannen; und sehet wie bald er seine Feder niederlegen wird, um nicht ein Opfer des verderbten Geschmacks seiner Zeit und der Unwissenheit seines Volkes zu werden. Saget dem Politiker, der aus Liebe zum Vaterlande die Rechte der Menschen lehrte, und sich den Mißbräuchen entgegen setzte, oder dem Minister, der lange Nächte der Verbesserung der Verfassung und den Gesetzen aufopfert: daß er sich der Ungnade des Fürsten, oder der Rache des Pöbels schuldig mache, oder daß eine Faction sich wieder ihn verbinde: wie bald wird er seine Bemühung aufgeben, um nicht an einer Klippe zu scheitern, und lieber wird er mit der Schaufel seinen Garten umgraben, als länger fruchtlos dem Staate dienen. Schmeichelt dem Jünglinge mit künftigen Lorbeern, und machet ihn stolz durch Lobsprüche: Wie leicht geräth er auf Abwege? Wie leicht wird ihn seine Eigenliebe, und der zu hohe Begriff, den man ihm von seinen Fähigkeiten beibrachte, verführen; gewiß wird er

nie die Stufe des Verdienstes erreichen, die er nach seiner Anlage hätte erreichen können. Kurz, saget dem Einen mit Gewißheit: Du wirst glücklich, und einem Andern; du wirst unglücklich sein; du wirst Ueberfluß haben, und du wirst Mangel leiden; du wirst mit Ehre gekrönt, und du wirst mit Schande belohnt werden; über dich wird die Natur ihr Füllhorn ausleeren, und dir wird sie ihren Segen entziehen, und dann denkt euch alle die Verirrungen unter den Erdbewohnern, und wie sehr die Thätigkeit litte, wenn freudetrunken der Glücklichwerdende seiner Arbeit entsagte, und verzweifelnd, der Unglücklichwerdende gar nichts wagte! Wie dort Unkraut herrliche Felder deckte, dort ein Zweig der Handlung verdorrte, und dort eine Quelle der Weisheit versiegte.

Eben so nachtheilig wäre es für unsere Moralität, wenn wir die Geheimnisse unserer Schicksale, besonders in Absicht auf die Dauer unsers Lebens, mit Gewißheit sagen könnten. Könnte man z. B. dem Wohllüstling versichern; noch habe er dreißig Jahre zu leben — wie sinnlos würde er sich seinen Leidenschaften überlassen, und dem Tummel seiner wilden Lüste folgen, da er jetzt bei der Ungewißheit seines Todes, so oft die Vorwürfe der Natur und des Gewissens hören muß. Gebet dem Geizigen und dem Bösewicht noch zwanzig Jahre Frist: so wird jener bis auf die letzten Tage seine Schätze zusammen häufen, ohne wohlthätig zu sein, und dieser eben so lange seine Seelenkunst in der Bosheit finden. Selbst der moralisch gute Mensch würde sich bei der Gewißheit der Dauer seines Lebens oft etwas erlauben, welches seiner Tugend zuwider wäre, weil er Hoffnung haben könnte, solches wieder gut zu machen; und der Lasterhafte würde sein Sündenmaaß noch ungleich mehr anfüllen.

Wie viel Gutes ligt demnach in der Ungewißheit unserer Schicksale und der Dauer unsers Lebens! Durch sie erhält sich die Ordnung der gemeinnützigen Thätigkeit, der Wohlstand und sogar die Existenz der menschlichen Gesellschaft, die nicht möglich wäre, könnten und dürften Sterbliche den Vorhang wegziehen, unter welchem unsere Schicksale verborgen liegen. O, glückliche Ungewißheit! Wer dich nicht wünscht — wünscht nicht das Wohl der Menschen! Wie ruhig und sorgen-

los kann alles in dir sein! Der Arme und der Reiche, der Staatsmann und der Weise, der Bauer und der Taglöhner, die Familie und die ganze menschliche Gesellschaft! Schlechterdings lagst du, Ungewißheit, in dem Plan der Schöpfung, als das höchste Wesen glückliche Menschen schaffen wollte. Ruhig sollten sie durch dich ihr Erdenleben genießen, wie die sorgenlosen Thiere! Das bekräftigte hernach der Abgesandte des Himmels, als er prach: Sorget nicht für euer Leben, ꝛc. ꝛc. das heißt: Erfüllet als vernünftige Menschen euere Pflichten; alles Uebrige überlaßt der Weisheit euers Schöpfers.

II.

Bemerkungen aus meiner Gefangenschaft.

Nur diejenigen wissen die edelsten Güter des Lebens zu schätzen, welche sie entbehren müssen.

Fraget den Kranken, was Gesundheit, den Blinden, was Gesicht, den Dürftigen, was ein gemächliches Leben, den Gefangenen, was Freiheit sei — vorausgesetzt, daß sie einmal im Besitz dieser bessern Dinge waren, ohne welche das Leben eine Qual ist — und sie können euch am besten antworten, denn nur der Unglückliche weiß das Glück des Lebens recht zu schätzen.

Ein fortdauernder Genuß des Glückes macht die Menschen gleichgültiger und unempfindlicher, so wie das fortdauernde Anschauen der schönen Natur. Ein beständiger Frühling, wo der Schmelz vielfarbiger Blumen und Blüthen aus dem grünen Teppich, oder ein beständiger Herbst, wo das Gemisch der lieblichsten Farben jedes Auge bezaubert, — würde endlich seinen Reiz verlieren. Kommt aber der langwierige Winter, wo die Natur ihrer lachenden Schönheit beraubt ist, die entblätterten Bäume aus dem gleichförmigen Schnee traurig sich erheben, und Leben und Freude bis an den Feuerheerd verscheucht sind. Dann fühlen wir erst den Verlust in der schönen Natur und erwarten mit Sehnsucht den kommenden Frühling. — So schwach sind die Menschen überall. Je länger sie das fortdauernde Gute

genießen, je gleichgültiger werden sie dafür, und je weniger wissen sie den wahren Werth desselben zu schätzen.

Das erste und vornehmste Gut des Lebens ist unstreitig die Gesundheit. Aber welcher Mensch, der diese himmlische Wohlthat ununterbrochen genießt, erkennt ihren wahren Werth. Tage und Wochen vergehen, ohne daß er bedenkt, wie glücklich er sei, und wie unglücklich er sein würde, wenn er krank wäre. Daher ist selten Einer nur so weise für seine Gesundheit Sorge zu tragen, daher rasen andere gegen dieselbe, und überlassen sich so unbedingt ihren Leidenschaften und Affecten. Selbst der Schmerz des leidenden Bruders ist nur eine vorübergehende Empfindung, die sich so lange erhält, als man sein Aechzen hören kann. . . Aber ach! der Kranke, er weiß was Gesundheit ist. Sein Schmerz stellt ihm die Glückseligkeit seines vorigen Zustandes alle Augenblicke dar, und er ist von dem unschätzbaren Werthe desselben so ganz überzeugt, wie kein Gesunder jemals überzeugt sein kann.

Nächst der Gesundheit ist das Gesicht eines der edelsten Güter des Lebens, welches uns unentbehrlich ist, und uns unaussprechliche Vortheile und Freuden verschafft. Durch sein Dasein sind wir nicht nur zu allen Geschäften und Handlungen geschickt, sondern wir können auch in der Werkstatt des weisen Baumeisters, die Schönheit der Dinge in Hinsicht auf Form, Verhältniß und Farbe betrachten, und seine erstaunliche Größe und Allmacht desto besser erkennen. Wie groß dieses Glück sei, und wie viele Freuden wir dadurch genießen, das wissen diejenigen am besten, die ein empfängliches Herz haben, welches den Eindrücken des Schönen und Manigfaltigen in der Natur offen steht. Aber ungleich mehr weiß es der Unglückliche, der durch einen Zufall (und wie verschieden können nicht die Zufälle sein?) dieses köstlichen Gutes beraubt ist! Er, um den jetzt ewige Nacht ihren traurigen Schleier warf, der zur Arbeit ungeschickt ist, der das gesellschaftliche Leben nur durch das Gehör und die Sprache genießt, und der das unendlich Schöne und Manigfaltige nicht mehr unterscheiden kann! Er allein erkennt den Werth dieses verlorenen Sinnes, und er würde dasjenige Gut, welches wir so gleichgültig besitzen, mit den Schätzen beider Indien erkaufen.

Nächst der Gesundheit und Gesicht ist Nahrung und Decke zu einem glücklichen Leben uns unentbehrlich. Aber wie wenig schätzt man auch diese nach ihrem wahren Werth! Der fromme Hirt und Ackermann, der unter seinem Strohdach bei seinen eigenen Erzeugnissen zufrieden lebt, der erkennt weit eher sein mäßiges Glück, und dankt der Vorsehung den bescheidenen Theil, als der reiche Weltbürger, der Ueberfluß hat, und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Die Sinnlichkeit und Zerstreuungen lassen diesem keine Zeit den Werth des Reichthums zu schätzen. Aber der Arme, der durch Zufälle und unglückliche Schicksale dieses edlen Gutes beraubt ist; der nicht so viel hat, daß er seine Bedürfnisse befriedigen könnte; dem Nahrung, Kleidung und Obdach fehlen, und der sich auf die Gnade seiner Nebenmenschen verlassen muß, um sein Leben zu fristen, und sein Elend zu erleichtern. Der weiß, was ein gemächliches Leben werth ist! wie würde er täglich Gott danken, und sich unter die glücklichsten Bewohner des Erdballs zählen, wenn er — nicht die Schätze des Reichen — nur das tägliche Brod in der Hütte des Bauern genießen könnte.

Gleich den vorerwähnten Glücksgütern ist physische und moralische Freiheit dem Menschen unentbehrlich. Aber auch diese — wenn wir lange im Besitze derselben bleiben — schätzen wir viel zu wenig. Wir gebrauchen unsere freien Handlungen nach unserer Willkühr; wir denken, reden, handeln, erfinden und spekuliren — und dieses setzt uns in den Stand, unser eigenes Glück zu verbessern, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden und die allgemeine Glückseligkeit zu befördern. Sollte also die Freiheit unserer Handlungen, aus welchen wir so viele wesentliche Vortheile ziehen, nicht einen unschätzbaren Werth haben? daher billig von uns erkannt und heilig gehalten werden? Sollten wir nicht unaufhörlich Gott danken, der uns unter Umständen und in einem Lande werden hieß, wo wir solche ungehindert ausüben können? — und doch wie selten erinnern wir uns dessen, wie sehr vergessen wir dieses köstliche Gut! Ganz anders denkt der Unglückliche, der seiner freien Handlungen beraubt, in Sklaverei oder in der Gefangenschaft seufzt. Ich rede nicht von den Bösewichtern, die durch den Mißbrauch ihrer freien Handlungen die menschliche Gesellschaft beunruhigten, folglich durch

die Gerechtigkeit der Gesetze verurtheilt wurden, sondern von jenen besseren Menschen, die durch unvorhergesehene Zufälle und Umstände, oder durch Vergehungen, die keine absichtliche Bosheit zum Zweck hatten (und wie viele dergleichen gibt es nicht), unglücklich werden. Ach! was müssen solche Menschen in der Lage empfinden, wo ihnen der Gebrauch jeder freien Handlung entrissen ist! Kein freier Mensch getraue sich, ihnen nachempfinden zu wollen, denn er wird den Schmerz ihres Elendes und das Traurige ihres Zustandes so wenig fühlen, als der Blindgeborne die Farben. Auch der verständige, wohlgeübte Leser von Schubarts Gedichten aus dem Kerker, verkostet bloß den Inhalt derselben, wo hingegen der Unglückliche, der Schubarts Schicksal trägt, sie ganz genießt. Jede Strophe ist Nahrung für das leidende Herz, und gießt Balsam auf die schmerzende Wunde! Nur der Unglückliche dieser Art kennt den Werth der Freiheit! Im düstern Kerker und in Fesseln wünscht er mit gefalteten Händen das Glück seiner Brüder oder den Tod. Jede Hoffnung auf das Eine oder Andere ist ihm Labsal und Erquickung.

So gleichgültig und schwach ist der sinnliche Mensch in den Tagen seines fortdauernden Glückes. So wenig ist er im Stande, die edelsten Güter des Lebens gehörig zu schätzen, wenn er sie ununterbrochen genießt; erst der Verlust derselben kann ihn von seinem wahren Werthe überzeugen. — Welch eine Thorheit! — Können denkende Menschen nicht klüger werden? Ist es nicht möglich, daß Sterbliche auf dem Schauplatz des Lebens in Betrachtung der Unbeständigkeit der Dinge und des wandelbaren Glückes ihrer Brüder, den Werth ihres eigenen Glückes erkennen lernen? Möchten doch wir Alle aus dem Unglück unserer Brüder, und aus dem schnellen Wechsel menschlicher Schicksale, den Werth unsers besseren Zustandes erkennen, ihn mit gehöriger Klugheit anwenden und dankbar — gegen den Geber alles Guten — genießen lernen.

III.

Streplon und Alieſt.

Noch herrſchen Vorurtheile überall; aber auf dem Lande und in kleinen Ortſchaften liegen ſie hauptſächlich mit den Wiſſenſchaften und der Aufklärung im Streite, und hindern daſelbſt die moraliſche Erziehung des Menſchen. Derſelbe Ton, derſelbe verdorbene Geſchmack, dieſelbe Unwiſſenheit bleibt ihnen immer eigen, und mehr zu wiſſen und weniger zu glauben als ſein Nachbar, iſt eine Urſache bei ihm verhaßt zu werden. Der Jüngling, der ſeine müßigen Stunden auf Veredlung des Geiſtes und Herzens anwendet, der nützliche Bücher lieſt und eine beſſere Geſellſchaft ſucht, der hat ſicher das Urtheil des Volkes gegen ſich. Man nennt ihn ſtolz, wenn er ſich vom Pöbel entfernt, ungerecht, wenn er ſeine alten Lieblingsgrundſätze und Meinungen widerlegt, und einen Freigeiſt, wenn er nicht glaubt, was ſein Nachbar. Man will ihm Herkommen und Gewohnheit zum Geſetz, und das was er liebt zum Verbrechen machen, ohne zu bedenken, daß man ihm Unrecht thut. Die Erfahrung lehrt uns täglich, daß junge Leute in den müßigen Stunden ihres Lebens nirgends ſtille und ruhig bleiben können. Ihr raſtloſer Geiſt fordert eine gewiſſe Beſchäftigung, die nützlich oder ohne Nutzen ſein kann. Entzieht man ihnen durch Vorurtheile die edlere Beſchäftigung, nämlich das Leſen guter Bücher und den Umgang mit vernünftigen Menſchen, welches ihre Talente entwickelt und ſie überhaupt weiſer und beſſer macht, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu den ſinnlichen Zerſtreuungen, welche nicht ſelten in Ungebundenheit und Zügelloſigkeit übergehen.

Man wundert ſich vielleicht, warum es mir noch in unſern Tagen einfallen könne, den Werth der moraliſchen Erziehung und des wiſſenſchaftlichen Vergnügens zu vertheidigen, da ſelbſt der Unterricht immer mehr verbeſſert, der Fleiß der lernbegierigen Jugend von Menſchenfreunden aufgemuntert und durch zweckmäßige Anſtalten befördert wird? Allein ich weiß, daß es noch in ganzen Gemeinden ſo weit nicht gekommen iſt, daß die Vernunft über das Vorurtheil

siegen könnte, und daß man sich noch an einigen Orten der Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes entgegensetzt. Die Ursache davon liegt gewöhnlich in einer gewissen frommen Einfalt und in dem Begriff ihrer Religion, die auf bloßem Glauben beruht, durch welchen die Väter glücklich lebten und selig starben. Dieser Begriff erhält in ihnen die Vorliebe des Alten und einen Haß gegen jede Neuerung, daß sie sich sehr schwer von etwas Anderem überzeugen lassen, wenn es nicht Beispiele thun können, die auf das Leben, Meinungen und Grundsätze der Menschen den größten Einfluß haben, und — in einer kräftigen Darstellung — am besten belehren und überzeugen können; Beispiele, wie Streplion und Aliest, dir wir, Eltern und Kindern zu Liebe, nach der Natur zeichnen wollen.

Streplion war ein Jüngling, dessen fromme Eltern nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als ihn in der Religion ihrer Väter zu erziehen, ihn an den alten Glauben zu gewöhnen und vor allem Zweifel zu bewahren. Für Lebensart und Sitten empfing er keinen Unterricht, die Wissenschaften blieben ihm fremd, so wie die Kunst, nach Grundsätzen zu handeln. Er las kein Buch und begnügte sich an dem, was ihm von der Kanzel herab gesagt wurde; — daher ging er fleißig in die Kirche, glaubte an Gott und an Alles was Mutter und Großmutter für canonisch hielten, vertheidigte seinen Glauben mit Hitze, verfluchte jeden bescheidenen Zweifel und jede Abweichung des Buchstabens. Darum war er aber noch lange nicht weder der gute Christ, noch der liebenswürdige Jüngling; denn sein leerer Kopf, sein müßiger Verstand, der in so vielen geschäftlosen Stunden, die ihm sein Vermögen gestattete, keine Unterhaltung fand — verführte ihn zu sinnlichen Zerstreuungen aller Art. Er fand an kostbaren Nichtswürdigkeiten Geschmack; lärmende Spiele, wollüstige Lieder, beleidigender Scherz und öftere Mißhandlungen schändeten seinen Charakter. Nie handelte er männlich und gesetzt, und selten — großmüthig. Seine Entschlüsse waren wandelbar, seine Freundschaft veränderlich und sein Werth ungewiß — ... weil er weder Kenntnisse noch Erfahrung hatte, und weil sein Geist nichts zu überdenken, zu überlegen und zu prüfen fähig war, so wußte er sich in kritischen Fällen weder zu rathen, noch zu helfen; jede trübe Wolke des Schicksals machte ihn furchtsam und verzagt; sein Glaube, der ohne Ueberzeugung

war, fing an zu wanken, und seine arme Seele wurde hin und her getrieben wie das Schiff von der Welle des Meeres. So war Streplion, nach der Weise der Väter und nach dem Willen seiner Eltern erzogen. Aber ist er darum glücklich zu preisen, er, der in den Tagen seines Glückes, mit all seiner Rechtgläubigkeit stolz, verwegen und bei jeder Gefahr kleinmüthig, verzagt und unglücklich war? würde er bei einer bessern moralischen Erziehung nicht ein besserer Christ, ein weiserer Mann und ein glücklicherer Bürger geworden sein?

Alieſt, ein Jüngling von gleichem Alter und gleichen Anlagen, empfing, ich weiß nicht gewiß, ob durch eine vernünftige Erziehung oder durch gute Beispiele, Geschmack für alles Schöne und Gute, und wendete seine Zeit, die ihm seine Geschäfte übrig ließen, haushälterisch an. Er las die besten Schriftsteller und suchte die beste Gesellschaft, besonders das Lesen der Geschichte und Naturlehre vermehrte täglich seine jugendlichen Kenntnisse. Die Gesellschaft gab ihm Gelegenheit, seinen Verstand zu gebrauchen, seine Urtheilskraft zu prüfen und seinen Geschmack zu verbessern. So wurde er bald fähig selbst zu denken, zu überlegen und zu beschließen; auf diese Weise wurde er auch frühe ein guter Christ, Bürger, Freund und Gesellschafter, der aus Ueberzeugung glaubte und nach Grundsätzen handelte. Als Christ glaubte er an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an die sicher zu erwartende Belohnung guter und Bestrafung böser Handlungen, und fand hierin Trost und Beruhigung für seine Seele, die ihm keine Zweifel rauben und kein Schreckenprediger mit Hölle und Teufel schwächen konnte, weil seine Ueberzeugung in der Natur und der Offenbarung gegründet war.

Gegen andersglaubende Menschen war er tollerant, weil er nicht auf das Ceremoniel, sondern auf das Wesentliche der Religion, auf die Liebe zur Tugend, auf ein rechtschaffenes Leben und auf die Erfüllung derjenigen Pflichten sah, die die Religion von uns fordert. Wer solche Eigenschaften besaß, oder wenigstens sich darum bestrebte, der war mit oder ohne Rosenkranz sein Glaubensgenoß. Als Bürger kannte er keine heiligere Pflicht, als das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu befördern, und glaubte solche in der getreuen Verrichtung seines Berufes und in der Anwendung seiner Geisteskräfte zur Belehrung seiner

Mitbürger, insonderheit der Jugend, zu erfüllen; sein Hauptgrundsatz, nach welchem er handelte, war dieser: „Es ist deine Pflicht, deinen Zustand und den Zustand anderer Menschen vollkommener zu machen.“ Daher liebte er die häusliche Ordnung und Thätigkeit, war dienstfertig, gemeinnützig und zur Großmuth geneigt. Als Freund war er sorgfältig in der Wahl, getreu in seinen Verheißungen, uneigennützig in Handlungen und theilnehmend im Mißgeschick. Als Gesellschafter war das Vergnügen seines kleinen Zirkels immer das Seinige; an allen erlaubten Freuden nahm er Theil; war's Gesang, Scherz oder Spiele. Am meisten aber liebte er Gespräche über interessante Gegenstände, weil jenes ihm nur ein flüchtiges Vergnügen, dieses hingegen seinem Geiste und Herzen Nahrung gab. So genoß er sein Leben und die Tage seines Glückes mit Heiterkeit und Seelenruhe, ertrug auch das Mißgeschick mit Gelassenheit. Die Beispiele, die ihm die Geschichte an die Hand gab, der schnelle Wechsel menschlicher Schicksale und die guten Grundsätze, die ihn Religion und Philosophie lehrten, setzten ihn in den Stand, daß er auch das Unglück muthig ertrug; denn er war überzeugt, daß in der ganzen Natur Alles der Veränderung unterworfen sei, gleichwie Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein, Sturm und Stille. Dieses erzeugte in ihm Hoffnung, und Hoffnung Geduld — Ueberzeugung.

So war Streplion und so war Aliest; und nun urtheilet: welcher von beiden ist für sich selbst glücklicher? welcher liebenswürdiger und der menschlichen Gesellschaft nützlicher? Ich denke doch Aliest! — und dieser sei also der einzige Beweis: daß der Haß gegen Aufklärung und Wissenschaften ein häßlich Vorurtheil sei; daß es zu wünschen wäre, daß Eltern und Lehrer sich bemühten, junge Alieſten zu bilden, und Menschenfreunde die Verbesserung der öffentlichen Erziehung kräftig unterstützen möchten, weil Erziehung den Menschen macht, denn in dem Menschen liegen Anlagen und Fähigkeiten; sie dürfen nur entwickelt werden; je mehr dieses geschieht, je nützlicher wird der Mensch, je tugendhafter kann er sein und eine desto bessere Religion haben. In Rücksicht des letztern, welches eben am meisten das Vorurtheil begünstigt, betrachte man Streplion und Aliest; beide haben die nämliche Religion, aber welcher wendet sie besser

an? Gewiß Alliest, weil er vernünftig ist und nur aus Ueberzeugung glaubt, indessen der andere so oft mit Vorurtheilen und Widersprüchen zu kämpfen hat, daß er nicht mehr weiß, was er glauben, hoffen oder fürchten soll.

Möchten demnach die Eltern jeder Verbesserung der öffentlichen Erziehung mit Freuden entgegen sehen und sich freuen, wenn ihre Kinder Gelegenheit haben, ihre Talente zu entwickeln, — und möchten sie auch nach der Zeit, wenn dieselben des Schulunterrichtes entlassen sind, ihre Lernbegierde aufmuntern und ihnen die nützliche Anordnung der müßigen Stunden zur Bildung ihres Geistes und Herzens unabläßig empfehlen! Allen Jünglingen aber, denen das Vorurtheil ihrer Eltern im Wege steht, um nach Wunsch ihre Lernbegierde zu befriedigen und ihren Geist zu bilden, rathe ich: daß sie, um ihre Eltern zu befriedigen, in ihrem Berufe fleißig arbeiten, dann zunächst im Stillen ihre nächtlichen und sonntäglichen Stunden dem Lesen nützlicher Bücher widmen, und den Umgang verständiger und wissenschaftliebender Menschen suchen, welche ihnen den richtigen Weg, zu Kenntnissen zu gelangen, zeigen und die Mühe sehr erleichtern können, daß sie, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dennoch glückliche Menschen und nützliche Bürger werden können.

IV.

Ist Alles, was geschieht, Gottes Wille.

Nichts geschieht ohne den Willen des Höchsten! ohne welchen kein verachteter Sperling zur Erde und kein entbehrliches Haar von unserm Haupte fällt. So lehrt uns die Offenbarung, so ruft der religiöse Volkslehrer, der Rechtgläubige, der Andächtler und der Heuchler. Behüte der Himmel, daß ich ihnen widersprechen sollte oder wollte. Aber eine Untersuchung: ob nicht diese wichtige und tröstliche Schriftstelle dem größten Mißbrauch unterworfen sei, wenn sie auf alle Fälle unsers Lebens angewendet wird; eine solche bescheidene Untersuchung sage ich, ist doch, wie ich hoffe, erlaubt, so erlaubt, als die Untersuchung aller Lehr-

sätze der Religion, weil daraus allemal der große Nutzen entsteht, daß unser Glück desto zuversichtlicher wird, je mehr wir von der Wahrheit überzeugt werden.

Liebe war der Endzweck der Schöpfung. Liebe rief uns in das Leben und schenkte uns Alles, was unsern Zustand und unsere Glückseligkeit vollkommen machen konnte. Diese Liebe schloß selbst die vernunftlosen Thiere nicht von ihrer Freigebigkeit aus, sondern vom untrüglichen Instinkt geleitet finden sie ihre Nahrung und ihre Freuden. Aber uns wollte sie noch ungleich vollkommener machen. Wir sollten nicht bloß in der Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse unsere Freuden genießen, nein, wir sollten durch die anschauende Erkenntniß des Schönen und Manigfaltigen, durch die Fähigkeit, das Angenehme von dem Unangenehmen, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und durch das Vermögen, zu denken, zu prüfen, zu beschließen und auszuführen, unsere Glückseligkeit erhöhen können.

Nun genießen die vernunftlosen Thiere das ihnen zugedachte Glück vollkommen; nähere Beobachtungen zeigen uns ihre sorglose Genügsamkeit deutlich genug. Aber der vernünftige Mensch, wie selten ist er mit allen seinen Vorzügen und Fähigkeiten glücklich? Wie vielen fehlt die Ruhe, die Zufriedenheit und die unschuldigen Lebensfreuden? Wo nimmt man so leicht den Kummer und die quälenden Sorgen wahr; wo hört man so viele Klagen, als eben bei den Menschen? Sollte dieses wohl die Absicht und den Willen des Schöpfers zur Ursache haben? Sollte es seine Schuld sein, wenn wir nicht so glücklich sind, als wir nach unsern Vorzügen und Fähigkeiten erwarten dürfen? Nein, laßt uns doch nur die Wahrheit erkennen. Laßt uns annehmen: daß der Schöpfer, um uns recht glücklich zu machen, Vernunft und Willen anvertraut habe; daß die zweckmäßige Anwendung dieser vortrefflichen Seelenkräfte unseren Zustand vollkommen machen, und wir die Schöpfer unsers eigenen Glückes sein können, so wie hingegen der üble Gebrauch derselben — wenn nämlich nicht immer der Wille der Vernunft untergeordnet bleibt — die Ursachen der mancherlei unangenehmen Zufälle, des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit, ja wohl gar unsers Unglücks sein können. In dieser Ueberzeugung hören die Widersprüche auf und wir klagen nicht mehr die Vorsehung, sondern

unsere eigene Thorheit an, wenn wir nicht so glücklich sind, als wir hoffen dürfen.

Unmöglich kann alles, was geschieht, Gottes Wille, sondern es muß meistens eine Folge unsers eigenen freien Willens und unserer Handlungen sein! Das beweisen häufige Beispiele der Menschen, von ihrer Kindheit an bis zum Greisenalter. Man sieht Jünglinge aus bloßem Eigensinn oder aus Bequemlichkeit ihres Reichthums oder ihrer Familie zu lieb, eine Lebensart oder einen Beruf annehmen, der ganz ihrer Natur, ihren Anlagen und Fähigkeiten entgegen ist, mit welchem sie dann entweder unglücklich sind, oder nie ihren Zweck erreichen. So sind nun der Geistliche, Aerzte, Künstler, Regenten — ohne natürliche Anlage dazu — bedauernswürdige Geschöpfe. Als Offiziere, Handwerker, oder hinter dem Pflug würden sie viel besser stehen. Man würde sie da mit Beifall beehren, wenigstens nicht verachten.

Sehen wir unglückliche Ehen, häusliche Widerwärtigkeiten, drückende Armuth, schmerzhafte Krankheiten ꝛc. und wir untersuchen ihre Ursachen, so werden wir nicht selten nöthig haben, den Himmel um Vergebung zu bitten, wenn wir dieselben früher als seine unmittelbaren Verhängnisse ansahen. Beispiele dieser Art wären zahllos. Wir wollen nur einige wenige anführen, um die Wahrheit der Sache zu beweisen. Sehen wir unglückliche Ehen, so denken wir uns Elpin, er liebte aus bloßer Neigung ein Mädchen; ihre Augen gefielen ihm, ihr Mund war schön, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch. Tugend und Verstand war ihm eine Nebensache, an die er nicht dachte, bis nach Jahren ihm alle körperlichen Reize gleichgültig und seine Liebe kalt wurde. Jetzt erst nahm er wahr, daß Selinde keinen Verstand hatte und daß ihr Herz dem Laster ergeben war. Eine Krankheit raubte noch den Rest ihrer Schönheit, und nun war ihm unerträglich was ihn ehemals bezauberte.

Der Eigennutz erwarb Amiat seine Gattin; seine Liebe stieg mit jedem tausend Thaler. An den Sklavendienst des Reichthums, an den Stolz, die Herrschsucht und die bittern Vorwürfe, womit die reichen Weiber so gerne ihre armen Männer quälen, dachte er nicht; auch sah er, vom Golde verblendet, keine Schwäche des Verstandes, keine Schalkheit und kein verstecktes Laster, bis allmählig seine Augen sich öffneten und die Folgen seiner Thorheit

zentnerschwer auf ihm lagen. Da flüchte er dem Reichthum und gäbe alle seine Schätze hin, könnte er wie Theobald in einer Hütte wohnen und sich Tage der Ruhe erkaufen.

Eine schmeichelhafte Aussicht, eine vornehme Familie, ein einträgliches Amt war Cleant schon genug, seinen natürlichen Widerwillen zu unterdrücken. Die Versicherung seiner Beförderung schuf eine häßliche Figur zu einer Grazie — und —

Robert gab ein Ehemann, weil er mußte. Bloß seine Ehre zu retten und die Schande zu decken, sprach er: „ich liebe!“ und gab kalt seine Hand dem Mädchen, das er — haßte.

Unmöglich kann es Gottes Wille sein, daß dort ein Jüngling durch Ausschweifungen, die der Natur und der Vernunft widersprechen, seine edelsten Säfte verderbt, daß daher seine Schönheit hinwelkt, sein Körper entkräftet und von mancherlei Schmerzen zerstört werde; daß ein armseliger Bachant seine Gesundheit und seine Geisteskräfte in unmäßigem Genuße verliere und als ein unnützes Ding der menschlichen Gesellschaft zur Last falle, oder schon vor dem männlichen Alter zur Grube hinabfahre; daß so Viele von ihren unbesiegten Leidenschaften gleich als von einem wüthenden Sturm hingerissen, mit der Verzweiflung kämpfen und oft gar ihr Leben gewaltthätig enden; daß dort ein Verwegener Thaten wagt, vor welchen Andere zittern, daß er muthwillig Lasten emporhebt, Lasten fortwälzt, der reißenden Fluth sich anvertraut und dem Sturme trotzt; daß er durch gefährliche Sprünge seinen Muth, durch Schlägereien seine Stärke, durch boshafte Streiche seine List zeigen, und dann unter dergleichen unsinnigen Handlungen seinen Tod finden soll.

Dort brennt ein ganzes Dorf, Häuser stürzen ein, und all das Vermögen steigt mit der Flamme empor. Guter Gott! wie du mit Thaten heimsuchest — sagen dann die Leute, aber sie wissen noch nicht, daß der betrunkene Mann die brennende Lampe an das Stroh hielt, oder daß muthwillige Kinder mit dem Feuer bei der Scheune spielten, oder daß eine leichtsinnige Frau die glimmende Asche auf das entzündbare Holz hinwarf u. s. w.

Es wäre überflüssig mehrere Beispiele anzuführen, weil solche so allgemein sind, daß man sie täglich vor Augen sehen kann, Beispiele die uns, wenn wir sie ohne Vorurtheil betrachten und gehörig prüfen, sicher genug von der Wahrheit überzeugen: wie

so oft das Unglück und die verschiedenen unangenehmen Auftritte des Lebens nichts weniger als unmittelbare Verhängnisse, sondern eine unvermeidliche Folge unserer Leidenschaften, unsers Versehens und unserer Thorheit sei. Wie können wir denn länger, ohne ungerecht zu sein, Alles dem Willen Gottes zuschreiben? wie können wir die wichtigen Fälle, die oft unsere unbegrenzten Leidenschaften bewirken, mit dem Verhängniß rechtfertigen? Wie können wir die bösen Handlungen, die wir oft unserer Eigenliebe und unserm Ehrgeiz, unserer Wollust oder unserer Eigennützigkeit, unsers Neides, oder unserer Rachesucht zu lieb begehen, so leichtsinnig entschuldigen?

Laßt uns doch nicht länger die Wahrheit verläugnen, laßt uns annehmen, daß der liebreiche Schöpfer uns einen freien Willen und die Fähigkeit gegeben habe, gut und böse zu handeln. Dieser freie Wille des Menschen war schon lange von den scharfsinnigsten Geistern anerkannt; sein Dasein gehörte bei ihnen zu der menschlichen Vollkommenheit, und sie fanden darin gar keinen Widerspruch mit der göttlichen Weisheit. Haller, der tiefdenkende Philosoph, hat in seinem 2ten Buch über den Ursprung des Uebels, so viel Wahres bezüglich auf den freien Willen der Geister und Menschen gesagt, daß ich diesen Abschnitt seiner vortrefflichen Gedichte, besonders beachtenswerth finde und folgende Strophe anführe:

„Gott überließ die Geister ihrem Willen
„Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
„Doch so daß seine Hand der Welten Steur behielt,
„Und der Natur ihr Rad, muß stehn, wenn er befiehlt."

Ohne diesen freien Willen wären die Vernunft und das Gewissen überflüssig und Engel und Menschen wären nicht mehr als leitende Werkzeuge, die weder Lob noch Tadel verdienten. Auch wäre ohne dieselben keine Belohnung den guten und keine Bestrafung der bösen Handlungen möglich, weil ja alle Menschen ohne ihre Schuld so gut oder böse wären, als sie sein sollten.

Was der englische Dichter Young in seinen Klagen oder Nachtgedanken hierüber sagt, ist lesenswerth, und da dieses Buch nicht in Jedermanns Händen ist, so finde ich nicht überflüssig, folgende Stelle seiner siebenten Nacht hier beizufügen:

„ Die vernünftige Natur (sagt er) erfordert zu ihrem Wesen das Vermögen, so glücklich oder elend zu sein als sie will, sonst würde die müßige Vernunft nichts zu thun finden; und wer der Fähigkeit, unglücklich zu werden, beraubt sein möchte, der wünscht zugleich seines Glückes unfähig zu sein. Der Himmel will unsere Wohlfahrt; unser Verderben läßt er zu. Er ladet uns ein, aber er zwingt uns nicht; er überredet nur, aber der Mensch beschließt und ist Urheber seines ewigen Schicksals.“ *)

---

*) Wir theilen diese gründlichen Ansichten, nur bemerken wir, daß es denn doch „sonderbare“ Verhängnisse des Schicksals gibt, die den Menschen gleichsam von der Geburt an hinzuziehen scheinen, bis er ihnen unterliegt. Unsere Empfindungen sind in nachfolgendem Gedichte ausgedrückt:

Sonderbar auf unsers Gottes Erde
Kommt's mir vor, und oftmal denk' ich nach,
Wie der Mensch zum Glück getrieben werde,
Und gejagt zu grenzenloser Schmach.

Jeder Mensch kommt hier auf gleiche Weise
An das Licht, weß Standes er auch sei,
Schuldlos weint er da im engen Kreise,
Sieht noch nicht des Lebens Allerlei.

Einer wird in Seiden eingewunden,
Lumpen sind des Andern erstes Kleid,
Doch noch Keiner hat den Stand empfunden,
In der Windel erstem Wickelkleid.

Aber aus der ersten Jahre Schlummer
Wacht der Geist von seinen Träumen auf,
Bildet sich, bei Freuden oder Kummer,
Immer ungleich für den Lebenslauf.

Bildung und Erziehung wird dem Reichen
Von der ersten Jugend an zu Theil;
Denn mit Geld ist Vieles zu erreichen,
Und für Geld ist ja bald Alles feil.

Seht den Prasser mit dem vielen Golde,
Wie er wühlt in jeglichem Genuß; —
Und man birgt dem Wollüstling, so holde,
Seine Fehler ohne Ueberdruß.

V.

Bemerkungen

über Weesen, Sargans und das Pfäfferser-Bad.

Mein Beruf gab mir einige Male Gelegenheit die Reise über den Wallenstadter-See zu machen. Das erste Mal brauste das Schiff so schnell wie der periodische West über die Fluthen hin, und eben so schnell flohen die Gegenstände zurück. Endlich, als

---

Doch erwacht der Arme von dem Schlummer
Und erkennt die Dinge um sich her:
Sieht er nichts als namenlosen Kummer,
Ueberdruß und Leiden kreuz und quer.

Und er lernt am Bettelstabe gehen,
Bettelt im Gesindel durch die Welt,
Lernt das Gute, Schöne nicht verstehen,
Denn er weiß nicht, wenn und wo er fehlt.

Zum Betrüger kann der Brave werden,
Und zum Dieb der gute, arme Mann;
Was thut nicht die größte Noth auf Erden,
Und was fängt nicht die Verzweiflung an?

Trifft dieß Loos wohl auch den mächt'gen Reichen?
Nein, ihn drückt ja dieser Kummer nicht.
Nie geschlagen von des Schicksals Streichen,
Lebt er frei, weil ihm an Nichts gebricht.

In dem Nest der grausen Räuberhorden
Sieht ein Mensch zum ersten Mal das Licht,
Sieht schon früh den Nebenmenschen morden:
Doch er kennt ja keine Menschenpflicht.

Tugend lehrt man ihn, statt lieben, hassen,
Und man gibt den Dolch in seine Hand,
Lehrt ihn früh mit Menschenleben spassen,
Ach, das Gute hat er nie gekannt.

Laßt mich fragen: Fallen die Verbrechen
Alle denn dem Unglückskind zur Last?
Soll man nicht auch Worte für die sprechen,
Die das Schicksal so im Grimme haßt?

die Kraft des Windes nachgab, senkten sich graue Nebel um die Häupter der Gebirge, die sich bald in einem anhaltenden Regen ergossen. Zweimal mußte ich an der nördlichen Seite hinabfahren; einmal einem furchtsamen Frauenzimmer zu Lieb, und ein andermal wegen dem widrigen Winde. Bei meiner dritten Fahrt blies der Ostwind mit dem anbrechenden Tag dergestalt in unsere Segel, daß wir in ¾ Stunden den ganzen See zurücklegten.

Könnte nicht, so gut wie hier wir andern,
Hätte er das Gute je gekannt,
Solch ein Mensch beglückt durch's Leben wandern,
Guter Bürger sein in jedem Land.

Dennoch weiht der Richter ihn dem Tode,
Er betritt des Schaffot's blut'ge Bahn,
Höret noch des Priesters Trauer-Ode
Und erkennt des Lasters bösen Wahn.

Nur ein Blick wird ihm vergönnt auf's Gute,
Und schon fällt der Kopf von seinem Rumpf —
Seht — der Arme schwimmt in seinem Blute,
Sein Verhängniß feiert den Triumph.

Grauses Schicksal, das mit Eisenarmen
Arme Wesen ohne Schonung faßt,
Trägst du denn hienieden kein Erbarmen,
Hast du nie kein Ziel und keine Rast?

Schlage zu, und trete Menschen immer
Ohne Schonung, Würmern gleich, zu Koth,
Höre nicht der Stöhnenden Gewimmer,
Nicht der Armen tausendfache Noth!

Lust- und Trau'rspiel bringe auf's Theater,
Mord und Brand und Liebe, Haß und Trug,
Speie du aus deinem hohen Krater
Feuer aus dem morschen Aschenkrug!

Der die Welt und was hier lebt, regieret,
Auch des Wurms im Staube noch gedenkt,
Dieser ist's, der weislich alles führet,
Unerforschlich unser Schicksal lenkt.

J. J. Leuthy.

Nie werde ich die furchtbaren Schönheiten dieses Morgens vergessen, wie die glänzende Sonne, von keinem Wölkchen bedeckt, über den Horizont emporstieg, nebenhin die majestätischen Felsengebirge und die schäumenden Wogen des Sees mit ihren goldenen Strahlen erleuchtete, indessen unser Nachen gewaltsamer fortgetrieben, und oft mit seiner Spitze sich unter den hochschwellenden Wellen zu versenken drohte. Bei diesen wiederholten Reisen notirte ich erst flüchtig die merkwürdigsten Gegenstände und vermehrte und verbesserte dann in der Folge die gemachten Bemerkungen, woraus ich endlich diese kurze Beschreibung zog, welche sich nur einzig auf die Lage und die natürlichen Schönheiten dieser Gegend beschränkt.

Weesen und Wallenstadt, beide auf der nördlichen Seite, sind die Grenzorte des 4 Stunden langen Wallensees, wo die Reisenden die Schiffe besteigen. Jenes um seiner seltenen Aussicht willen ein anmuthiges Städtchen gegen Abend gelegen, wo der See sich endet; dieses ein melancholischer Wohnort gegen Morgen, aber beide in der gleichen fatalen Lage, von jedem anhaltenden Regen unter Wasser gesetzt zu werden. Jährlich wird ihr Schicksal schlimmer und endlich versinken sie in der aufschwellenden Fluth, oder müssen aus ihren Wohnungen flüchten, wohin sie können; denn auch die brennendste Sonnenhitze trocknet nimmermehr die Sümpfe von Wallenstadt, und wo noch bei einem Greisenalter die fruchtbarsten Kornfelder und die grasreichsten Wiesen lagen, herrscht jetzt eine kleine Sündfluth. In halbzerfallenen Hütten, deren unterstes Stockwerk die meiste Zeit in Wasser steht, sieht man blasse Gesichter, und 40jährige Männer vom Tode weggerafft, hinterlassen Kinder und Armuth. Die Ursache dieser Ueberschwemmung ist die wüthende Glarnerlinth, die durch immer neu anlegende und erhöhende Sandbänke, den sanften Ausfluß des Wallensees hindert und oft gar zurücktreibt. Schon lange haben die unglücklichen Einwohner deßwegen geklagt und bei Menschenfreunden alle möglichen Vorstellungen gethan. Auch hat der Barde von Riva, in seiner Reise nach der Quelle Tellina die traurige Lage seines Wohnortes auf eine rührende Weise dargestellt, allein noch blieb Alles fruchtlos, außert daß

schon mehrere Projekte entworfen, aber keines ausgeführt wurde. Werden Menschenfreunde es noch lange anstehen lassen, ihre Kräfte zu vereinigen, um dem Uebel Schranken zu setzen, so geben die Einwohner endlich bedauernswürdige Opfer dieses fürchterlichen Elementes. *)

Zwischen Weesen und Wallenstadt und weiterhin bis Sargans, erhebt sich eine fortlaufende Kette hoher furchtbarer Felsen, mit Wäldern untermischt, an welchen das beobachtende Auge des Wanderers immer neue Formen und Verhältnisse entdeckt. Besonders betrachtet er die majestätischen Hügel der sieben Kuhrfürsten über Wallenstadt. Unfern von Weesen liegt auf eines Hügels breitem Rücken das volkreiche Dorf Amon, von dessen Höhe die stolze Nimphe ihre Urne an schroffen Felsen herab, in den See ergießt. Weiterhin stürzt aus seiner unerforschlichen Grotte der Bajernbach seine ganze Fluth in den Abgrund, vor dessen Fall die Tiefe zu beben scheint; wir mußten einmal bei widrigem Winde an den furchtbaren Felsen vorbei fahren, die ihm zur Vormauer dienen. Welch' eine schaudervolle Scene auf den schwebenden Fluthen des Sees! Welch' eine Empfindung bei dem Anblick seines milchweißen Schaumes zwischen einer Ritze hindurch, die einen unaufhaltsamen Ausfluß, mit einem Staubregen vermischt, begünstigt, und die Schiffe in den See hinaus treibt! . . Ungefähr in der Mitte der beiden Grenzorte, erhebt sich am Ufer der Rebberg Quinten. Bachus selbst oder einer seiner berauschten Zöglinge, muß ihn angelegt haben. Wer hätte sich sonst unterfangen in diese grause Wildniß, wo himmelansteigende Felsen drohen und nirgends zu entfliehen ist, als auf die gefährlichsten Fluthen, einen Weingarten zu pflanzen? Weiter hinauf entdeckte ich erst bei meiner dritten Reise eine merkwürdige Kleinigkeit. Ein Hüttchen, wie diejenigen waren, als noch die Baukunst in ihrer Kindheit war; und

*) Rührend ruft uns Nehracher diese Trauerscene ins Gedächtniß zurück, daß nun das schöne große Werk Eschers von der Linth um so mehr bewundert werde, welches die Anwohner des Wallensees und der Linth aus der so traurigen Lage rettete, und den Sumpf zu einem schönen Alpengarten umschuf, der bei hundert Familien ernährt.

(A. des Herausgebers.)

daneben ein Krautgärtchen, ist der ganze Wohnplatz eines Ehepaars. Unterhalb sind sie von zürnenden Fluthen, über sich von drohenden Felsen und neben sich von verwilderten Hecken und Abhängen begrenzt; sie sehen auch kein lebendiges Geschöpf, als die wenigen Ziegen, oder ein verirrter Vogel, oder ein mit Menschen besetztes Schiff, wenn die Wellen dasselbe am Ufer peitschen. Nichts desto weniger ist es möglich, daß sie glücklich leben, denn was fehlt diesen dritten Robinsonen? Unbekannte Freuden machen vielleicht ihren Aufenthalt beneidenswerth, und die wenigen Bedürfnisse sichert ihre Genügsamkeit. Möchte diese kleine herrliche Scene mancher Reisende sehen und allemal belehrt werden, wie wenig der Mensch im Stande der Natur bedarf.

Ueber Wallenstadt bis Sargans fällt nur Berschis dem Wanderer in die Augen. Aber er übergeht so viele malerische Schönheiten, woran die Gegend so reich ist, daß es sich der Mühe lohnt, von einem kundigen Manne geleitet zu werden. Die Reise zur Quelle Tellina, die den Barden begeisterte, ist gewiß kein bloßes Gemälde der Einbildungskraft dieses gefühlvollen Dichters, sondern was die Reise dahin selbst betrifft — ein Gemälde der Natur, besonders wo er auf dem gewählten Standpunkte die Aussicht auf Riva, den See und seine Ufer besingt. Doch sieht man weder diese und andere Aussichten, und noch weniger die schönen Wasserfälle, wenn man nur auf der Hauptstraße forteilt. Der Bach, der neben der Tellina (die in einer kühlen Grotte hervorsprudelt) sich durch die abgerissenen Steine fortdrängt, bildet unweit davon drei majestätische Fälle, die sehenswerth sind. Am reizendsten sah ich sie im Schimmer des Vollmondes. Ein anderer merkwürdiger und äußerst seltener Wasserfall verschließt ein kleines Wäldchen. Ehe man sich's versieht, erblickt man durch eine Oeffnung der dicht bei einander stehenden Fichten seinen Silberglanz, der hinter dem dunkeln Grün das Auge bezaubert. Bequem kann man bis an sein Bassin kommen, und auf abgerissenen Steinen ruhend seine Schönheit bewundern. Nicht wüthend stürzt sich hier das Wasser von der beträchtlichen Höhe in den Abgrund, oder auf vorstehende Felsen. Nur bescheiden leert die Nimphe ihre Urnen über den Abhang und deckt ihn in mannigfaltiger Abwechslung mit ihrer silbernen Fluth. Lange bewunderte ich dieses Meister-

stück der Schöpfung und konnte nicht begreifen, warum auch unsere Landschaftsmaler nur in der mittäglichen Schweiz, nicht auch in dieser Gegend, die Schönheiten aufsuchen, welche die Natur dem Maler und Dichter darbietet.

Am Ende dieser nördlichen Bergkette liegt das alte Bergschloß Sargans, dessen Anblick zwar zurück schreckt, aber dessen Aussicht die Mühe belohnt, den Hügel zu besteigen. Weniger reizten mich die vielen Kirchspiele, die im Thale herum liegen, als die mannigfaltige Abwechslung der hohen Felsengebirge und der Rheinstrom, der rechts bei der Thalöffnung vor Chur zum erstenmal sichtbar wird und in einer großen Krümmung gegen Norden hinzieht. Von diesem Schloß aus war mir über dem Rhein, hoch an unersteiglich scheinenden Felsen ein grünes Fleckchen mit einigen Hütten auffallend. Man zweifelt, wie Menschen dort wohnen können, wenn sie nicht die Natur der Gemsthiere haben, die von Hügel zu Hügel fortzusetzen im Stand sind. Allein es ist doch gewiß, daß etwa eilf Haushaltungen dort gefunden werden, die Leute von besonderer Schönheit sein sollen; dieses läßt sich auch wohl begreifen, wenn man eine unverdorbene patriarchalische Natur und den heilsamen Einfluß der reinen Bergluft in Anschlag bringt. Da sich gerade vor ihren Hütten Präcipisse finden, so sagt man von ihnen, daß die Eltern, wenn sie auf das Feld gehen, das heißt, wenn sie höher hinan klimmen, ihre Kinder an Stricke binden, damit sie nicht in den Abgrund stürzen. Solche Scenen sind immer ein Gegenstand der vermögend ist, die Ungleichheit der menschlichen Schicksale darzustellen, wie mühsam Einige an steilen unbewohnbaren Gebirgen oder auf gefährlichen Felsen, oder gar in den dunkeln Gängen der Erde ihr Brod verdienen müssen, indessen Andere dem Wohlleben ihre Tage widmen und sich jede Bequemlichkeit verschaffen können, und daß das Verhängniß grausam wäre, wenn nicht weniger Bedürfnisse und eine leidenschaftslose Ruhe des Herzens jenen eine Belohnung wäre, die diese mit allen ihren Schätzen nicht erkaufen können.

Das mittägliche Gebirg ist viel sanfter und milder, als das mitternächtliche, und überall mit Wäldern besetzt. Ueber Kerenzen erhebt sich ein kahler Felsen, durch welchen die Natur oder die Zeit ein Gewölbe grub, so daß zu gewissen Jahres-

und Tageszeiten die Sonne darhinten zu sehen ist und ihre feurigen Strahlen durchfallen läßt. Wahrlich eine seltsame Scene der Natur.

Das ebene Thal von Wallenstadt bis an den Rhein, ist da und dort mit volkreichen Dörfern versehen, um welche große Wiesen mit fruchtbaren Obstbäumen und Feldern mit Sommerfrüchten, meistens mit Türkenkorn und Hirse, bepflanzt liegen. Oft sind auf die sonnenreichen Abhänge Weinreben angelegt, aber lange nicht so viele, als sein könnten; inzwischen sieht man auf magern Flächen das weidende Hornvieh und Pferde; unter verwilderten Gesträuchen versteckt den Ziegenhirt mit seiner Heerde. Ich hatte bei meiner ersten Reise auf Mels, das Glück einen jungen Herren von dem besten Herzen anzutreffen, der sich's zur Pflicht machte, meinen Aufenthalt in seinem Hause recht angenehm zu machen und meine Neugierde über die Merkwürdigkeiten des Landes zu befriedigen. Er versprach mir, mich persönlich in das nur 3 Stunden von Mels entlegene Pfefferzerbaad zu begleiten. Den 12. August, Morgens, gingen wir auf Ragatz und stiegen von da den beschwerlichen Fußsteig hinan, der durch einen Buchenhain geht, in dessen düsterem Schatten ich so manche einzelne Schönheit von abgerissenen Felsenmassen und frappanten Stämmen verjährter Buchen sah. Nachdem wir auf des Berges Rücken, wo wir eine freie Aussicht, auf Ragatz, Maienfeld, Malans, den Rhein und die Gebirge des Bretigäus hatten, ein wenig ausruhten, und dann den ziemlich ebenen Weg bis Valenz verfolgten, erreichten wir endlich den Punkt, bei dem uns eine Kluft erwartete, in welcher, wenn man nicht durch Schriften und lebende Zeugen von der berühmten Heilquelle überzeugt wäre, man keine Menschen suchen würde. Ich erwartete einen gefährlichen Weg, fand aber das Gegentheil, indem abermal ein Buchwald uns durch seine kunstlosen Alleen in vielen Krümmungen hinab führte. Ich hielt mich hier mit meinem liebreichen Begleiter über drei Stunden auf und sah weniger auf das solide Gebäude, seine Einrichtungen und die verschiedenen Menschen, die hier waren, als auf die Gegend selbst, nur diese war meiner ganzen Aufmerksamkeit würdig. Guter Gott! dachte ich, überall finden sich Spuren deiner Allmacht und Liebe! Hier in dieser furchtbaren Tiefe rieselt unter

jenen schrecklichen Felsen eine Quelle hervor, die schon seit Jahrhunderten der leidenden Menschheit ihre heilsamen Dienste that, und dem Tode so manches Opfer entriß!

Von einem geheimen Trieb deiner Alles leitenden Vorsehung herabgezogen, entdeckte vielleicht einer der Verwegensten diese kostbare Quelle, der sie seinem Nachbaren bekannt machte, und welche endlich das dortige Mönchs-Collegium, welches mit der Wirkung heißer Quellen längst erfahren, diese zufällige Entdeckung aus Menschenliebe oder Interesse benutzen und allererst nahe an diesem heilsamen Ausfluß ein schlechtes Hüttchen für Beschützung der Kranken aufgeführt haben mögen. Eine kühne Meisterhand faßte endlich die Quelle zusammen und führte sie in hölzernen Kanälen durch die ungeheuren Felsenklüfte über 200 Klafter fort bis in das im Jahr 1631 hierzu aufgeführte große Gebäude, welches an dem Fuße des Valenzerberges liegt und durch den Tamin, einem wüthenden Waldstrom, von der perpendikulären, ewigen Felswand, auf deren breiten Rücken das Kloster Pfeffers liegt abgerissen wird. Oberhalb dem Badehaus präsentirt sich eine der furchtbarsten Naturscenen. Da wo eine einfache Brücke über den Tamin und von da ein gefährlicher Weg von Balken und Brettern an den jenseitigen Felsen nach der Quelle führt, den aber nur Verwegene betreten dürfen. Ich hätte es nicht gewagt hin zu gehen, wenn man uns wegen den herabfallenden Steinen, (weil es die vorige Nacht regnete) auch nicht so freundlich gewarnt hätte; denn mir schauderte schon vor dem ersten Anblick, den ich in jene düstere Höhle that, wo schroffe Felsen sich über dem Haupte des Wanderers schließen, indeß unter seinen Füßen die rauschenden Fluthen auf einen Mißtritt warten, um ihn dann in ihren schäumenden Wirbeln zu verschlingen. Nein, da war mir mein Leben zu theuer und ich verweilte lieber bis zum Mittagessen bei den vielen Versen, die in den langen Gängen auf den Kalk hingeschrieben sind, welche einem deutlich genug sagen, was für gute und schlechte Leute schon da gewesen sind.

Nach dem Essen nahmen wir unsere Rückkehr über Pfeffers. Zu dem Ende mußten wir noch diesseits eine Weile fortgehen, bis uns endlich ein Weg über die wölbenden Felsen hinüber führte, unter denen der Waldstrom sich brausend durch die

furchtbare Tiefe drängt; dann klommen wir mühesam die jähen Fußsteigen hinan, die im Zickzack über einander fortgehen. Bald hatten wir die obersten Stufen erreicht, als ich wieder einmal am Rande des Abgrundes stuhnd. Vor mir lag jetzt die ganze Tiefe, die ich eben verlassen hatte, und Menschen, die vor langer Weile die kleinen Alleen durchwanderten, schienen wie Marionetten. Eine seltsame Scene, welche mich aber auch in der Mittagshitze manchen Schweißtropfen gekostet hat.

VI.

Beschreibung des Muottathals

im Kanton Schwyz.

Mögen Andere von großen Städten und künstlichen Pallästen, von der Pracht der Fürsten und der Bürger, von Luxus und der Mode tausend Dinge erzählen, so sind mir immer hohe Berge und tiefe Thäler mit ihren Bewohnern, wie sie die Natur gebar und bildete, würdigere Gegenstände der ernsten Beobachtung. —

Mir ahndet es, als hört' ich das Machtwort des Schöpfers: „Es werde!“ und sah, wie sich die ungeheure Masse des ersten Chaos allenthalben losriß, und Berge und Thäler in tausend Gestalten da standen. Wie auch dazumal dieses furchtbare Thal sich vertiefte, Felsen auf Felsen sich thürmten und Hügel an Hügel sich schlossen, daß man kaum einen Ausweg sah, wie es vielleicht Jahrhunderte eine öde schreckliche Wildniß war, von keinem Auge gesehen, von keinem menschlichen Fuße betreten, bis endlich — vom Schicksal ersehen — der unerschrockene Jäger ein wildes Thier dahin verfolgte, oder ein schwärmerischer Einsiedler diese verlassene Gegend zu seinem Aufenthalt wählte.

Ihm mag eine Felsengrotte oder eine kleine mit eigener Hand gebaute Hütte seine erste Wohnung gewesen sein. — Bald mag sein Beispiel mehrere Feinde des gesellschaftlichen Lebens gereizt haben, ihm zu folgen, oder es mögen gequälte Unterthanen, der

drückenden Hand ihrer Vögte und ihrer barbarischen Gewalt zu entfliehen, sich in diese ewigen Mauern verschanzt haben. —

Dem allem sei nun wie ihm wolle, einmal ist es von vielen Menschen bewohnt, die, von der kunstlosen Natur geleitet, das Glück des Lebens genießen. — Diese und die Merkwürdigkeiten der natürlichen Lage und Verhältnisse der Gegend verdienten von einer geschickten Feder beschrieben zu werden; allein auch diese unvollkommene Beschreibung wird vielleicht lesenswerth, und reizt geschicktere Beobachter in einer bessern Jahrszeit, etwas Vollständigeres zu liefern. —

Das kleine Thal, so weit es bewohnt ist, mag nicht über fünf Viertelstunden lang und nicht über eine halbe Stunde breit sein. Zu beiden Seiten erheben sich steile Felsenwände mit Waldungen vermischt, und Hügel in allen nur möglichen Formen steigen zum nahen Himmel empor. Gegen Morgen kettet sich der Pragel an die nördliche Seite, über welchen die Reisenden nach Glarus gehen können. Gegen Mittag öffnet sich das Bißisthal, gegen Abend ist der Durchgang auf Schwyz, eine entsetzliche Gegend, wild und zwischen den hohen Gebirgen hindurch, die sich immer näher zusammendrängen, besonders da eine gewölbte Brücke (ein Werk des Alterthums) über die Muotta führt. Hier präsentirt sich das furchtbarste Spektakel der Natur, sowohl in den erstaunlichen Felsenmassen, die stufenweise zum nahescheinenden Himmel emporsteigen, als in dem grausenvollen Abgrund, durch den der rauschende Waldstrom sich fortdrängt und in seiner Tiefe blaugrün, schwarzgrün und silberweiß erscheint. Da wird es einem so bange um's Herz, und da bewirken die nahe liegenden, verwilderten Scenen eben die melancholischen Empfindungen, als unweit davon ein gewisser Standpunkt bei Schönenbuch sanfte Freude verursacht, wenn wir mit einmal die Kluft verlassen, und gleich, als wäre der Vorhang aufgezogen, das reizende Amphitheater einer schönen Welt wieder sehen und den Flecken Schwyz mit seinen umliegenden Gegenden bewundern.

Daß eine solche Gegend an Seltenheiten und Schönheiten der Natur reich sein müsse, versteht sich von selbst. Ich fand hier solche im Dezember, was muß sich dann nicht in den schönen Sommermonaten dem Auge darbieten? — Unter verschiedenen Wasserfällen, die aber die Kälte schon meistens in Eis verwan-

delt hatte, bemerkte ich nur zwei. Jener auf der südlichen Seite stürzt sich brüllend durch tiefe Felsenschlünde herab. Oft decken ihn die abgerissenen Steine, und desto wilder erscheint er wieder mit seinem milchweißen Schaum. Ein anderer an der Hauptstraße, auf der nördlichen Seite, der jetzt einem Gletscher ähnlich war, soll im Sommer den Reisenden aufhalten, wenn er in verschiedenen Fällen herabfällt, und einen Theil davon in Millionen Bläschen auflöst, mit denen die Winde spielen und die Strahlen der Sonne so mannigfaltige Farben erzeugen. Unweit über diesem Wasserfall, nahe bei Illgau, soll eine beträchtliche Berghöhle sein, deren Ende noch niemand erreicht hat. — Einer, der mir sie mit dem Zeugniß Anderer beschrieben hat, versichert mich, daß er schon drei Viertelstunden darin zurückgelegt habe und daß es immer die gleiche Höhle gewesen sei. Bei großen Gewässern hindert ein kleiner See den Durchgang, wenn aber diese nicht zu hoch steigen, so kann man richtig fortkommen; dem Naturforscher würde sie vielleicht sehr interessant sein.

Das ebene Thal, welches die Muotta ganz durchfließt, hat zu beiden Seiten grasreiche Wiesen, die im Frühling und Herbst ausgeäzt, und dennoch zwei Mal abgemäht werden. Die Felder und Gärten tragen allerlei Sommerfrüchte und die Bäume schmackhaftes Obst; Korn hingegen pflanzen sie nicht, und Weinberge haben sie keine; daher die Einwohner gewöhnlich Milch, Butter, Käse, Obst und Erdfrüchte, aber keinen, oder höchst selten Wein genießen.

„Die Erde hat zum Durst die Brunnen hergegeben,
„Und kein gekünstelt Sau'r beschleuniget ihr Grab."
Haller.

Das große mittägliche Gebirg raubt ihnen zwei Monate lang die Sonne, und erst Mitte Februars steigt sie wieder über den Horizont; daher kömmt auch hier der Frühling später als in einem offenen Land; aber dann sind die eingeschlossenen Sonnenstrahlen und der herrschende Ostwind die wirksamsten Beförderungsmittel, daß Alles schnell emporwächst und zur Reife gedeiht. — Aeußerst seltsam ist es für den Bewohner eines flachen Landes, dessen Horizont durch keine hohen Berge beschränkt wird, hier zwar das Licht des Tages, aber keinen Sonnenstrahl von dem unbewölkten Himmel, oder das eine Gebirg im Son-

nenglanz, und über dem andern ein leicht vorüberschwebendes Wölkchen, hell wie ein brennendes Feuer zu sehen, indessen das ganze Thal im Schatten liegt.

So abwechselnd hier die Natur in Berg und Thälern ist, ebenso abwechselnd und mannigfaltig ist sie in dem Pflanzenreich. Man versicherte mich, in dieser kleinen Gegend auf den Höhen und der Tiefe fast alle Kräuter und Wurzeln zu finden, die in der Schweiz zerstreut gefunden werden. Dieses ist nicht unbegreiflich; und eben so wenig zweifle ich, daß nicht das Mineralreich seine Erzeugnisse in diese Gebirge verschlossen habe.

Die Bewohner des Muottathales sind meistens starke, muntere Leute von blühender Gesichtsfarbe. Man sieht nicht ohne Neid die Schaaren schöner, wohlgewachsener und nervigter Jünglinge, die noch das Gepräge jener goldenen Zeit haben, als die unverdorbene Natur, die einfache Lebensart und die kunstlosen Sitten den unsterblichen Ruhm und die häusliche Glückseligkeit sicherten, in Vergleichung mit den Jünglingen anderer Gegenden, die von der Lebensart und den Tugenden ihrer Väter abgewichen sind, und nach dem Grad dieser Abweichung ihren Charakter, ihre Stärke und ihren Heldenmuth geschwächt, und sich hundert Bedürfnisse zugezogen haben, die ihnen an der Glückseligkeit des Lebens nachtheilig sind.

Ehe ich zu diesen Alpensöhnen kam, war mir von ein Paar jungen Herren, die bei einer Bergreise durch das Muottathal gekommen waren, gesagt: daß die Einwohner äußerst grob und dumm wären; dieses ließ mich nichts Gutes erwarten. Allein ich wurde sehr getäuscht, als ich zu ihnen kam. — Nie hatte ich gute Leute nothwendiger, als da ein ganz unbekannter Weg und ein dicker Nebel meine Reise durch dieses Thal beinahe unmöglich gemacht hatten; aber auch nirgends fand ich so liebreiche Wegweiser als hier, die mich oft beschämt machten, wenn sie ganz wider meinen Willen mit unbedecktem Haupte auf meine Fragen antworteten. Diese Vorbothen spannten meine Aufmerksamkeit dergestalt, daß ich keine Gelegenheit versäumte, den Charakter und die Denkungsart dieser Leute näher kennen zu lernen, wozu mir acht Tage Zeit und der Aufenthalt in einem Zimmer des dortigen

Frauenklosters behülflich war, wohin täglich Männer und Weiber und auch junge Leute hinkamen. Ich fand sie durch keine fremden Beispiele kultivirt, aber auch von keinen fremden Beispielen verdorben. Dem Stand der Natur und dem Beruf ihrer Väter getreu, sind sie so entfernt von Wissenschaften und Aufklärung, als vom Luxus und der Mode, — übrigens fand ich in ihnen gesunden Menschenverstand, wie ihn die Natur geben kann, ein gutes Herz und redliche Gesinnungen, welche ich aller erzwungenen Höflichkeit und künstlichen Verstellungen weit vorziehe. Ihren Aberglauben und Vorurtheile hatte ich nicht den Anlaß kennen zu lernen; ich gebe sie aber gerne zu, diese Fehler des öffentlichen Unterrichts, die nicht ihre Schuld sind und von Dorfschaften oft absichtlich unterhalten werden. — Nie hatte ich Ursache über Grobheiten zu klagen, wenn ich mich öfters mit ihnen unterhielt; denn eine Unhöflichkeit, die die Gewohnheit und die Sprache erzeugt, achte ich nicht, ich bin zufrieden, wenn ich für gute Worte und freundschaftliches Betragen keiner übeln Behandlung ausgesetzt bin, und hievon sah ich keine Spur, auch damals nicht, als ich durch eine Schaar muthwilliger Knaben hinging, wo man sonst gerne geneckt wird. Ich verwunderte mich also immer mehr über das, was man diesen Leuten zur Last legt, und ich zweifle, daß man hier einer übeln Behandlung ausgesetzt sei; wenn man sich nicht durch eigenes Betragen schuldig macht. Wer liebreich und ohne Pretension den rohen Naturmenschen begegnet, ihnen mit guten Worten und gefälligem Wesen (welches doch von gesitteten Leuten zu erwarten steht) zuvorkömmt, und ein natürliches Du so gut vertragen kann, als ein gekünsteltes Sie, der kommt sehr selten in den Fall, über Menschen zu klagen; wenigstens bin ich mit dieser Handlungsweise noch immer gut fortgekommen.

Das Frauenkloster im Muottathal, das mehr einem Schloß ähnlich sieht, ist auf einer kleinen Anhöhe wohl situirt und mit schönen Wiesen umgeben. Es wurde erst 1685 da aufgeführt, nachdem das ältere, das näher an der Muotta stand, von dem aufschwellenden Strom niedergerissen wurde. Das Convent besteht wie gewöhnlich aus 20 bis 24 Personen, Franziskaner-Ordens,

der ihnen, wie es scheint, manche Lebensfreude gestattet; sie sind nicht lebenslang in die düstern Mauern eingeschlossen, wie jene in dem Flecken Schwyz und anderswo, sondern sie genießen im Kloster die Freuden der Gesellschaft und auf Spaziergängen die Freuden der Natur. Ihr Charakter, Denkungsart und Geschicklichkeit ist so verschieden, wie bei allen zahlreichen Gesellschaften. Diese auffallende Bemerkung war mir abermal ein Beweis von der Zuverlässigkeit der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, ohne welche in der gleichen Schule, bei gleicher Kultur des Geistes, auch alle gleichen Verstand, Kenntnisse und Geschicklichkeit haben mußten. Hier zeichnen sich besonders zwei Personen aus, gesunder Menschenverstand, Beredsamkeit, ökonomische Kenntnisse und vorzügliche Geschicklichkeit empfehlen sie sehr. Mit welchem besondern Glück die eine die Medizin und die andere die Chirurgie ausübt, und dafür von den Leuten, die auf drei Stunden weit keinen Arzt um sich haben, als ihre Wohlthäterinnen anerkannt werden, lasse ich dahingestellt sein, nur bezweifle ich sehr, wie man, ohne langes Studieren, ohne hinlängliche Erfahrung und ohne anatomische Kenntnisse kuriren kann. —

Ich kann hier nicht schließen, ohne noch ein Wort über das Bißisthal gesagt zu haben, das Morgen-halb die Glarner und auf der Mittagseite die Urner Alpen zu seinen Grenzen hat, und noch über 4 Stunden zwischen gleich hohen und furchtbaren Felsen fortläuft, in das ich, ungeachtet der empfindlichen Kälte, über eine Stunde weit hineinging, und welches mir wegen seinen Naturseltenheiten sehr merkwürdig war. Ein Bach, hell wie Kristall, der unter einer Felsenwand hervorquillt, die majestätische Sonne, die ich im Muotthathal nimmer sah, wie sie hier zwischen zwei Hügeln schwebte, und ihre goldenen Strahlen auf uns warf, daß nur ein Adlerauge den Blick in dieses Feuermeer aushalten konnte, der Fußsteig, der durch die finstern Schatten der Fichtenwälder und Einsiedeleien fortführt; die rauschende Muotta, die die ganze Breite des Thales einnimmt, und an derselben eine pyramidenförmige Felsenmasse mit einer kleinen Brücke, die gezeichnet zu werden verdiente; das Alles waren Gegenstände, die meine Mühe belohnten.

Noch waren wir eine halbe Stunde von der nächsten und drei Stunden von der letzten Hütte dieses Thales entfernt, in welche Menschen vom Schicksal verfolgt sind, gleich den wilden Thieren, sie sehen Jahr aus Jahr ein keinen Fremden, kosten keinen Bissen Brod und keinen Tropfen Wein, sondern ernähren sich bloß von der Milch ihrer wenigen Kühe und Ziegen und etwas Kartoffeln. Einige ziehen über den Winter in das Muottathal zurück, andere aber, die sonst nirgends keine Nahrung haben, müssen dort bleiben, und im Winter eher verhungern, als daß sie wegen dem Schnee aus dieser Bergritze heraus kommen könnten. So lebte dort in dem letzten harten Winter 1788 und 1789 eine arme Wittwe mit zehn Kindern, die vor Kälte und Hunger beinahe den Geist aufgaben. Ich sah auf einem gelegenen Standpunkt die Gegend von Ferne, und kehrte nicht ohne Mitleiden zurück.

VII.

Allgemeine Bemerkung über die Erziehung.

Ich bin weit entfernt eine Abhandlung über physische und moralische Erziehung zu schreiben, oder gar ein System angeben zu wollen, weil dergleichen schon genug vorhanden sind, und weil es überhaupt nicht an zweckmäßigen Schriften dieser Art fehlt; noch mehr aber weil meine Kenntnisse lange nicht hinreichten, auch nur etwas Mittelmäßiges zu schreiben. Aber schon lange lag es mir im Sinn, einige allgemeine Bemerkungen über diesen Gegenstand zu schreiben, welche ich durch viele Beobachtungen (wozu mir mein Beruf häufige Gelegenheit gab) aus der Erziehung der vornehmern Stände bis zu dem gemeinsten Manne sammelte, oft wieder ertheilte, und nicht ohne guten Erfolg anwenden sah. Bisdahin hinderten mich unvermeidliche Geschäfte. Jetzt aber, da ich in einer — zwar nicht willkührlichen Pause Gelegenheit habe, einige meiner schriftlichen Aufsätze zu bearbeiten, so scheinen mir auch gerade diese Bemerkungen, eine

würdige Beschäftigung zu sein, da der bidere Mann, dem die physische und moralische Glückseligkeit seiner Nebenmenschen am Herzen liegt, so gerne sein Schärfchen beiträgt, um solche wo möglich zu befördern, weil er sieht, daß nachdem einmal Unwissenheit und Vorurtheil die Gesundheitsanlage der Kinder geschwächt oder wohl gar verdorben haben, sie, wo nicht sterben, doch wenigstens mit vielen Uebeln zu kämpfen haben; auch daß, wenn tyrannische Härte oder blinde Nachsichtigkeit die Seele der Kinder in Unordnung gebracht haben, der daraus erwachsene Schaden ebenso unheilbar ist, als der des Körpers.

In Absicht der physischen Erziehung fand ich immer zwei Hauptfehler, nämlich Unwissenheit oder Verhärtung.

Die Unwissenheit, deren noch das Vorurtheil zur Seite steht, findet sich gewöhnlich in den Bauernhütten und bei dem gemeinen Manne überhaupt, zum großen Nachtheil der Gesundheit und des Lebens der Kinder, wozu noch eine Sorglosigkeit hinzukommt, die von vernünftigen Menschen sich kaum begreifen läßt, denn die Liebe der Thiere zu ihren Jungen geht weiter über die Liebe und Vorsorge dieser Eltern zu ihren Kindern und vernunftlose Creaturen machen verständige Wesen beschämt. Nicht selten gibt es Bauersleute, die ungleich mehr für die Erhaltung ihres Viehes sich bekümmern, als wie sie ihre Kinder groß ziehen können. Für das Erstere suchen sie einige Kenntnisse zu erlangen, was demselben nützlich oder schädlich sein möchte, für die Letztern aber kennen sie gar nichts. Daher die unordentliche und unmäßige Lebensart (welche aber auch nicht selten den vornehmen Kindern zu Theil wird) der Mangel an Reinlichkeit und frischer Luft, die schädliche Einsperrung der Kinder in heiße Stuben, die üble Behandlung der Krankheiten ꝛc., welche so oft die Gesundheitsanlage schnell zerstören, und die unglücklichsten Folgen erzeugen.

Doch ein noch weit größerer Feind der Kinder, als die Unwissenheit ist die Verzärtelung, ein herrschender Hauptfehler der physischen Erziehung, der fast ausschließend den vornehmen Eltern eigen ist. Da wo die Natur ihre Menschen selbst erziehen würde, will sie die Kunst immer hofmeistern. Es mag sein, daß sie in den ersten Tagen des Lebens weniger gefährlich ist, als die Unwissenheit, aber in der Folge tödtet sie langsam, oder erzieht schwache empfindsame Maschinen, die von jedem Lüftchen

in Unordnung gebracht, und von jedem Zufall zerstört werden; dagegen, was der Unwissenheit entrinnt, schnell aufwächst und stark und munter wird. Gellerts Fabel: Der Bär und die Affenmutter ist ein lehrreiches Naturgemälde und die Schlußfolge, die der Dichter aus der Erzählung macht, verdient tief in das Gedächtniß der Eltern geprägt zu werden, nämlich:

„Was macht viel Kinder sich? etwa Natur und Zeit?
„Nein mehr der Eltern Weichlichkeit.
„Drum Bürger soll dein Kind auch in den Städten blühen,
„So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen."

Es ist aber nicht selten, daß man noch unter Unwissenheit und Vorurtheilen die glücklichsten Beispiele der Erziehung sehen kann. So sah ich im Sommer 1794 in einem Haus zwei Mütter, die zehn wohlgewachsene Kinder hatten, von denen sie mir versicherten, daß sie ihrer wegen noch keine 30 Kreuzer einem Arzt gegeben hätten. Alle waren die Gesundheit selbst, blühend, stark und flink und gegen den Schmerz so unempfindlich, als gegen Hitz und Kälte. — Woher doch dieses Glück, das in volkreichen Dörfern so wenig und in Städten fast nirgends anzutreffen ist. Sollte es wohl allein daher rühren, daß die Eltern selbst roh, abgehärtet und von unverdorbener Natur wären. Nein, das ist eben nicht das Einzige; denn just der eine Vater hat schon seit vielen Jahren mit heftigen Uebeln zu kämpfen und seine Umstände verrathen gar nicht das reine Blut und die unverdorbenen Säfte, die zur Zeugung nothwendig sind. Ich fand demnach die Ursache mehr in der Erziehung, in der die Kunst fast gar Nichts, die Natur fast Alles thut; in der Lebensordnung, die darin besteht, daß man den Kindern meistens Milch, nächst der Suppe, Erdfrüchte, Obst, Brot und Wasser darreicht; endlich in dem Genuß der reinen Luft und der steten Bewegung, die sich die Kinder unter einander unaufhörlich geben.

Mehrere Beispiele ganzer Gegenden beweisen diese wahre Ursache. Unter wenigen Vorurtheilen, vielleicht aber mit der gleichen Unwissenheit erzieht ein gewisses Volk seine Kinder auf eine glückliche Art. Die einfachsten Nahrungsmittel, die die rohe wilde Gegend darbietet, helfen der Natur ihr Lieblingswerk ausführen. Das beste, was man den Kindern darreicht, ist: wenn der Vater des Abends seine Kleinen mit in den Stall nimmt,

und ihnen die warme Milch seiner Kühe oder Ziegen zu trinken gibt, welche starken Männer erwachsen daraus. Ein jeder kennt sie, die aus Gewohnheit oder aus Nothwendigkeit unsere Schweiz besuchen, die Tyroler Maurergesellen. — Ich verwunderte mich immer bei der öftern Gelegenheit, wo ich neben ihnen in meinem Berufe arbeitete; wie selten einer über Unbehaglichkeit oder Schmerzen klagte, wie ihr starker Magen alle Speisen und Getränke ertragen konnte, und wie Hitze und Kälte, Regen und Wind, so wenig ihrem abgehärteten Körper schadete.

Unter der allgemeinen Unwissenheit erzogen, sah ich in einigen Alpengegenden die Jugend blühen, wie die Blumen im Frühling, wahrscheinlich weil kein süßes oder erkünsteltes Gift ihren Magen verderbten, keine warmen oder hitzigen Getränke ihre Nerven schwächten, und kein Mangel der reinen Luft und der Bewegung die Triebfedern der körperlichen Maschine gelähmt.

Kann die Verzärtelung wohl auch noch solche Beispiele aufweisen? Nein gewiß nicht — folglich ist sie noch weit gefährlicher als die Unwissenheit.

Ich hatte bisdahin noch nicht das Glück eigene Kinder zu erziehen, aber ich hatte den Anlaß Augenzeuge zu sein, wie man durch Unwissenheit und Vorurtheil noch mehr aber durch Verzärtelung unwiderbringliche Fehler beging, und wie man durch vernünftige Handlungen und mit der Hülfe der Mutter Natur die edelsten Zwecke erreichte. Ich sah die gleichen Eltern ihre ersten Kinder durch einen der herrschenden Fehler aufopfern, und als sie sich unterdessen belehren ließen, ihre künftigen Kinder glücklich erziehen. Auch sah ich andere Eltern, die schon anfangs nach guten Grundsätzen handelten, ihre von Natur schwachen und zärtlichen Kinder nicht nur vom Tode retten, sondern ihre Gesundheit und Stärke ungemein befördern. Unter dergleichen Beispielen konnte ich meine Bemerkungen machen, und mich ihrer Wahrheit und Gewißheit immermehr überzeugen, Bemerkungen, die ich aus wahrer Liebe zu den Kindern — den rechtschaffenen Eltern mitzutheilen wage.

Bei wiederholten Bemerkungen fand ich die physische Erziehung gar nicht so schwer, als sie durch die manigfaltigen Lehren und Angebungen zu sein scheint, und ich fand die vornehmen

Leute nur gar zu ängstlich; daher sie dann so gerne zu der lieben Kunst ihre Zuflucht nehmen. Auch der gemeinste Mann kann so gut, oft noch besser, Kinder erziehen, als der Reiche, der ganze Apotheken bezahlen kann, weil der beste Erziehungsplan gewiß der einfachste, folglich auch der wohlfeilste ist.

Nur ein wenig die völlige Unwissenheit, wo möglich die Vorurtheile der geschwätzigen Frauen Nachbarinnen, die nicht begreifen können, wie Kinder anfangs mit weniger Nahrung und einige Jahre ohne Fleisch, Wein und Caffee erhalten, und gleichwohl groß und stark werden können, die einem so gerne die Lehre geben: man müsse die Kinder schon frühe an Alles gewöhnen, damit sie auch Alles ertragen lernen ꝛc. Jene Unwissenheit und diese Vorurtheile, sage ich, ein wenig bei Seite gesetzt und dann übrigens die einfachste Erziehungsart beibehalten: diese befördert gewiß die physische Glückseligkeit der Kinder am meisten. Die Kunst soll zwar nicht ganz von der Erziehung ausgeschlossen sein, aber sie soll der Natur nur die Hand bieten, und nie gegen ihre heilsamen Anordnungen und Einrichtungen handeln. Wann diese für die Erhaltung der Kinder nur die einfachsten Gaben fordert, so mag jene ihre kostbaren Mischungen wohl behalten, und was die Natur nur langsam thut, soll der Kunst verwehrt sein, eben dasselbe thun zu wollen.

Ich überlasse es dem vernünftigen Arzte zu sorgen, was gerade in den ersten Tagen mit einem neugebornen Kinde zu thun sei; und ich würde denselben, (wenn auch keine Krankheit zugegen wäre) weit lieber um Rath fragen, als alle Nachbarinnen zusammen genommen, weil jener nach seiner Wissenschaft und nach seiner Ueberzeugung, diese aber nach ihren Vorurtheilen ihre Lehren geben. Nur in Absicht der Lebensordnung ist mein erster Rath den Kindern ja nicht zu früh Nahrungsmittel zu reichen, bis sie hinlänglich gereinigt sind, und nichts anders als Milch. Billig wird keine Mutter, deren ihr Kind lieb ist, zu delikat sein, solches selbst zu stillen, wenn anders keine natürlichen Ursachen dieses unmöglich machen. Sie wird nicht gegen die Natur sündigen und nicht ihre Pflicht verletzen, wenn sie bedenkt, daß solche ihre Brüste nicht vergebens schuf und mit ernährenden Säften anfüllte. — Wie man ein Kind nicht mit bloßer Milch so lange erhalten, bis man ihm Suppen zu

essen geben kann, und daß nicht die Milch die einzige natürliche Nahrung desselben sei, begreife ich gar nicht. Können alle Säugethiere so viele Wochen hindurch, bis sie Gras oder dürres Futter genießen können, mit der puren Milch erhalten werden; warum sollte sie dann auch dem Menschen nicht hinlänglich sein? Welches Vorurtheil erfand wohl die unnatürliche Pappe, die oft Leuten von Jahren Unbequemlichkeiten verursacht, und die gewiß den zarten Kindern noch übel bekommen muß, besonders wenn sie im Ueberfluß dargereicht wird. Daß die Pappe ein unzuträgliches Nahrungsmittel sei, haben Aerzte schon oft bewiesen, und die täglichen Beispiele belehren uns noch mehr; denn es ist wohl kein Dorf, wo nicht Kinder durch Ueberfüllung derselben unglücklich geworden wären. Ein solches Beispiel sah ich erst den letzten Herbst, und zwar an einem Ort, wo es nicht an einer Menge Erziehungsschriften fehlt, aber wo die Zärtlichkeit vielleicht kleinem Geschrei nachgab, das wahrscheinlich nicht den Hunger zum Grund hatte. — Meine Kinder erhielten also bloße Milch und reines Wasser zu ihrer ersten Nahrung, bis sie Suppe vertragen konnten.

Mein zweiter Rath geht auf die übrige Besorgung der Kinder, welche zur Erhaltung der Gesundheit, zur Stärkung der Nerven und zur Abhärtung der festen Theile des Körpers höchst nothwendig ist. Zu diesem Ende empfehle ich allererst die möglichste Reinlichkeit, das tägliche Waschen mit kaltem Wasser und das öftere Baden in den wärmern Monaten, wovon ich aber besser unten noch besonders reden werde, nächstdem die freie Luft und eine hinlängliche Bewegung. Man leistet hiedurch besonders schwachen Kindern die beste Hülfe. Von der heilsamen Wirkung der beiden letztern Dinge (wobei zwar die ersten eben so wenig versäumt würden) sah ich unter vielen andern ein herrliches Beispiel, welches ich nicht übergehen kann. Eltern und Geschwister eines Hauses, die von keinen Vorurtheilen eingenommen waren, brachten ein schwaches, zärtliches Knäblein schon in den ersten 14 Tagen nur leicht eingewickelt in die Luft und gaben ihm die Bewegung eines Kindes von einigen Monaten. Alle Weiber schrien dagegen, und eine naseweise Frau, die sich sonst zur Rathgeberin des Dorfes berufen glaubte, schalt die Handlung für unvernünftig; allein das schreckte sie nicht ab. Sie wiederholten

täglich die Bewegung, und wo die reine Luft der unbeschränkten Atmosphäre wegen schlechter Witterung nicht zu gebrauchen war, so schadete die verbesserte Zimmerluft auch nichts. Zusehends wuchs der Knabe wie an Tagen, so an Größe, Stärke und Munterkeit, und wurde in Kurzem das schönste und gesundeste Kind, eine Freude der Familie und das Vergnügen der Nachbarn.

Wenn demnach sonderheitlich die Bewegungen den Kindern so zuträglich und schlechterdings nothwendig ist, so ist gewiß das harte Einwickeln, wo sie kein Glied ihres kleinen Körpers regen können, undienlich. Diese üble Gewohnheit, die ihr Entstehen nicht weniger einem Vorurtheil zu danken hat, scheint indessen bald außer Mode zu kommen, nachdem sie schon lange genug von Aerzten mißrathen wurde. Ich werde also bloß dieses davon sagen, daß sie so unnatürlich als zwecklos ist. Man verzeihe mir, wenn ich abermals die Thiere zum Beispiel annehme, die in der körperlichen Materie und in der Zusammensetzung der Theile so viel Aehnliches mit uns haben. Man läßt sie in den ersten Tagen ihres Lebens ungebunden, und sogleich lernen sie ihre Glieder gebrauchen, ohne daß deßwegen ein Knochen verunstaltet und krumm würde, warum sollte es nicht auch für die kleinen Menschen zuträglicher sein, wenn man ihnen Hände und Arme frei läßt. Warum sollten sie selbige nicht früher zweckmäßig gebrauchen lernen, und durch die Bewegung dem Körper und allen Gliedern ihre Biegsamkeit und Stärke geben. — Zudem würden wir mit den jungen Thieren Mitleiden haben, wenn wir sie so viele Stunden liegen sehen würden, aber der Mensch reizt uns nicht einmal zum Mitleiden, weil Vorurtheil und Gewohnheit uns fühllos macht. —

Mein dritter Rath betrifft die spätere Sorge, wenn bereits die Kinder gehen können, bis sie keiner besondern Wartung mehr bedürfen. Von der Reinlichkeit, die ich schon bemerkt habe, darf ich wohl nichts mehr sagen, weil sie von dem ersten Augenblick an beobachtet werden muß, und niemals aufhören soll, aber über die Lebensordnung habe ich noch ein Wort zu erinnern. — Was auch immer das Vorurtheil sagen mag, daß man nämlich schon frühe die Kinder an alles Essen und Trinken gewöhnen müsse, so wählte ich immer nur die einfachsten Nahrungsmittel,

denn dem gewöhnlichen Vorurtheil wären wohl hundert Beispiel in der Natur entgegenzustellen, die die Ungerechtigkeit dieses Vorurtheils bestätigen. Ich will mich aber nur auf das Einzige beschränken, daß nämlich alle diejenigen, die unter der einfachsten Lebensordnung aufgewachsen; folglich weder Fleisch, wenigstens weder Wein noch Caffee genossen haben, eben am allerbesten alle Nahrungsmittel und Getränke vertragen können, wie ich oben schon bemerkt habe. Meine Kinder empfingen also bis zu einem gewissen Alter nichts als Suppe, Gemüse, Obst, Brot, Milch und reines Wasser, Fleisch, Wein und Caffee hingegen bekamen sie nicht. Es ist nichts leichter, als sie von dem Genuß des Letztern abzuhalten, wenn man sie nicht mit Fleiß darnach lüstern macht und sie essen ihre Suppen ꝛc. ꝛc. und trinken neben uns ihr Wasser mit eben dem Vergnügen, wie wir unser Fleisch, Wein und Caffee.

Sollten sie nicht allemal mit gleichem Appetit ihre Speisen verschlingen, so ist es eben gar kein Beweis, daß wir ihnen andere darreichen sollten. Wir dürfen nur warten, bis die Eßlust, welche sich durch die allzugroße Menge der genossenen Speisen verloren hat, wieder freiwillig einstellt, und ihnen dann künftig kleinere Portionen geben. Wir selbst bekommen ja nicht nur bei den gewöhnlichen, sondern auch bei den schmackhaftesten Speisen und Getränken endlich einen Eckel, wenn wir solche im Ueberfluß genießen; sollte dieses nicht der nämliche Fall bei den Kindern sein.

Nächst der Lebensordnung bedarf dasjenige, was unmittelbar die Abhärtung des Körpers bewirken soll, unsere möglichste Sorge, weil sie das Glück der Sterblichen am meisten befördert, denn was ist ein schwacher siecher Körper, der jedem Wind und jeder kleinen Anstrengung unterliegt. Es schadet nicht nur unserm häuslichen Glück durch das Unvermögen unsere Geschäfte zu verrichten, sondern auch unserm Geiste, der ebensowohl starke Nerven und einen gesunden Körper erfordert. Zu dem Ende sind freie Luft, stete Bewegung und der Gebrauch der kalten Bäder die trefflichsten Mittel. Schließet demnach euere Kinder nur nicht immer in die Stuben, wo gewöhnlich eine mit vielen schädlichen Dünsten angefüllte Luft ist, sondern bringt sie täglich in das Freie. Und wenn sie einmal selbst mit Sicherheit gehen können,

so verschließet ihnen den Ausgang nicht, damit sie hinlänglich reine Luft einathmen können, welche alle Theile des Körpers durchdringt und zur Erhaltung der Gesundheit äußerst nothwendig ist. Vor Allem aber sorget für die Bewegung, welche dem Körper die meiste Stärke und Festigkeit gibt. Sobald die Kinder gehen können, so ist ihre eigene Bewegung die dienlichste und wirksamste. Gewöhnt sie also nicht immer auf den Armen getragen oder in Wagen herumgefahren zu werden, sondern überlaßt sie sich selber und gebet ihnen durch Beispiele und hauptsächlich durch die Freiheit sich willkürlich bewegen zu dürfen immerhin Veranlaßung dazu. Laßt es euch nicht sauer werden, wenn ein kleiner Lärmen euern Ohren zu laut tönt, wenn ihr die häusliche Ruhe vermißt, die euch sonst so wohl behagt. Dieser Verlust wird Euch durch die guten Folgen reichlich belohnt. Soll diese eigene Bewegung fortgehen und wollt ihr nicht selbst daran schaden, so verbergt die zu große Zärtlichkeit, und unterdrückt einen Augenblick euere natürliche Empfindung, wenn ein Kind strauchelt und fällt. Läuft nicht gleich mit einem Geschrei auf sie hin, und drückt sie jammernd in die Arme, sie bekommen sonst eine schädliche Furcht und werden für den kleinsten Schmerz zu empfindsam. Stellet euch, als achtet ihr es kaum, thut, als wenn es nichts zu bedeuten hätte und muntert sie wieder von Neuem auf. Auf diese Weise werdet ihr sehen, wie furchtlos sie werden, wie wenig sie den Schmerz achten, wie sie ihre eigene Bewegung fortsetzen, und wie ihr, bei dem größten Vortheil der Kinder, die wenigste Mühe haben werdet. Es ist fast unbegreiflich, wie leicht man hier nützen oder schaden kann, wie nur eine Handlung wenige Mal wiederholt einen bleibenden Eindruck machen kann, und die Herzhaftigkeit, den Muth, oder hingegen die Niedergeschlagenheit, die Furcht vor der Möglichkeit des Falls und die Empfindsamkeit gegen den kleinsten Schmerz bewirken kann. Was endlich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Abhärtung des Körpers auch vorzüglich gehört, ist das Waschen mit kaltem Wasser, und in wärmern Monaten, die kalten Bäder, wodurch man den Kindern noch sehr viel Freude macht, indem sie im Sommer beim Baden eine rechte Wollust genießen. Nicht nur erfordern dieses schon die Regeln der Reinlichkeit, und ist für die Gesundheit nothwendig, weil es die Säfte des Körpers rein erhält

und die gehörige Ausdünstung befördert, sondern es gibt auch insbesondere den festen Theilen Stärke und Schönheit und belebt die Triebfedern der körperlichen Maschine. Da dieses heilsame Mittel nichts kostet, als die kleine Mühe, und gewiß herrliche Mittel thut, so versäumt es, ihr Mütter, ja nicht.

So wie man Alles anwenden muß, was die Stärke und Festigkeit des Körpers befördert und der Gesundheit zuträglich sein kann, eben so muß man Alles vermeiden, was diesem guten Endzwecke entgegen ist. Unter dieses zähle ich hauptsächlich die zu heiße Haltung der Kinder, sowohl in Absicht der Stuben, Schlafstätten und der Bekleidung, welches die festen Theile schwächt und weich macht. — Jene sind gewiß immer glücklicher, die keine warmen Kleider nothwendig haben, als diejenigen, die bei jedem Frost in Pelz eingewickelt werden müssen. Von beiden Arten sieht man Beispiele genug, und die Ursache dieser Verschiedenheit liegt nicht in der Natur, sondern gerade in ihrer ersten Erziehung. Wenn man also nicht weiß, welche Arbeiten den Kindern warten, oder welche Umstände und Pflichten sie oft plötzlich der Kälte aussetzen, die jene, welche aus Zärtlichkeit in heiße Zimmer und dicke Kleider geschlossen sind, nicht ertragen, ja oft durch den schnellen Uebergang die gefährlichsten Folgen haben können; warum sollte man dann sie nicht lieber leicht gekleidet die Kälte ertragen lernen, um sie nicht einst den Schmerz der Gefahr und dem Unvermögen auszusetzen, die mancherlei Zufälle des Lebens aushalten zu können. — Verhütet demnach auch in diesem Falle die Verzärtelung der Kinder; kleidet sie leicht, verschaffet ihnen nur eine temperirte Wärme, und am allerwenigsten ein warmes Bett. Diese üble Gewohnheit, die viele weichliche Eltern ihren Kindern zu lieb thun, ist unverzeihlich.

Wenn ihr, theure Eltern, durch genaue Befolgung eines ordentlichen Erziehungsplanes, den euch die Natur und die Vernunft, oder die Erfahrungen und Rathschläge anderer Menschen gelehrt hat, schon bereits die glücklichen Folgen bei euern Kindern vor Augen sehet, so muß ich euch nur auf einen einzigen Zeitpunkt aufmerksam machen, der die größte Behutsamkeit erfordert, wenn nicht alle angewandte Mühe, aller erhaltene Vortheil und alle Hoffnung fruchtlos sein soll. Es ist der Zeitpunkt allernächst nach einer Krankheit eurer Kinder, wo sie wieder

gesund werden, welcher für das Physische und Moralische entscheidend ist. Wenn eure Kinder krank werden, so ist es natürlich, daß ihr euerm Plan nicht mehr folgen könnet, daß die vorige Lebensordnung verändert und die eigene Bewegung aufhören muß; auch daß ihr ihnen vieles zu gut thun, nachlassen und übersehen müßt. Die Folgen könnet ihr leicht berechnen, nämlich: daß durch eure Nachsicht und Zärtlichkeit fast alles Gute eurer Erziehung verloren ging, und daß nun Eigensinn, Trägheit und üble Gewohnheiten tiefe Wurzeln gefaßt haben. Nach diesen müßt ihr eure Maßregeln nehmen, zu dem Ende hin euren Erziehungsplan wieder von vornen anfangen, dieselbe Lebensordnung, dieselben Uebungen wieder beobachten ꝛc. Wann ihr dieses übersehet, so wird bald nichts mehr zu ändern sein, und ihr werdet die Folgen eurer Saumseligkeit zu spät bereuen. Ich war Augenzeuge eines solchen Falles, wobei ich vergeblich predigte, weil allzu große Liebe, zu weit getriebene Zärtlichkeit und Mangel an Erfahrung weder Augen noch Ohren offen halten. Ein von Geburt sehr zärtliches Kind war bei einer guten Lebensordnung, einer sorgfältigen Pflege und einer gehörigen Bewegung, die zwar immer Aufmunterung bedurfte, gesund und blühend. Nach zwei Jahren wurden demselben die Blattern eingepfropft (ein für Kinder wohlthätiges Mittel, welches ich sehr schätze), und da man während demselben für das Kind alle Schonung und Nachsicht hatte, so nahm es zugleich viele üble Gewohnheiten an, die nur blinde Liebe nicht achten konnte. Die Blattern gingen glücklich vorbei, und das Kind war wieder so gesund wie vorher. Ich erinnerte nun oft, daß man wieder den vorigen Erziehungsplan anwenden müsse; allein man zögerte und schob es von Tag zu Tag auf. Da man nun einmal gewohnt war, in Allem dem Kinde zu entsprechen und nimmermehr den Muth hatte, sich seinem Eigensinne und seinen übeln Gewohnheiten entgegen zu setzen; da man ihm nach seinem Willen unnatürliche Nahrungsmittel zukommen ließ, und es immer auf den Armen trug, wie während der Krankheit, ohne dasselbe wieder an seine eigene Bewegung zu gewöhnen; so entstand nach und nach eine solche Trägheit und Erschlaffung, daß es endlich einer Maschine gleich war, die sich nur durch eine fremde Kraft bewegt. Zusehends wurden die Folgen trauriger, und es starb

nach einem halben Jahr den Tod eines Greisen, dessen Kräfte erschöpft sind, und der ohne Gefühl der Schmerzen wie eine Lampe auslöscht. — Seht, ihr Eltern, ein belehrendes Beispiel, und hütet euch, durch eure Schwäche ähnliche Uebel zu bewirken.

Noch ehe ich diese Bemerkungen über die physische Erziehung schließe, muß ich euch noch zwei Erinnerungen geben, welche eure Aufmerksamkeit verdienen, und deren Anwendung sehr nothwendig ist, nämlich: Reizet die empfindsamsten Theile eurer Kinder nicht, und bewahret sie vor eitler Furcht.

Es haben viele die üble Gewohnheit, die Kinder zu kitzeln. Wenn es aus Unwissenheit des Schadens geschieht, der daraus entspringt, so ist es verzeihlich, und eine Vorstellung von den bösen Folgen kann solche davon abhalten, — aber wenn es von Leuten, die gelesen haben, mit Vorwissen geschieht, wie ich und ein ganzes Dorf öfters ein Beispiel sah, so ist die Handlung höchst strafbar und verdient öffentlich gerügt zu werden. — Vor solchem hütet euch, Eltern, und gestattet es auch niemanden, der mit euern Kindern Umgang hat, ihre empfindsamen Theile des Körpers zu reizen. Die Folgen, die daraus entstehen, kann und darf ich euch nicht ganz beschreiben. Sie sind schrecklich, weil sie die Nerven zu empfindsam machen, die schlafende Natur vor der Zeit erwecken, und zu Lastern verleiten, die selbst die Schamhaftigkeit nicht verhüten kann.

Nächst dem bewahrt eure Kleinen vor der Furcht; denn sie ist eine häßliche Peinigerin der Kinder, macht sie kleinmüthig und verzagt, hindert oft heilsame Endzwecke, schadet der Gesundheit, und kann oft durch den Schrecken, der sie begleitet, tödtliche Folgen haben. Wenn euch nun eure Kinder lieb sind, wenn ihr sie stets fröhlich sehen und Alles verhüten wollet, was sie an der Glückseligkeit des Lebens hindert; so bewahret sie vor diesem Uebel, und trachtet, daß sie diese Feindin der Ruhe nicht einmal kennen lernen. Zu dem Ende hin redet nie in ihrer Gegenwart von Gespenstern und seltsamen Erscheinungen, und bittet diejenigen, welche euern Kindern zunächst sind, sich nie solcher thörichter Erzählungen zu bedienen. Bei zurückschreckenden Scenen führt sie selbst zu den Gegenständen hin, und zeiget ihnen die Natur der Sache. Sorget auch dafür, daß sie die Nacht so wenig achten, als den Tag, und lasset sie deßwegen oft im

Dunkeln allein, daß sie sich daran gewöhnen. Sollte eine Ahndung, eine Einbildung oder eine Erzählung von andern Kindern oder einfältigen Leuten einen häßlichen Eindruck auf sie gemacht haben, so suchet solchen vernünftig zu widerlegen und frühe genug zu unterdrücken. Gebet ihnen auch nie böse Vorstellung von einem Donnerwetter; solches ist nicht nur ungereimt, sondern auch wirklich ungerecht, wenn man bedenkt, daß Gewitter eine Wohlthat sind, welche die Luft reinigen und den Wachsthum der Pflanzen befördern. Zu dem Ende raubt er den Kindern im Sommer die Hälfte ihres frohen Lebens und der köstlichen Gemüthsruhe, und erzeugt im Gewitter selbst eine entsetzliche Angst. Eben so wenig wird es überflüssig sein, wenn ich euch empfehle, mit dem Wort Teufel sparsam umzugehen und seine häßliche Bildung und willkührliche Einwirkung, wie solches ein graues Vorurtheil erzählt, sorgfältig zu verschweigen. Am meisten hütet euch, weder durch dieses noch jenes Mittel den Gehorsam erzwecken zu wollen. Dieses ist wahrlich eine unvernünftige Methode, und bewirkt ungleich mehr Böses als Gutes, weil es zwar erschreckt aber niemals bessert. — O ich freue mich allemal über die glücklichen Kinder, die keine Furcht haben! sie leben so ruhig und froh, und genießen so viele Freuden, die andere entbehren müssen, welches gewiß auf ihre Gesundheit einen großen Einfluß haben muß; hingegen bedaure ich von ganzem Herzen jene kleinen Märtyrer, deren Kopf durch Unwissenheit, Vorurtheile und üble Endzwecke mit häßlichen Bildern und schädlichen Vorstellungen angefüllt wurden, welches ihre Gemüthsruhe schwächt, einen großen Theil ihrer jugendlichen Freuden raubt, und selbst den süßen Schlaf verbittert.

Dieses, wertheste Mütter, sind meine Bemerkungen und die daraus gezogenen Warnungen und Erinnerungen für die physische Erziehung. Lasset mich nun auch ein Wort über die moralische Erziehung sagen, die nicht weniger wichtig ist, weil sie eigentlich den Menschen, den vernünftigen tugendhaften Menschen macht.

Bei der moralischen Erziehung fand ich, gleichwie bei der physischen, immer zwei herrschende Hauptfehler, nämlich tyrannische Härte und strafbare Nachläßigkeit. Im erstern Falle dürfen

die Kinder nie froh vor ihren Eltern erscheinen. Sie zittern schon bei dem bloßen Gedanken, etwas von ihnen zu bitten oder vor sie gerufen zu werden, weil die Vorstellung von der drohenden Miene, den harten Worten, denen so oft die unzeitige Strafe nachfolgt, einen panischen Schrecken in ihnen erzeugt. Diese unkluge Methode der Eltern bewirkt aber nichts desto weniger als den Gehorsam, die Besserung, den guten Willen und die Tugend, die sie erzwingen wollen. Sie bildet nur Sklavenseelen, die vor ihnen kriechen, sich scheinbar ihrer Tyrannei unterwerfen und einen unbedingten Gehorsam leisten; aber im Geheim nur desto listiger zu Intriguen und Hintergehungen geneigter, und wenn sie einmal entwischen können, zu Ausschweifungen und Bubenstücken desto mehr aufgelegt sind. Dieses ist aber noch lange nicht der ganze Schaden, den ihre Härte erzeugt. Es werden auch dadurch viele herrliche Anlagen unterdrückt, die Freiheit des Geistes, des Denkens und Handelns gehemmt, und die Triebfedern großer Thaten gelähmt. Wahrlich unter einer sklavischen Behandlung kann nichts Gutes herauskommen. Das jugendliche Feuer, die Kühnheit, der rastlose Eifer wird unterdrückt und der Saame, aus welchem schöne Früchte hätten erwachsen können, erstickt unter den Dornen dieser Strenge.

So schädlich diese tyrannische Härte für die moralische Erziehung ist, eben so schädlich ist die strafbare Nachläßigkeit und blinde Liebe. Diese erlaubt stillschweigend den Kindern Alles zu thun, ohne gestraft zu werden. Die Eltern haben Augen und sehen nichts, und Ohren, aber hören nichts. So können die Kinder im Eigensinn in der Hartnäckigkeit und allerlei Bosheiten aufwachsen, und an ihren Eltern, die sie für strafbare Bubenstücke züchtigen sollten, noch oft ihre ersten Vertheidiger finden. Sollte da unter dieser unbegränzten Nachsicht die junge Seele nicht Schaden leiden! sollte sie nicht für heilsame Vorstellungen gleichgültig und für gute Grundsätze und wohlmeinende Warnungen gefühllos werden? sollte sie nicht endlich jede Lehre verachten und ihr Thun für gerecht halten? Ach wie viele Eltern haben sich nicht schon durch ihr Versehen eine Ruthe auf den Rücken gebunden! wie viele bereuen die vernachläßigte Zucht, wenn sie weder Gehorsam noch Achtung mehr erwarten dürfen, wenn sie den ein-

gewurzelten Lastern keinen Einhalt mehr thun können, wenn sie Verschwendung, Ausschweifungen, Zügellosigkeit und allerlei Bosheiten ausüben sehen und bald die Schande, das Unglück, die Armuth, ja sogar den Fluch von ihren Kindern befürchten müssen.

Es hält vielleicht nicht so schwer diese herrschenden Fehler auszuweichen, und den Kindern eine gute moralische Bildung zu geben. Aber man muß früh genug damit den Anfang machen und den heilsamen Endzweck durch vernünftige Mittel zu erhalten suchen. Anfangs haben die Kinder keinen eigenen Willen, und nehmen, wie der weiche Thon alle Formen an, aber wenn sie durch Gewohnheit und Nachsicht eine Unart angenommen, oder einer Schalkheit überlassen sind, so hält es schwer, bis sie dieselbe wieder ablegen. Man muß also früh das Gute zu pflanzen, und dem Uebel zu steuern suchen.

Die beste sittliche Erziehung ist gewiß diejenige, die von tyrannischer Härte und strafbarer Nachläßigkeit gleich weit entfernt ist. Sie kann erst dann zweckmäßig angewandt werden, wenn man den Kindern Begriffe beibringen kann, aber schon lange vorher muß der Grund dazu gelegt werden. Schon bei dem Wiegenkinde heben sich allmälig Wille und Neigungen, die durch unbedingte Nachsicht und Entsprechungen so leicht in Eigensinn, Hartnäckigkeit und üble Gewohnheiten übergehen können; daher ist es nöthig, daß man schon frühe alle Vorsicht anwende und der Ausartung des Willens und der Neigungen die elterliche Autorität entgegensetze. Wahrlich schon in der Wiege keimt der Eigensinn, das größte Uebel, das der sittlichen Erziehung im Wege steht und wurzelt in der Folge immer tiefer, wenn man nicht dagegen gehörige Mittel anwendet.

Diese Mittel sind: Befolgung euers Willens und pünktlicher Gehorsam, welchen ihr unbedingt fordern dürfet. Aber dabei hütet euch ja sorgfältig vor dem oben angezeigten Fehler, auf daß ihr nicht durch tyrannische Härte, mit welcher ihr böse Neigungen unterdrücken wollt, dem wirklich Guten schadet. Haltet euere Kinder nicht allzustrenge und mißbraucht die Gewalt nicht, welche euch anvertraut wurde. Erlaubet ihnen Freuden, gestattet ihnen Spielzeug und eine gewisse Freiheit etwas zu thun. Habet Nachsicht auf einen kleinen Lärmen, auf eine kleine Unordnung im Hause; denn das rasche Feuer, welches sie zum

Muthwillen und rauschenden Zerstreuungen verleitet, brennt nur eine gewisse Zeit, und verlöscht endlich von selbst. Alle Menschen in der Welt waren einmal Kinder, und hatten ihre Zeit zu spielen. Aber allmälig wurde aus ihnen der klügere Jüngling und das bescheidene Mädchen, und aus diesen der gesetzte Mann und die stille Hausmutter. In den Kindern schon das reifere Alter sehen und — entweder durch Kunst oder Härte die Natur ändern wollen, ist Unsinn und schadet der Gesundheit und Stärke des Körpers. Ich halte gar nichts von der Jugend, die allzufrühe zärtlich, empfindsam und galant ist, sondern ich freue mich vielmehr über eine Schaar Dorfkinder, die in ihrem wilden Feuer rennen und lärmen, als über so kleine Puppen, wie sie die Städte erziehen.

Die Befolgung euers Willens und der unbedingte Gehorsam, den ihr als Eltern fordern könnet und sollet, suchet von euern Kindern durch liebreiche Vorstellungen und Beweise eurer wohlmeinenden Absicht, die euch ihre unbegrenzte Liebe und Achtung sichert, zu gewinnen. Wahrlich auf diesem Wege wird ungleich mehr Gutes erzweckt, als wenn ihr die Ruthe in der Hand führt. Sollten wir durch Liebe und Güte alle Menschen gewinnen können, aber nicht die Herzen unserer Kinder? Und sollten wir auf diese Weise nicht ungleich mehr Gutes bewirken, als wenn wir ihre beständigen Zuchtmeister sind? — Keineswegs sollen Ungehorsam, Vergehungen, oder gar Bosheiten, deren oft gute Kinder fähig sind, wenn sie böse Beispiele sehen, ungestraft bleiben. Aber eben dann können wir dießfalls vernünftige Maßregeln ergreifen; und sich einen guten Erfolg davon versprechen, wenn wir sonst gewohnt sind, unsere Kinder liebreich zu behandeln und ihnen gehörige Freiheiten und Freuden zukommen zu lassen. Eben dann ist eine empfindsame und zweckmäßige Strafe leicht. Wir dürfen ihnen nur eine Zeitlang unsere Huld entziehen oder ihre Freiheit und ihre Vergnügungen beschränken, oder wir dürfen endlich die Ruthe gebrauchen, und versichert sein, daß die eine oder die andere dieser Maßregeln einen tiefen Eindruck machen, und daß wir Reue über begangene Fehler und Besserung erzwecken werden. Aber nie wird dieses möglich sein, wenn wir immer mit drohender Miene kommandiren, mit harten Worten ihnen begegnen oder mit Prügeln drein schlagen. Sie werden endlich dieser Tyrannei so gewöhnt, daß, anstatt zu bessern, wir sie nur

verschlimmern. — Eine gehörige Mischung von Güte und Ernst, eine Abwechslung von Belohnungen und Strafen erzeugen die glücklichsten Folgen. Ich sah einen geschickten Offizier durch diese Mittel ein ganzes Regiment freier Söhne nach seinem Willen lenken, wie es ihm keiner vor und nach that. Die strengsten Maßregeln wären hier unnütz gewesen, wenn nicht Güte und Ernst, Beifall und Tadel mit einander abgewechselt hätten; aber dieses unterwarf Alle seinem Willen, und wir sollten nicht auch damit unsere Kinder lenken, und folgsam machen können. Wenn der Eigensinn verbannt, der pünktliche Gehorsam erzweckt und begangene Fehler verbessert werden, so müssen in der Anwendung der vorgeschlagenen Maßregeln Vater und Mutter und die übrigen Glieder der Familie, die mehr oder weniger Antheil an der Erziehung nehmen, mit einander übereinstimmen, und nie einander entgegen arbeiten. Der ganze glückliche oder unglückliche Erfolg der Erziehung hängt davon ab. Es erfordert oft zur Erreichung des guten Endzwecks männlicher Ernst und die ganze elterliche Autorität. Wenn ihn nur der eine Theil anwendet und der andere nicht, wenn begangene Fehler von der einen Seite geahndet und bestraft und von der andern vertheidigt werden, wenn das Kind von der Ruthe des Vaters in den Armen der weichlichen Mutter Zuflucht findet, wenn ihm dieselbe noch schmeichelt und wohl unklug genug ist, dem Vater Vorwürfe zu machen, so ist gewiß alle Mühe der Zucht vergebens. Die gute Absicht des einen geht in der Thorheit des andern Theils verloren. Auch wird das Kind nur demjenigen Theile nachhängen, bei dem es Schutz und Sicherheit findet, und die andern zu fürchten und zu lieben aufhören. Es müssen also beide Theile und alle Glieder der Familie den gleichen Endzweck haben, und hierin mit einander übereinstimmen. Was eines thut, müssen die andern — wenigstens in Gegenwart der Kinder billigen; und wie wir oft aus übler Laune zur Unzeit mit Strafen eintreffen können, welches allemal den andern auffallend und nicht selten schmerzhaft ist, so ist es doch besser für einmal seine natürlichen Empfindungen zu unterdrücken, als in Gegenwart der Kinder durch Vorwürfe dem Ansehen und dem künftigen Einfluß des strafenden Theils zu schaden.

Wenn einmal, ihr Eltern, eure Kinder gewisser Begriffe

und des sittlichen Unterrichtes fähig sind, so gewöhnt sie an Ordnung, Reinlichkeit, Anstand und an eine gewisse natürliche, nicht übertriebene Höflichkeit. Aber verhütet dagegen Eitelkeit, Stolz und Verachtung, welche der allgemeinen Menschenliebe im Wege steht. Insbesondere suchet ihnen Schamhaftigkeit beizubringen, und gewöhnet sie an Thätigkeit. Beide, besonders die Beschäftigung, wenn sie auch anfangs ohne Nutzen, und mehr ein bloßes Spiel oder ein Zeitvertreib ist, sind eine Vormauer gegen viele Thorheiten und Laster. Auch dient die letztere, wenn sie mit vieler Bewegung verbunden ist, zur Gesundheit und zur Abhärtung des Körpers. So wie hingegen eine Anstrengung, die über die Kräfte der Kinder geht, und Arbeit, die langes Stillsitzen erfordert, ihnen schädlich ist.

Wenn Beschäftigung für Kinder nicht schon an sich selbst durch den Vortheil der Gesundheit, der Biegsamkeit und Stärke des Körpers, als auch zu Verhütung der übeln Folgen, die Langweile und Nichtsthun erzeugt, sehr zu empfehlen wäre, so ist noch ein wesentlicher Hauptgrund, der sie nothwendig macht, nämlich, daß wir sie zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereiten und zu den Geschäften, welche auf sie warten, geschickt machen. Auch in dieser Rücksicht müßt ihr ihre wenn auch zwecklose Thätigkeit unterstützen, durch allerlei Erfindungen von Aufgaben, ihre Arbeitsliebe aufmuntern, und durch Wohlgefallen, durch Beifall oder auf eine andere Weise belohnen.

Da die Kinder sehr geneigt sind, Andere nachzuahmen und durch Beispiele belehrt zu werden, so gebt ihnen doch, theure Eltern, selbst in allen erforderlichen Eigenschaften, die den glücklichen Menschen machen, ein gutes Beispiel und suchet sie doch vor dem Bösen zu bewahren. Eure Ordnungsliebe und eure Thätigkeit, eure Rechtschaffenheit und eure Privat-Tugenden werden stillschweigend mehr Gutes auf sie wirken, als wenn ihr ohne dieselben unaufhörlich prediget.

Mit dem wissenschaftlichen Unterrichte, ich meine mit dem Lesen, Schreiben ꝛc., halte ich nicht davon, daß man ihn allzu frühe anfange, und noch weniger, daß man ihn mit Härte erzwinge; denn die zarten Nerven der Kinder halten noch keine große Anstrengung aus, und das lange Stillsitzen ist ihrer Gesundheit sehr schädlich, besonders in den Schulstunden, wo die

Luft durch viele schädliche Ausdünstungen verdorben wird. Zudem kommt man etwas später, wenn die Kinder einmal Begriffe haben, in kurzer Zeit sehr weit. Am allerwenigsten empfehle ich das Auswendiglernen, weil es eine allzu große Anstrengung erfordert, die Lernbegierde schwächt und gegen dieselbe einen Eckel gebiert. Außer dem Catechismus, einer Auswahl biblischer Sprüche und allenfalls einige Lieder von Gellert würden meine Kinder nichts auswendig lernen. — Betreffend das Schreiben, würden sie so lange eine Vorschrift kopiren, bis sie eine ordentliche Handschrift machen könnten. Nachher würden sie weder Verse aus der Bibel, noch Strophen aus bekannten Liedern abschreiben; sondern ich ließe ihnen Freundschafts- und Geschäftsreisen, nebst allerlei brauchbaren Aufsätzen, — die dem künftigen Geschäftsmanne im gemeinen Leben zu seinem richtigen Fortkommen behülflich und unentbehrlich sind, — diktiren, damit sie nicht sowohl schön schreiben, als auch zugleich den Nutzen und die Anwendung der Schreibkunst kennen lernten; dieses ist gewiß auch der Zweck einer guten öffentlichen Erziehung und eines vernünftigen Lehrmeisters.

Wenn ihr Eltern weder Gelegenheit noch Fähigkeiten habet, eure Kinder selbst zu unterrichten, und kein Vermögen, einen eigenen Hauslehrer zu halten, so kommt denn sehr Vieles auf die Beschaffenheit der öffentlichen Anstalt an, wie weit der wissenschaftliche Unterricht gedeihen könne oder nicht. Vergebens wünschet ihr, daß eure Kinder geschickt werden möchten, wenn noch gute Anstalten fehlen, denn von denselben und einem guten Schulmeister hängt erstaunlich viel ab. Ein fleißiger und geschickter Schullehrer, wenn ihm keine eigennützigen Verordnungen die Hände binden, und ihn noch der Religionslehrer unterstützt, kann eure Kinder in kurzer Zeit nicht nur sehr Vieles lehren, sondern er kann noch über das ihnen gute Sitten beibringen; folglich in dem, was euch sonst am meisten zukömmt, behülflich sein. Man sieht die Früchte des Fleißes eines solchen trefflichen Mannes nicht nur in der Geschicklichkeit der Kinder, sondern auch in ihrer sittlichen Aufführung, sowohl in den Häusern als auf den Straßen, sowie oft die sittenlose Jugend ihren unwürdigen und ungeschliffenen Schulmeister verräth.

Von der Forsetzung des wissenschaftlichen Unterrichtes oder der wirklichen Ausbildung des Geistes und Herzens, die zwar mit den Schuljahren anfängt, aber nicht vollendet wird, werde ich weiter nichts sagen, weil ich ihren Werth und ihre Nutzbarkeit schon in einem besondern Stück durch die Beispiele eines Streplons oder Alliests bereits dargestellt habe, und weil ich euch noch in andern Stücken etwas davon zu sagen, Gelegenheit haben werde.

Möge dasjenige, was ich bisdahin bemerkt habe, den Eltern auf der Landschaft, die keine Gelegenheit haben, durch gute Erziehungsschriften belehrt zu werden, nützlich sein, und möge ich dadurch zur Beförderung der physischen und moralischen Glückseligkeit ihrer hoffnungsvollen Kinder nur auch etwas beigetragen haben, so wird meine Menschen- und Vaterlandsliebe reichlich belohnt sein. —

VIII.

Die Betrachtung der Natur führt uns zur Selbsterkenntniß.

Jener Stolze, der sich träumt, daß er ein Gegenstand der Bewunderung zu sein verdiene; er, der mit seinem geerbten Reichthum, mit seinen Titeln und seiner willkürlichen Macht seinem Ehrgeiz und seiner Herrschsucht Genüge thut, den seine eingebildete Größe über Alles erhebt, und der nur mit Verachtung hin sieht auf das, was um ihn ist: wie würde seine Einbildung verlieren, wenn er ohne Vorurtheil, und ohne durch die Brille seiner Eigenliebe zu sehen, die ihn umgebende Natur betrachten, und von da einen Blick werfen könnte auf das große All, um sein wahres Verhältniß mit dem erstaunlichen Ganzen erkennen zu lernen. Wie demüthigend wäre es für ihn, wenn die kleine Ameise, die neben ihm vorbeiläuft, ihm ein Bild seiner Größe, und die andern Ameisen dort ein Bild seiner Sclaven wären, weil sie eben das sind, was er, und er was sie. Wie würde er in dieser Schule der Wahrheit, seiner Thorheit gewiß, und

über den Wahn erröthen, daß Gold und Reichthum, Ehre und Macht ihm ein ausschließendes Recht über Andere geben, da er doch nur ein Glied der fortlaufenden Kette der Wesen ist, aus gleicher Erde gebildet, mit gleichem Leben belebt, zu gleichem Endzweck erschaffen, und gleich den andern Gliedern den Gesetzen der Natur und des Todes unterworfen ist. —

Gewiß es ist keine lehrreichere Schule, als die Natur. — Sie zeiget uns mit dem Lichte der Wahrheit unsern Werth und unsere Verhältnisse, und demüthigt unsern Stolz durch den Beweis unserer Abhängigkeit von dem Ganzen. Je weniger wir die ganze Kette der Dinge, ihre Verhältnisse und Verbindungen kennen, je mehr berechtigt uns unsere Eigenliebe auf unser allgeliebtes Ich stolz zu sein. Aber je mehr wir dieselbe erforschen, desto mehr verliert der zu hohe Begriff von unserm eigenen Werth. Wir sehen, daß Alles, was ist, ebenso nothwendig ist, als wir selbst, daß wir nur ein Buchstabe der Schöpfung sind, und daß das Ganze nicht unsertwillen, sondern wir um des Ganzen willen erschaffen sind, daß der geringste Mensch ebensowohl ein Mensch ist, wie wir, und daß ein jedes Thierchen mit zur Vollkommenheit des Ganzen gehöre; daß nichts überflüssig und nichts entbehrlich ist, wenn nicht so gut eine Lücke sein soll, als wenn wir nicht wären, daß unser Dasein in dem Dasein anderer Theile bestehe, daß unsere Erhaltung und unser Fortkommen von tausend Mitteln abhange, und daß unsere Bedürfnisse die mannigfaltigsten Dienstleistungen erfordern, daß kein Ding, kein Mensch, wäre er der größte Sterbliche, für sich selbst bestehen könne, daß Alles mit einander so unzertrennlich verbunden sei, und mit einander einwirke, wie die Räder einer Uhr. —

Die Betrachtung der Natur führt uns also am richtigsten zur Selbsterkenntniß, und diese zur Menschenliebe, zur Bescheidenheit und Demuth. Aber, indem wir auf diesem Wege der Wahrheit nachforschen wollen, — wie oft stehen uns nicht unsere Vorurtheile im Wege, wie oft hindert uns unsere Eigenliebe, der verdorbene Wille und die bösen Neigungen, die stillschweigenden Lehren dieser großen Lehrmeisterinn zu verstehen, und von dem, was wir sehen eine nützliche Anwendung zu machen? Nur dem weisen unbefangenen Freund der Wahrheit, der für alles Gute und Nützliche empfänglich ist, bleibt es vergönnt,

auf dem großen Schauplatze der Natur belehrt und überzeugt zu werden, wie unweise die stolze Einbildung unserer Vorzüge, und welch' eine eitele Eitelkeit es sei, auf ererbte und zufällige Dinge sich Vieles zu gut thun, wie abhängig der Mensch, wie nichtig Reichthum, Ehre, Macht und Gewalt, und wie wandelbar das Glück der Sterblichen sei. — Nur er steht in der Betrachtung des Ganzen sich selbst und spricht: —

Was bin ich, Herr und Schöpfer der Dinge, in Vergleichung alles dessen, was deine Allmacht hervorbrachte? Was gibt mir ein Recht mich über Andere zu erheben; da ich selbst nur so ein kleiner Theil des erstaunlichen Weltalls bin? Ist nicht ein jeder Mensch auch der schwächste, unbedeutendste, ja jedes Thierchen zur Vollkommenheit des Ganzen so unentbehrlich, wie ich bin. — Was verlieren wir, oder was verliert das Ganze der Schöpfung, wenn der, der sich zu einer kleinen Gottheit erhebt, nicht mehr ist? — Was verlieren wir oder das Ganze, wenn eine Ritze sich öffnet, und eine Ameise begräbt, oder wenn der Fuß eines Wanderers ein Würmchen zertritt? — O lehre Du mich, Schöpfer und Herr der Natur, in den Wundern, die deine Weisheit und Kraft hervorbrachte, die Erkenntniß meiner selbst, den Zweck meines Daseins und die Pflicht, die ich dir und deinen geschaffenen Wesen schuldig bin, erkennen. — Laß mich durch thätige Menschenliebe, soviel an mir ist, das Glück der menschlichen Gesellschaft zu befördern suchen, und so geneigt sein, meine Kräfte für sie anzuwenden, als diese bereit ist, meine Bedürfnisse zu befriedigen! — Vor Allem aus laß mich nie vergessen, daß auch der kleinste Mensch immer ein Mensch, und so unentbehrlich ist, wie ich. —

IX.

Der unbeständige Mensch.

Als ich einst auf einer einsamen Reise mich willig meinen Launen überließ, durchkreuzten sich Gedanken und Empfindungen,

die wechselweise mein Gemüth traurig machten und bald wieder aufheiterten. Einmal glaubte ich mich arm, und es fehlten mir die Schätze eines Harpax. Dieser Glaube blieb aber nur so lange, als Sorge und Unzufriedenheit über mich herrschten, und verschwand, als die Vernunft mich lehrte, daß zu einem glücklichen Leben keine vollen Geldkisten, sondern bloß die Einschränkung der Begierden und der entbehrlichsten Bedürfnisse nothwendig sei. Oft verfinsterte sich die Sonne meines Glücks hinter schwarze Wolken, und oft lächelte sie mir so lieblich, daß ich mein Erdenleben mit keinem Sterblichen verwechselt hätte. Oft drückte mich das Joch mühsamer Geschäfte und oft verwünschte ich die Langeweile des Müssiggängers. — Oft war mir für die Zukunft bange, und oft verhieß sie mir die schönsten Tage, lohnte meine Arbeit mit süßer Ruhe und ließ die Zufriedenheit unter meinem Dache wohnen.

Diese wechselseitigen, angenehmen und unangenehmen Empfindungen und Vorstellungen gaben mir in der Folge den Anlaß zur Betrachtung: welch' ein veränderliches Geschöpf der Mensch sei, der vielleicht auf Gottes Erdboden keines seines Gleichen habe, wie ihm jede kleine äußere oder innere, bekannte oder unbekannte Ursache eine andere Stimmung gebe, und wie er in seinen Gedanken, Empfindungen, Bestrebungen und Erwartungen kaum eine Stunde sich selbst gleich bleibe. Wie Wuth und Niedergeschlagenheit, Frohsinn und Mißvergnügen, Gelassenheit und Ungeduld, Freude und Bekümmerniß, Leichtsinn und Aengstlichkeit so schnell mit einander wechseln, wie er oft so gern die Lebensfreuden genießt, und oft des Lebens satt wird, wie bald er die Einsamkeit und bald die Zerstörung sucht, wie er oft im Genuß seiner Glücksumstände keinen Geschmack für das Vergnügen hat und finster und mürrisch ist, so wie er hingegen oft im Mißgeschick heiter, fröhlich sein und lachen und singen kann. —

Woher kommt wohl die Ursache dieser unbegreiflich scheinenden Veränderung eines vernünftigen Wesens? Einen großen, vielleicht den größten Antheil mögen die Empfindsamkeit der Nerven, und andere innere Beschaffenheiten der körperlichen Maschine daran haben. Nächst diesem sind es unsere Leidenschaften, die uns auf dem Schiffe der Begierden in dem Meere der Zeit

herumtreiben, wenn die thätige Vernunft nicht immer das Steuerruder hält. Was können diese mächtigen Triebfedern, die sonst auch die sichersten Tugenden befördern, für Unordnungen anrichten, wenn sie aus ihren Schranken treten, und die Oberherrschaft über die Vernunft behaupten. Jede ihrer kleinsten Wirkungen muß eine Veränderung in unserm Gemüthe hervorbringen. Setzen wir noch hinzu, wie leicht sie gereizt werden können, so hört das Wunderbare auf, und wir begreifen wohl, daß so oft durch eine bekannte oder unbekannte Ursache eine unserer Leidenschaften aufgeweckt wird, eine schnelle Wechslung unserer Empfindungen erfolgen muß, so bald wir niedergeschlagen, mißvergnügt, ungeduldig, zornig, zweifelhaft, ängstlich und bald wieder heiter, ruhig, froh, muthig, entschlossen und tapfer sind.

Wenn unsere unbesiegten Leidenschaften die Hauptursache unserer unangenehmen Empfindungen sind, welche so schnell eine Veränderung unsers Gemüthszustandes und eine andere Stimmung der Seele hervor bringen können, so ist bei ihrer Anwandlung kein heilsameres Mittel, als wenn wir ihnen die Vernunft entgegensetzen, die durch Ueberlegung vermögend ist, den Nebel des Irrthums zu vertreiben, und das Licht der Wahrheit aufzustecken, die unangenehmen Empfindungen in angenehme zu verwandeln, das Leiden, das wir fühlen, zu heben, und die Traurigkeit in Freude zu verwandeln.

Wenn aber die zu große Empfindsamkeit der Nerven und andere innere Ursachen unsers Körpers mit zu unsern reizbaren Leidenschaften wirken, unsern Gemüthszustand niederzuschlagen, und uns mit unangenehmen Empfindungen und ängstlichen Vorstellungen zu quälen, daß selbst die thätige Vernunft nicht im Stande ist, denselben Inhalt zu thun, so ist es doch durch wiederholte Erfahrungen und Uebungen endlich dahin zu bringen, daß wir uns selbst im Unmuth, und unter den verzweifeltesten Launen den Trost geben können, daß eine baldige Abwechslung möglich sei, daß wenn schon der Morgen mit trüben Wolken umhüllt ist, wir einen lieblichen Abend zu hoffen haben, und daß unser Gemüthszustand so veränderlich sei, wie der Zustand der Atmosphäre, in welcher auf Regen Sonnenschein, und auf den Sturm eine Stille folge.

X.

Die Natur schenkt Talente, der Fleiß wendet sie an.

Kein Ort, so unberühmt er ist, hat die Natur bei Austheilung ihrer schönen Talente vergessen, und immer gab sie ihrem Liebeswerk alle Fähigkeiten, aus welchen ein vortrefflicher Mensch gebildet werden kann; aber die Entwickelung dieser Anlagen überläßt sie ganz der Kunst und dem Fleiß. Aus dieser Ursache liegen so viele Genie's fruchtlos und begraben, weil sie die Unwissenheit verkennt, das Vorurtheil verwirft, die dürftigen Umstände zurückschreckt, auch der Eigennutz ihnen zuweilen alle Hülfsmittel vorenthält, oder weil Trägheit, Leichtsinn und Bequemlichkeit, oft der hohe Stand und die Reichthümer ihren Grundtrieb hemmen. — Gewöhnlich schaden diese letztern der Vervollkommnung des Geistes mehr als jene; denn große Seelenkräfte arbeiten sich oftmals durch alle Schwierigkeiten hindurch, beschämen die Unwissenheit, besiegen das Vorurtheil und verachten die Armuth; aber desto öfterer unterliegen sie dem geerbten Vermögen und dem vornehmen Herkommen, diesen Feinden des Fleißes und der Anstrengung, welche lieber die Weichlichkeit, die Wollust und allerlei eitle Zerstreuungen begünstigen. — Es ist fast unbegreiflich, wie viel der Mensch vermag, wenn er nur will, und wie wenig er für das Eine oder Andere empfänglich ist, wenn er nicht will. Ohne anhaltenden Fleiß und rastlose Thätigkeit bleibt auch das größte Genie fruchtlos; aber durch diese und eine kluge Anwendung der Zeit macht es Riesenschritte. Die Geschichte der ältern und neuern Zeit gibt uns die bündigsten Beweise hievon. Wer das Leben der größten Weltweisen, Helden, Staatsmänner und Künstler untersucht, der findet gewiß, daß sie nicht ein bloßes Werk der Natur waren, sondern daß die geschickte Anwendung ihrer Anlagen und Fähigkeiten, verbunden mit unverdrossenem Eifer, sie auf die Stufe des Rufes erhob. Gewiß keiner der großen Geister der alten und neuen Welt, keiner der Philosophen, Dichter, Redner, Staatsmänner, Feldherren, Aerzte, Künstler ꝛc., die immer Muster und Lehr-

meister ihrer Nachkommen bleiben werden, und deren Namen ihre Enkel mit Ehrfurcht nennen, wurden auf Bällen, bei Assembleen, am Spieltische und den gewöhnlichen Zerstreuungen groß. Durch Lesen, Denken, Beobachten entwickelten sie ihre Talente, besiegten ihre Vorurtheile, erhielten Kenntnisse und Urtheilskraft, reinigten ihren Geschmack, und fanden ihn nur an dem, was groß und schön war. — Sie waren Genie von Geburt; aber der Fleiß wendete solches an. Die Natur gab ihnen ihr Pfund und sie wucherten damit. Selten werden diese Männer in ihrer Jugend galant gewesen sein, noch auf dem Theater der Mode und der Etiquette eine Rolle gespielt haben, wie sie der Stutzer spielt; denn wer in dem kurzen Leben ein gewisses Feld der Wissenschaften oder der Künste anbauen will, der muß die Zeit wohl anwenden und fleißig arbeiten, und wessen Feld schon eine reiche Erndte verspricht, der beweist, daß er die erste Hälfte der Nacht nicht mit sinnlichen Zerstreuungen durchwacht und die schönen Morgenstunden verschlafen, noch daß er mit Haarkräuseln und Kleiderwechseln die meiste Zeit des Tages verloren habe. —

Also nur durch die kluge Anwendung der Zeit, durch einen glühenden Eifer und durch das rastlose Bestreben, etwas Zweckmäßiges zu thun; durch Enthaltsamkeit derjenigen Thorheiten, womit sich die galante Welt und der Alltagskopf die Zeit durchbringt, kann das Genie seine Größe erreichen. —

Es hängt meistens nur von ihm ab, welche Stufe er erreichen wird, oder auf welcher er stehen bleiben wird. Die Natur schenkt Fähigkeiten und Kräfte, aber unser Wille bestimmt ihre Grenzen.

Der Fleiß und die kluge Anwendung der Zeit zur Entwickelung der Talente ist aber nicht allein denjenigen nöthig, die durch ihre Lage und Umstände, durch ihre unbeschränkte Freiheit und durch mannigfaltige Hülfsmittel veranlaßt werden, sich auf dem Schauplatz der Künste und Wissenschaften sehen zu lassen, und in einem gewissen Fach sich hervorzuthun, sondern sie dienen auch da, wo der Ort nur Bauern und Handwerker zu verlangen scheint, oder wo man, zu Folge politischer Einschränkungen, nichts anders werden kann und darf, ohne das Mutterland zu verlassen. Das junge Genie, das auch nur ein Handwerk erlernt, kann nie zu viel Fleiß darauf verwenden. Und wenn es in seinen müßigen Stunden (außer der Schreibe- und Re-

chenkunst) sich der Mathematik, Zeichnungskunst und andern Zweigen der Wissenschaften widmet, wie z. B. Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, Erfindungen und Künste, so kann es versichert sein, daß diese Anwendung der Zeit erstaunlich nützlich ist, weil sie ihm mannigfaltige Kenntnisse und Geschmack für das Schöne beibringt, den Geist zum Denken, Ueberlegen und Beurtheilen fähig macht, und weil es desto besser im Stande ist zu finden, zu verbessern und durch Vortheile und Kunstgriffe die Arbeit zu erleichtern. — Es fehlt manchem Handwerker nicht an natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, noch an gehörigem Fleiß, sondern bloß an Geschicklichkeit im Zeichnen und an Geschmack; um ein vortrefflicher Meister zu sein, und mancher ist ein Sklave von unaufhörlicher Arbeit, ohne nur einmal ein hinlängliches Auskommen zu finden, weil er ganz unwissend ist. — Auch der Bauer ist von der Nothwendigkeit der Entwicklung seiner Talente nicht ausgeschlossen; auch ihm dienen mancherlei Kenntnisse eben so gut als dem Handwerker. Die Landwirthschaft ist immer ein wichtiger Theil der Wissenschaften gewesen, wodurch sich große Männer beschäftigten, und der Bauer, der sie eigentlich ausüben sollte, sollte ein Fremdling darin sein? Die Kunst, die wichtigsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse aus dem Erdboden zu ziehen, sollte nur an die Regel des Herkommens gebunden sein, und bloß durch mündliche Uebertragung von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt werden. Sollten außer der Schreib- und Rechenkunst die Anfangsgründe der Naturlehre, der Naturhistorie und der Landökonomie nicht ein nothwendiges Mittel sein, das junge Genie zu entwickeln, ihm gehörige Kenntnisse beizubringen, und in den Stand zu setzen, Alles mit besserm Vortheil zu thun, und durch Nachdenken und Erfinden den Landbau zu verbessern? Wahrlich auch hier ist die Entwicklung der Talente, und der Fleiß in Erlangung gewisser Kenntnisse höchst nothwendig. Der Mangel derselben begünstigt noch immer das eiserne Vorurtheil, welches Alles für unverbesserlich hält, die Beobachtungen und Versuche verwirft, welche zu Verbesserungen und Erfindungen führen, und am allerwenigsten zugibt, daß man etwas von seinem Nachbar ablerne; daher noch manche schöne Gegend an Produkten wenig abwirft, und eine andere, vielleicht rohere, eine reiche Erndte verspricht, weil

Kunst und Fleiß darin ersetzen, was die Natur vorenthalten hat. — Aber noch sehe ich nicht, daß eine Gegend ihren verbesserten Landbau dem wissenschaftlichen Unterricht zu danken hätte, sondern daß der Zufall irgend einem Extrakopf einen guten Einfall gab, der sich wohl anwenden ließe, und daß die Nothwendigkeit, auf einem kleinen Fleck viele Menschen zu ernähren, das Meiste beitrug. — Sollte einmal die öffentliche Erziehung dahin gedeihen, daß sie durch die geschickten Mittel zur Entwicklung der Talente das Ihrige beitrüge; sollte sie sich nicht bloß auf Lesen und etwas Schreiben einschränken, sondern dem glücklichen Jüngling noch allgemeine nützliche Kenntnisse beibringen; und sollte dieser auch in der Folge immer mehr Aufmunterung und Hülfsmittel finden, sich noch mehr zu entwickeln; so würde gewiß nicht nur der Handwerker, sondern auch der Bauer gewinnen, und der Landbau, dieser so wichtige Theil des Erwerbes würde zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht werden*).

Bis dahin kommt es bloß auf dich, Jüngling, und auf glückliche Zufälle an, wie weit deine Talente entwickelt werden können, deine natürlichen Anlagen und Fähigkeiten erwecken sicher in dir Lust und Willen etwas zu erlernen, aber noch weißt du nicht, was zu lernen ist. — Es fehlen dir also entweder Beispiele, die Nachahmung verdienen, oder ein erfahrner Freund, der dir die Hand bietet. Findest du nun das Eine oder Andere, so säume nicht zu folgen, und wisse, daß es jetzt nur von deinem Fleiß und von deinem Muth abhängt, etwas Vortreffliches zu werden. — Verachte das Vorurtheil, wenn es dir sagt, daß dir in deinem Stande und Berufe nichts weiter nothwendig sei, als strenge Arbeit; denn wisse, es ist keine Handtierung in der Welt, die nicht ihre Vortheile und Kunstgriffe hat, und keine, die nicht noch durch Versuche und Erfindungen erleichtert und verbessert werden könnte. Dieses thun zu können, setzt gewisse, dahin beziehende Kenntnisse und eine Fähigkeit voraus, die Sachen gehörig zu prüfen und zu beurtheilen. Diese aber zu erlangen macht gewisse wissenschaftliche Hülfsmittel nothwendig, welche ich oben schon bemerkt habe,

*) Würde der edle Nehracher noch unter uns leben, wie würde er sich über den jetzigen Bestand des Schulwesens freuen!

und nächst dem erfordert es Aufmerksamkeit, Nachdenken und unermüdeter Fleiß. — Wirst du, Jüngling, diese den sinnlichen Zerstreuungen entgegen setzen; wirst du deine Zeit durch nützliche Belehrungen, welche immer deine Vervollkommnung zum Endzwecke haben, hinbringen, so kannst du endlich geschickt in der Ausübung deines Berufes werden; wirst nicht nur deine Arbeit verrichten, sondern solche mit Vortheil und Leichtigkeit verrichten, und im Stande sein, zufällige Fehler zu verbessern, und durch neue Erfindungen dich berühmt und belohnt sehen. —

„Der Fleiß in nützlichen Geschäften,
„Der edle Wucher mit den Kräften,
„Bestimmt dir Jüngling dein Geschick."
„Gellert."

XI.

Warnung vor der Wollust an einen Freund.

Gellert, der sanfte menschenfreundliche Gellert, suchte weniger zu glänzen, als zu nützen. Seine Verdienste um die Moral sind von unschätzbarem Werthe und haben ihn zum Lieblingsschriftsteller des deutschen Vaterlandes erhoben. Er wird es auch sein für dich, mein Lieber, der du ihn wahrscheinlich schon oft gelesen hast, und ich zweifle nicht, daß du das Göttliche der Religion in seinen Oden und Liedern, das Angenehme und Lehrreiche in seinen Fabeln und die wichtigsten Pflichten des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens in seinen moralischen Vorlesungen gefühlt, als wahr erkennt, und zu deinem Besten angewendet habest. Fahre nur immer fort, diese heilsamen Lehren zu nützen, und du wirst ein desto rechtschaffener Mann, ein besserer Bürger und ein guter Christ werden. Besonders empfehle ich dir zu gehöriger Prüfung sein Lied: „Warnung vor der Wollust." Wie glücklich, wenn dieses jeder Jüngling in sein Gedächtniß schrieb, wenn ein jeder, geschreckt durch das Gemälde des Lasters seiner liebreichen Warnung folgte, und seine sichern Verwahrungsmittel gegen dasselbe sorgfältig gebrauchte. —

Warum ich eben ausschließlich zu dir über diesen Gegenstand rede, ist keine andere Ursache, als, weil ich letzthin das traurige Beispiel eines Unglücklichen sah, der jene heilsame Warnung verachtet hatte, und nun die schrecklichen Folgen seiner Jugendsünden, die vernünftige Aerzte und Sittenlehrer ihm lange voraus verkündigt haben, — jetzt doppelt fühlt. Du solltest ihn der Sinne beraubt kraftlos auf den Ruhestuhl hingeworfen sehen, wie sein starres Auge keinen Unterschied der Dinge mehr bemerkt, wie für ihn alles Schöne seinen Reiz verloren hat, wie langsam seine unbiegsamen Hände die kleinste Bewegung verrichten, die schlaffen Kniee unter der Last des Körpers einsinken, wenn ihn ein kraftvoller Mann in den Armen hält, oder wie seine schwere Zunge nur unverständliche Worte hören läßt. — Man giebt ihm zur Kurzweil eine brennende Pfeife, und er läßt sie erlöschen, man reicht ihm eine Zeitung, er läßt sie ungelesen sinken; man führt ihn in den Garten, und er sieht weder die Sonne über seinem Scheitel noch die Verschiedenheit der Pflanzen um ihn her. — Ja die Kräfte seiner Sinnen hatten sich so weit verloren, daß er die Bedürfnisse seiner Natur nicht einmal mehr kannte. —

„So rächt die Wollust an den Frechen,
„Früh' oder später die Verbrechen,
„Und züchtigt sie mit harter Hand."

* * *

„Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
„Doch er vergaß den Weg der Tugend;
„Und seine Kräfte sind verzehrt.
„Verwesung schändet sein Gesichte,
„Und predigt schrecklich die Geschichte
„Der Lüste, die den Leib verzehrt." —

* * *

Welch ein trauriges Beispiel einer Leidenschaft, die, wenn sie in ihren gehörigen Schranken bleibt, und durch viele Seigen geläutert wird, eine artige Liebe gebiert, und zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts unentbehrlich ist, aber zugleich eine der wüthendsten werden kann, die den Leib zerstört und die Seele verdirbt, wenn sie nicht immer der Vernunft untergeordnet bleibt. Dieses Gemälde der Wollust und so viele an-

dere, die du schon selbst gesehen oder gelesen, oder noch sehen und lesen wirst, — mögen die vermögend sein, jeden unreinen Trieb deiner erwachenden Leidenschaft zu besiegen. — Möchte die Darstellung der traurigen Folgen des Lasters und der Gedanke, wie entehrend die Unkeuschheit sei, deine Unschuld und deine Tugend sichern, wenn sie auch zuweilen auf die Probe gesetzt wird. — Ach der Geist ist immer geneigt, die bösen Neigungen zu unterdrücken, aber wie schwach ist das Fleisch seinen Anfechtungen und Gelüsten zu widerstehen; indessen, gleich wie den zerstörenden Elementen sichere Verwahrungsmittel entgegengesetzt werden können, im wüthenden Sturme, das Schiff durch sein Steuer erhalten, die reißende Fluth durch feste Dämme beschränkt, der Blitz durch Kunst abgeleitet wird, ebenso können auch dieser furchtbaren Leidenschaft wirksame Maßregeln entgegengesetzt werden. — Diese sind allererst Mäßigkeit im Genuß der Speisen und Getränke, fleißige Arbeit; Schamhaftigkeit, Umgang mit ehrbaren und tugendhaften Leuten u. dgl. — Fliehe also Unmäßigkeit, besonders der übermäßige Genuß hitziger Speise und Getränke, welche deine Kräfte schwächen, und dich zu unordentlichen Trieben reizen. — Fliehe die Trägheit und den Müssiggang, denn sie nähren ein ganzes Heer böser Gedanken; hingegen befleiße dich jeden Augenblick in nützlichen Geschäften hinzubringen. Fliehe die Schamlosigkeit, und erlaube dir, weder in Reden noch in Handlungen nie etwas, das deine Tugend verletzt und gesitteten Leuten anstößig ist. Fliehe den Umgang des Wollüstlings und einer schamlosen Dirne. Suche hingegen die Gemeinschaft edler Menschen, deren schönes Beispiel Nachahmung verdient, und die Würde deines Charakters befestigt. — Vor Allem aber suche einen richtigen Begriff von dem Unterschied zwischen Tugend und Laster, von dem Werth und den unglücklichen Folgen des einen oder des andern, zu erlangen, und dir solchen tief einzuprägen; dann wirst du der Versuchung männlich widerstehen, und der Sieg der Tugend wird immer auf deiner Seite sein. —

XII.

Am Kirchhofe zu Nieder-Urnen, im Canton Glarus; bei einer Durchreise.

Dort waren die Wohnstätten meiner Voreltern, hier sind ihre Gräber! — Wie süß ist es an der Seite meines besten alten Vaters, mich um sie zu erkundigen, mir von ihm sagen zu lassen: „Dort in jener kleinen Hütte wohnten sie, die Redlichen, „die zwar arm und als Fremdlinge doch untadelhaft lebten; — „hier deckt sie die schwarze Erde und ihre Gebeine warten der „frohen Auferstehung. — Er, mein Vater, dem ich nächst Gott „mein Leben verdanke, starb, vom Schicksal ersehen, in der „Beste seiner Jahre, und hinterließ, ohne den kleinsten Erb„theil, vier elternlose Waisen; ich erst neun Jahre alt, die an„dern zwar älter, aber alle als Fremdlinge in diesem Lande „angesehen, verlassen, fortgeschickt, auch im Vaterland nicht „mehr für Bürger des ehemaligen Wohnortes angenommen, „bis es erst nach Jahren die hohe Regierung nach Urtheil und „Recht geboth. Zehn lange Jahre mußte ich mich für Lehrko„sten, Nahrung und Kleidung der Willkür eines Lehrmeisters „unterwerfen, dann in der Fremde den Unterhalt suchen, dann „mit keinem Heller geerbten Vermögen die Profession anfangen, „aus dieser jedes kleine Bedürfniß abheben, und auch meinen „Kindern eine menschliche Erziehung geben. — So hatte ich „mit tausend Sorgen und Mühseligkeiten zu kämpfen, bis end„lich allmälig das Schicksal sich erleichtert und die häuslichen „Umstände sich gebessert hatten, daß wir jetzt froh unsern be„scheidenen Theil genießen, und von Niemandem abhangen dür„fen, als von uns selbst, wenn wir fleißig arbeiten, und recht„schaffen vor Gott und Menschen wandeln.“ —

„Siehe, mein Sohn! so segnet der liebreiche Vater im Him„mel. — So schenkte er mir Gesundheit und Nahrung, schenkt „mir jetzt noch männliche Kraft in dem Alter, wo Viele unter „der Reihe so vieler Jahren gebückt gehen, oder über mancher„lei Beschwerden seufzen. So können wir ruhig hier vorbei „gehen, und zufrieden hinsehen. — auf die Gräber, wo die

„Asche unserer Väter ruht, der Redlichen drei, deren je einer „dem andern das Leben gab, lebte und starb. Keinen derselben „sahst du, ich selbst nur einen; — aber einst werden wir sie „alle sehen, in den Gefilden der Seligen, wo Eltern und Kin„der sich wieder umarmen. O welche Freude dann für sie und „für uns; — für sie: wenn zahlreiche Enkel um sie her sich „versammeln, wenn keiner zu wenig, keiner auf dem Irrweg „des Lasters verloren ist, und alle desselben Grades ewiger „Glückseligkeit würdig sind, für uns, wenn wir unsere Ahnen „erkennen, sie durch die himmlischen Gegenden begleiten und „ihnen unsere Schicksale, die überstandenen Leiden, und die „Siege der geprüften Tugend erzählen."

XIII.

Eifersucht und Aberglaube.

Wenn ich Thorheit neben Thorheit stelle, so scheint mir, der Eifersüchtige und Abergläubige seien einander am ähnlichsten. Beide sind an der Einbildung krank, und jeder träumt zu seiner eigenen Plage. Der Abergläubige, von jugendlichen Vorurtheilen, die geschwätzige Weiber und unwissende Nachbaren ihm in der zarten Jugend eingepropft haben, sieht überall etwas, wo nichts zu sehen ist, oder doch selten das Wirkliche und das Mögliche. Jeder Baum im nächtlichen Mondschein, jede seltsame Vorstellung, die zufällig durch Licht und Schatten erzeugt werden kann, jeder furchtsame Hase, der in nächtlicher Stille seine Freiheit genießt, und vielleicht mit seines gleichen spielt, jedes scheue Thierchen, das jetzt auf Beute ausgeht, weil es vor den Nachstellungen des Jägers sicher ist, jedes unbedeutende Geräusch von abgerissenen Blättern, oft das Spiel der Abendwinde, am meisten eine kleine Masse entzündeter Dünste, die ihm als Irrwisch erscheint, erhitzt seine Phantasie und malt ihm die schrecklichsten Bilder, daß er oft sinnlos zurückbebt, indessen der Weisere, der keine Vorurtheile im Kopfe hat, ruhig seine Wege fortwandelt, nichts sieht, oder bei auffallenden Erscheinungen stille steht, untersucht, und die natürliche Ursache findet. —

Gleichwie der Aberglaube, eben so sehr betrügt die Eifersucht der Liebe. — Jeder heitere Blick, jedes gefällige Lächeln, jedes freundliche Wort, jeder muntere Scherz ist eine Ausschweifung, erweckt ein bleibendes Mißtrauen, raubt jede Freude dem Herzen, und vermischt den Lebensgenuß mit Wermuth und Galle, Beispiele dieser unglücklichen Leidenschaft und ihrer grausamen Folgen finden wir in den Geschichten der frühesten Zeit, und möchten wir sie in den Geschichten lesen. Aber so viele Märtyrer der gegenwärtigen Periode, derjenigen, die wirklich daran krank sind, und derjenigen, die von unheilbaren Patienten in der Hitze ihrer getäuschten Einbildung verfolgt werden, beweisen ihr Dasein noch zu gewiß. — Es wäre leicht eine ganze Gallerie solcher Thoren unsers Zeitalters aufzufinden, wenn nicht schon Wunderdinge hierüber gesagt wären. Nur ein einziges Beispiel von einem mir bekannten, sonst nicht geistlosen Manne, darf ich nicht vorbeigehen, der in dieser Leidenschaft keinem Italiener nachsteht. — Ungeachtet sein Weibchen, welches er sich aus freier Wahl genommen, das beste Herz hat, und außer einem Bischen Schwachheit, keinen Tadel verdient, so darf er sie doch keinen Augenblick verlassen, kann keinen Freund um sie leiden, und ist sogar über seinen eigenen Vater eifersüchtig. — Wie unglücklich ist also nicht dieser Mann? — Nirgends findet seine mißtrauische Seele einige Ruhe, und er wird sich selbst zur Last. Die Freuden des geselligen Lebens sind ihm eine Qual, die Freundschaft gefährlich, und der vertrauliche Umgang ein Verbrechen. — Wie glücklich ist hingegen der Weise, der von dieser Leidenschaft frei ist, den keine Ahndung verführt, der nichts Böses glaubt, als wo es wirklich ist. — Er bleibt heiter und ruhig in der Gesellschaft, er freuet sich der Freuden und ehret die Freundschaft, die rechtschaffene und ehrliebende Personen dem Gegenstand seiner Liebe erweisen. — Kein Mißtrauen findet in seiner Seele statt, keine Vorwürfe betrüben seine Gattinn, kein Verdacht störet die häusliche Eintracht und die eheliche Liebe, und er genießt alle die Ruhe des Herzens, den Frieden und die Glückseligkeit, die den Sterblichen in diesem Leben beschieden ist, indessen jener Thor sich langsam zu Tode quält.

XIV.

Beobachtung bei einer Colonie Ameisen.

Welch ein allgemeines Gewühl zahlloser Thierchen gleicher Art! wie drängen sie sich aus dem Gewirre hervor, und irren zwecklos durcheinander! Soll das ein Staat sein zum Beispiel unserer Staaten! Soll da der Weise Gesetze und Ordnung, und der Müßiggänger Geschäftigkeit lernen? Soll da der Philosoph Demokritus ganze Tage gesessen, und Abderite ihm Unrecht gethan haben, wenn er ihn verachtete. Ha, wer wird nicht ein Abderite sein? So mag der Unwissende, der weder die Eigenschaften noch die Oekonomie dieser Thiere kennt, lächelnd sagen, und forteilen, nachdem er den Hügel lockerer Erden zerstört hat, der ihnen den bequemen Ausgang aus ihren Kammern sichert, und zur Ausbrütung ihrer Eier dient, wo hingegen der Forscher der Wahrheit einen Staat bewundert, dessen Gesetze die Gesetze der Natur selbst sind.

Ferne von der Kenntniß eines Naturkundigen und ohne die innere Beschaffenheit und zweckmäßigen Einrichtungen ihres kleinen Reichs zu berühren, muß ich nur sagen, wie ich einmal Augenzeuge ihrer gemeinnützigen Thätigkeit und ihrer beispiellosen Liebe war. Ihrer gemeinnützigen Thätigkeit: denn da war Alles geschäftig für das gemeinschaftliche Wohl, und ein Jedes sorgte für die Erhaltung des Ganzen. Schaaren verließen ihre dunkeln Wohnungen, gingen auf Beute aus, und kamen mit Beute beladen wieder zurück. Viele schleppten Körper bergan, die größer waren als der ihrige, und oft theilten sie ihre Lasten, oder trugen sie gemeinschaftlich in ihre Zellen. Ferner sah ich ein Muster der allgemeinen Liebe. Keiner störte das Thun des Andern, Keiner that seinem Nachbar etwas zu leide, oder stand ihm feindselig in den Weg. Alles war voll Harmonie und gleichgestimmter Neigung. Selbst der Tod vertilgte nicht die Achtung für die Hülle ihrer Glieder, die einmal im Staate lebten. So lag z. B. einer der kleinen Republikaner in den Staub hingestreckt zu meinen Füßen (vielleicht daß ich aus Unachtsamkeit sein Mörder war). Sogleich kam ein emsiger Bundes-

genosse und fand den Todten, — jetzt umklammerte er die leblose Hülle und trug sie nach ihren Kammern, wohin ihn mein Auge verfolgte, bis er sich am Eingang unter der Menge verlor. —

Bedarf es wohl mehr als solche Beispiele ächter republikanischer Tugenden, nämlich gemeinnützige Thätigkeit und allgemeine Liebe, um diese kleinen Thierchen unserer ganzen Aufmerksamkeit zu würdigen. — Freilich sagen die Naturforscher noch Vieles von der Ordnung und Einrichtung ihres dunkeln Reichs; aber auch schon erwähnte äußere Handlungen beweisen ihre innern Eigenschaften, und die Vortrefflichkeit ihres Staates, in welchem Ruhe, Friede und Eintracht herrschen muß. Solche genau zu erforschen, belohnt wohl die verlorne Zeit, weil ihr Beispiel allgemein belehrend ist, und ein jeder Stand, besonders die Regenten und die Bürger einer Republik etwas Nützliches sehen. Jene erblicken hier ein Muster einer kunstlosen Regierungsform, die von Eigennutz und Gewaltthätigkeit entfernt ist, Gesetze auf das Recht der Natur gegründet, welche keine Despoten und keine Sklaven, keine ausschließenden Rechte und keine willkürliche Beschränkung derselben, keinen übermäßigen Reichthum und keine drückende Armuth dulden kann, auch wie alle Glieder eines Staates, so geringe sie sind, zum Wohl des Ganzen das Ihrige beitragen und das gemeinschaftliche Gute befördern helfen, — folglich Achtung und Sicherheit verdienen. — Der Bürger lernt hingegen hier die Nothwendigkeit der pünktlichen Befolgung der Gesetze und des schuldigen Gehorsams, die Pflicht in seinem Stand und Beruf thätig zu sein, auf alle Weise zum Wohl des Ganzen mitzuwirken, und das allgemeine Gute zu befördern. Der thätige Mensch findet hier seines Gleichen, und der Müßiggänger ein beschämendes Beispiel. —

O wie glücklich wäre ein Staat in der Welt, der die stillschweigenden Lehren dieser unbedeutenden Erdenbewohner anwendete, und in den erwähnten Eigenschaften ihnen ähnlich wäre. — Ein Staat, wo alle Glieder desselben, vom ersten bis zum letzten, und ein jedes nach seinem Stand, entfernt von Eigennutz und Parteilichkeit, und beseelt mit warmer Vaterlandsliebe und edler Thätigkeit, sein Schärfchen nach Maßgabe

seiner Fähigkeit und seines Vermögens, dem Wohl des Ganzen aufopferte. — Dieses läßt sich aber schwerlich in einer Welt erwarten, wo so vielerlei Endzwecke des bürgerlichen Lebens, und so ganz verschiedene Interessen sind, um so viel mehr sind auch jene schönen politischen Tugenden möglich. Und hingegen je verschiedenere Arten des Standes, des Berufes, der Bedürfnisse sich in eine Menge nahe beisammenwohnender Menschen finden, je mehr werden Eigenliebe; Eigennutz, Parteigeist und andere Privatleidenschaften die gemeinnützige Thätigkeit und die allgemeine Menschen- und Vaterlandsliebe schwächen. Sollten wir noch ein besseres Zeitalter erwarten dürfen, so wird dieses nur dann möglich sein, wenn nur einerlei Endzwecke und einerlei Interesse die menschliche Gesellschaft leiten, oder wenn die Sterblichen überhaupt weiser und besser gemacht werden können. Da nun das Erstere schlechterdings unmöglich ist, so verdient hingegen die Möglichkeit des Letztern beherzigt zu werden, welches am sichersten durch eine allgemeine Verbesserung der öffentlichen Erziehung erzweckt werden kann.

XV.

Etwas über Stolz und Menschenliebe.

„Auf finsterer Stirn und steifem Rücken
„Beruht des Standes Hoheit nicht,
„Wer gütig ist, und freundlich spricht,
„Kann aller Menschen Herz entzücken.
„Dem Hochmuth folget Spott und Schmach,
„Der Sanftmuth — Ehrerbietung nach."

Gegenseitige Wahrheiten, die jedermann kennt, Tugend und Laster, Ehre und Schande der Menschheit, an die meine Seele sich anschließt, oder gegen die sie sich empört; — wie oft schon habe ich euch gelesen, gesehen, euern Werth und Unwerth gefühlt, aber nie so ganz euch gefühlt, als da ich Hannchen und ihren Schmeichler Carl neben deiner Louise sah. Jene brüsteten sich, wie der Pfau im Sonnenschein, wenn er seinen bunten Ring besieht; mit Verachtung blickten sie von der Altane ihres Hauses auf das Volk herab,

und würdigten Niemanden ihres Umganges, als wer durch vornehme Geburt und großes Vermögen sich auszeichnete. Louise hingegen, von höherer Geburt und größerm Reichthum, als jene, zeichnete sich vor ihnen aus, wie das bescheidene Veilchen unter den geruchlosen Blumen. — Ihr sanftes Wesen und der gefällige Blick verkündigte dem Vorbeigehenden ihren schönen Charakter der Seele. Aber wer sie erst sah, wie sie ohne Prätention, voll Güte und Herablassung in den Reihen der Dorfbewohner saß, mit ihnen die Volkslieder sang, sie liebreich fragte, und ihnen so freundlich antwortete, der konnte ihr seine Liebe und Achtung nicht versagen, und jeder, der sie sah, ehrte und schätzte ihre Tugend, so wie er Carl und Hannchen verachtete, wenn die finstere Meine, der verächtliche Blick und der steife Nacken ihre Eitelkeit und armseligen Stolz verriethen. —

Aber, wird Carl sagen, vornehme Leute müssen sich nicht mit dem Pöbel gemein machen. Freilich nicht, aber du sollst ihn auch nicht verachten, weil er Mensch ist, wie du, und weil es in Hütten Weise gibt, wie Thoren in Palästen. — Nur Stand und Erziehung, keine andere ausschließende Vorzüge, machen den großen Unterschied zwischen Menschen und Menschen. Und daher kommt's, daß oft der Alltagskopf geehrt in Seide, und das Genie verachtet im Zwilchkittel einhergeht. — Hätte das Schicksal den Einen an die Stelle des Andern gesetzt, so wäre jener ein Thor, dieser ein Philosoph, Staatsmann oder Künstler.

Stand und Erziehung unterscheiden
Die Menschen, sagt der Philosoph,
Der Bau'r in Zwilch, der Herr in Seiden
Sind beide aus dem gleichen Stoff.

Würd' jener arme Bauernknabe
In dem Palast geboren sein, —
Verzeiht mir's, Junker, wenn ich's sage:
Er wär' ein Herrchen hübsch und fein.

Vielleicht ein Mann von Geisteskräften;
Ein weltberühmetes Genie,
Magister, Doktor in den Rechten
Professor der Philosophie. —

Daß Erziehung Menschen, gleichwie Kleider Leute machen, das beweisen nicht nur einzelne neben einander wohnende Menschen, sondern ganze Völkerschaften. Ohne Cultur, ohne Kunst, wenigstens ohne des Umgangs Unterricht bleiben sie immer bei ihrer schmutzigen Denkungsart und bei ihren groben Sitten, wenn auch die Natur bei Austheilung ihrer Talente freigebiger war. Die Geschichte der Menschen aller Zeiten bürgt für diese Wahrheit, und es ist schwer, an jedem Orte sich durch Beispiele zu belehren. So sah ich in der Schweiz eine Municipalstadt, die mit den Hauptstädten um den Vorzug streitet, in welcher Handel, Künste und Wissenschaften blühen, und Luxus und Moden die Sitten der Väter veränderte, und kaum eine Stunde davon zwei Dörfchen, wo die Menschen so verwildert sind, daß ich mich unter einem andern Himmelsstriche in einer andern Weltgegend glaubte. Der Grund dieses Contrastes ist aber auch leicht zu begreifen; denn sowie jene durch Handlung und Wissenschaften aufgeklärt und verfeinert wurden, so bleiben hingegen diese (zwischen ihren kleinen Hügeln eingeschlossen, sich selbst und ihrem Instinct überlassen) ohne wissenschaftlichen Unterricht und ohne fremde Beispiele, was ihre Väter waren; und so werden noch ihre Kinder sein, wenn niemand sie cultivirt. — Sollten aber diese nicht so gute Menschen sein, als Carl und Hannchen? Würden sie nicht an ihrer Stelle wenigstens das sein, was sie sind. Und soll man nicht immer im Menschen die Menschheit ehren?

Nicht nur die gemeine Volksklasse überhaupt, der Nichts fehlt, um den höhern Ständen ähnlich zu sein, als Erziehung, darf man nicht verachten, sondern auch die Schwachen aus ihr soll man mit Güte und Schonung behandeln, denn die göttliche Weisheit selbst wollte eine große Verschiedenheit der Leibes- und Seelenkräfte, und diese Verschiedenheit gehört mit zur Vollkommenheit des Ganzen. —

„Selbst die Natur zeugt minder Gold als Eisen,
Der Staaten Schlechtester war der von eitlen Weisen."

Haller.

Ein gewisser heroischer Stolz ist erlaubt und nützlich; ohne ihn vermißten wir viele Verdienste, denn er ist die Triebfeder

schöner Handlungen, spornt die Begierde, etwas Großes und Rühmliches zu thun, befördert die Vaterlandesliebe und hilft der Vernunft viele Tugenden ausüben. Dieser Stolz, den ich so gerne in dem Jüngling sehe, ist also sorgfältig von demjenigen zu unterscheiden, der mehr aus Schwäche des Geistes als Unwissenheit besteht, sich auf nichtswürdige Vorzüge und fremde Verdienste gründet und in Hochmuth übergeht, der sich über Alles erhebt und Alles verachtet, was seiner blinden Eigenliebe und thörichten Einbildung im Wege steht. Nur diesen unsinnigen Stolz verachte ich, und jedermann verachtet ihn, wenn auch Millionen Schätze ihn zu rechtfertigen scheinen. Ueber ihn ärgerte sich der gesunde Menschenverstand, und die Weisheit lacht ihm Hohn; denn der Stolze ist in ihren Augen mehr nicht als sein Nachbar, dem er neidisch seine erlaubten Freuden mißgönnt, oder der Arme, der vor seiner Thür sein Brod bettelt, sie sieht ihn unter dem Schimmer des Goldes und unter dem Purpurrock in seiner Blöße, die er mit allen Sterblichen gemein hat, und sie begleitet ihn an den Punkt, wo Zeit und Ewigkeit sich anschließen, und der Tod Fürsten und Unterthanen, Kardinäle und Küster einander gleich macht, wo Krone und Kutte wegfällt und nichts übrig bleibt, als das Gewicht geschehener Thaten, deren Werth in der Waagschaale der Gerechtigkeit bestimmt wird. — Was erzweckt also der Stolze? er schadet der Welt, indem er sich ihr entzieht und seine Pflichten nicht erfüllt, aber am meisten sich selbst; denn er verliert bei dem Volke die Achtung, die er sucht: der Weise lacht seiner Thorheit, die Stimme des Gewissens ist ihm furchtbar und schrecklich der Tod, der ihn von seiner eingebildeten Größe neben den kleinsten Taglöhner herabwürdigt.

Wie viel glücklicher ist hingegen der Menschenfreund, der ohne Rücksicht seiner Geburt, seines Standes und seines Reichthums nie vergißt, daß er ein Mensch ist, und alle andern Menschen seine Brüder sind, der sich gerne zu ihnen herabläßt, mit liebreichen Blicken sie ansieht, mit freundlichen Worten zu ihnen spricht, dem Verlegenen rathet, den Trostlosen tröstet, dem Hülflosen Hülfe verschafft; der Vater, Lehrer und Freund seiner Nachbaren ist, und keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, eine schöne Handlung zu thun, der durch sein Beispiel das allgemeine und besondere Gute befördert, und den ewig wahren Grundsatz geltend

macht, die thätige Liebe sei des ganzen Gesetzes Erfüllung. — Wie glücklich ist ein solcher Mann? welche reine Hochachtung genießt er in der menschlichen Gesellschaft, und welche thätige Gegenliebe darf er erwarten! Welcher Dank und welche Segnungen strömen ihm entgegen?! wie ruhig ist sein Gewissen, wie freudig darf er dem Tod entgegensehen, und welche Belohnungen hat er in einer bessern Welt zu erwarten?

Möchte der Stolze diese unbeschreiblichen Vortheile eines Menschenfreundes erkennen und ihm ähnlich zu werden suchen! möchte er wissen, daß der höchste Grad unserer Glückseligkeit nur der höchste Grad von Menschenliebe ist; daß der Genuß der Schätze dieser Welt und die Herrlichkeit seines Standes aufhört, und nur die Tugend bleibt! — Du aber, Edler, der du nach dem Geiste Jesu die Menschenliebe ausübest, bleibe dir immer gleich und befördere durch dein Beispiel deine Tugend unter den Menschen.

Der Stolz findet sich aber nicht nur etwa in Palästen, sondern auch in den Hütten. — Der Bauer im Zwilchkittel ist eben so gut dieser Leidenschaft ausgesetzt, als der Herr in Seiden, und Diogenes, der in einem Fasse wohnte, war nicht weniger stolz, als Plato in seinem prächtigen Gebäude. Es kommt gar nicht auf die Wohnung, die Kleidung und die häusliche Geräthschaft, sondern auf die Beschaffenheit des Herzens an. Folglich kann auch in einer schlechten Hütte und ohne äußern Schein eine stolze Einbildung auf sich selbst und eine gewisse Verachtung gegen seine Nachbaren den Menschen beherrschen. Dieses ist vielleicht die unerträglichste Art des Stolzes, weil sie gewöhnlich mit großem Unverstand verbunden ist, sie schadet aber weniger, als der Stolz der vornehmen Thoren, weil sie sich selbst lächerlich macht, und am meisten verachtet wird.

Wie der Stolz, so kann weit mehr die thätige Menschenliebe unter den geringern Ständen Statt finden, und es bieten sich euch, liebe Brüder, vielerlei Mittel an, dieselbe auszuüben. Ihr müßt Euch also bestreben, diese Mittel zur Beförderung der allgemeinen und besondern Wohlfahrt anzuwenden; zu dem Ende euern Nächsten aus ganzer Seele lieben, die Last seines Lebens soviel als möglich zu erleichtern trachten, wenn er krank ist, ihn besuchen, wenn er traurig ist, ihn aufzuheitern, wenn er in be-

sondern Fällen euere Hülfe bedarf, ihm solche nicht versagen, und wenn er unglücklich ist, ihn nach Möglichkeit unterstützen. Thut ihr dieses nach euern Kräften, so werdet ihr schon durch den Beifall euers Gewissens und durch die aufrichtige Gegenliebe und Gegendienste euers Nächsten reichlich belohnt. Nächst dem machet ihr euch des Wohlgefallens Gottes durch die Erfüllung der Lehre Jesu würdig, und euer Schärfchen, das ihr mit reinem Herzen dargeboten habet, wird von ihm mehr geachtet werden, als ein Talent Silber von dem Reichen, der es von seinem Ueberfluß darreichte. —

XVI.

Bemerkungen meiner jugendlichen Ideen und meiner spätern Grundsätze über Freundschaft, in einem Brief an N. N.

S. T.

Der Inhalt Ihres letzten Briefes, der eine Geschichte Ihrer jugendlichen Begriffe von der Freundschaft und derselben Folgen enthält, war mir schon um der Aehnlichkeit meiner ehmaligen Denkungsart willen sehr angenehm, und weil es nicht weniger befriedigend ist, von einem Andern in freimüthigem Tone die allgemeinen Irrthümer anzuhören, die man selbst beging; denn ich gestehe Ihnen nur so gerne, daß es mir nicht um ein Haar besser ging, und daß ich mehr als ein Mal an der nämlichen Klippe anstieß, wo Sie, und die meisten Jünglinge. Nachdem ich einsam geblieben, und dann den ersten Schritt aus meiner Zelle that, da glaubte ich, daß jeder Wind und jeder Stern mein Freund sei, und ich war für Freundschaft ganz enthusiastisch, daß ich David und Jonathan beschämt machen wollte, ohne die kleinste Prüfung anzustellen, ob Andere auch wahrer Freundschaft fähig seien, wie weit sie mit meinen Absichten übereinstimmen, und nach welchen Grundsätzen sie handeln? — Genug, daß mein erster Bekannter mei-

nen Zweck begünstigte, und daß eine gewisse Verbindlichkeit ihn näher an mich ankettete, um die Glückseligkeit einer ewigen Freundschaft zu träumen. — Diese währte aber nur so lange, bis ich mein Herz mit einem zweiten Freunde theilte, gegen den ich nicht klüger handelte. — Ich fand nämlich einen Menschen, der ein empfängliches Herz für Freundschaft hatte, rasch in seinen Entschlüssen war, und an unbesonnener Offenherzigkeit mir Nichts nachgab. — Was Wunder, wenn ich da meinen Mann gefunden zu haben glaubte, wenn ich auf einmal das engste Band der Freundschaft knüpfte und ihm ewige Liebe schwur. —

Ich hing mich nun ganz an ihn, und stieß alle Bekannten wider den Kopf. — Aber das achtete ich nicht, weil ich Alle für entbehrlich hielt, nachdem der zweite Jonathan mir immer am Busen lag, und sein ganzes Herz mit mir theilte, nachdem er mich noch in allen Empfindungen zu übertreffen schien, und ich in ihm nun Alles zu besitzen glaubte, was geschwätzige Schriftsteller etwa am Pult geträumt und idealisirt hatten. — Eher ahndete mir der Tod, als die Möglichkeit einer baldigen Trennung, welche doch nicht ferne war; — denn kaum begann ich eine harte Wahrheit einige Male zu wiederholen (welche Handlung ich für die heiligste Freundschaftspflicht hielt) so entstund ein schneller Bruch, dem eine Rache folgte, die so groß war, als das Verhältniß unserer Freundschaft. Nun gingen mir einmal die Augen auf, und ich fing an die Möglichkeit einer allzuengen, immer bleibenden Freundschaft zu bezweifeln. — Ich kühlte jetzt meinen Enthusiasmus, beschränkte meinen Glauben und meine Offenherzigkeit und zog mich zurück. — Weit entfernt ein Menschenfeind zu werden, freute ich mich immer noch viele gute und wohldenkende Menschen zu kennen; aber in Absicht auf Intime wiederholte das steigende Mißtrauen mir immer die Lehre: „Handle klug, und bedenk' immer das Ende." —

So irrte ich Unwissender, und wurde erst durch Schaden klüger. Würden Sie, mein Freund, mir damals Ihre Geschichte und Ihre Grundsätze mitgetheilt haben, so hätte ich vielleicht besser gehandelt. Aber nein, die Selbsterfahrung ist besser und vortrefflicher, als die schönsten und besten Lehren. Ich kenne nun

Umstände und mögliche Fälle, die ich vorher weder Ihnen noch einem Sterblichen geglaubt hätte und die Verhaltungsregeln, welche ich gefunden habe, freuen mich mehr, als wenn sie entlehnt wären, ob sie mir gleich manche trübe Stunde verursacht, manche Lebensfreude verbittert und manche Ueberwindung gekostet haben. —

Nach diesen Verhaltungsregeln werde ich jederzeit allen rechtschaffenen Menschen gut sein und immer Freundschaft mit Freundschaft belohnen; aber hingegen ganz abhängig von keinem Menschen mehr sein. Mein Freund wird erst manche Prüfung auszustehen haben, ehe ich mit ihm in engere Verbindung trete, und geschieht endlich Dieses, so werde ich doch wohl nie den Fall unmöglich glauben, daß es unter uns früher oder später durch diese und jene unvorhergesehene Ursachen, zu einem Bruch kommen könnte; und daß dann die Offenherzigkeit gekränkt und die Heimlichkeiten mißbraucht werden dürften. Gegen den Freund selbst werde ich auch klüger handeln, als vorhin. — Ich werde seine Fehler nicht mehr mit Hitze angreifen, und seine schwache Seite nicht aufdecken, wenn er sie verborgen wissen will; auch werde ich ihn nur so belehren, als ob er dieses oder jenes vergessen hätte. Ich werde mich selten in seine eigenen Angelegenheiten mischen, bis er mich dazu auffordert; mein Rath soll ihm besser gefallen, wenn er mich erst dafür ersucht hat, und mein Urtheil kann ihn niemals beleidigen, wenn er solches zu wissen verlangt hat. —

Sehen Sie, mein Freund! wie ich meine Grundsätze geändert habe. — Vorher steckte mir unglücklicherweise in dem Kopf: man müsse dem Freunde seine Fehler freimüthig sagen und ihn mit Aufopferung der Freundschaft zu bessern suchen. Dazu verführte mich der große Engelländer Young, der an einem Orte sagt: „Wenn du dem Feinde im Zorn das größte Unglück „wünschest, so übergieb ihn dem treffenden Donner oder seinem „eigenen Willen.“ — Also umgekehrt, dacht' ich, mußt du gegen deinen Freund handeln; und both dem Eigensinne und der eingewurzelten Unart die Spitze; aber ich besserte nicht, sondern machte mir bloß den Freund zum Feind, und erkannte eine andere Wahrheit, nämlich: „Daß harte Wahrheiten mehr Unheil stiften, als kleine Irrthümer.“ —

Sie wünschen vielleicht, daß ich über diese Materie abbreche, weil ich Ihnen wenig Neues sagen kann; indessen können Sie doch die Erzählungen meiner Vorurtheile, ihrer Folgen und meines Benehmens nicht mißbilligen; denn heute oder morgen kann sich ein Fall ereignen, wo wir unsere gegenseitigen Erfahrungen, Grundsätze und Verhaltungsregeln mit Nutzen anwenden können, und wo es uns besser sein wird, nur Dieses zu wissen, als gar Nichts. Leben Sie wohl. — Ich bin ꝛc. ꝛc.

XVIII.

Die Lectüre.

Allmälig erfand die Kunst und der Fleiß eine Sprache, die Schrift und die Natur lieh einen Stoff von Pflanzen und Thieren, um darauf die Gedanken der Menschen zu zeichnen.— Nach Jahrhunderten gab es Papier, endlich eine Druckerei, und so entstanden Bücher, die uns nun die Gesetze der Natur, die Pflichten des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, die Beschaffenheit des Erdbodens, die Geschichte der Welt, wie auch die Wissenschaften, Künste und Erfindungen des menschlichen Geistes lehren. So kann jetzt der neugierige Sterbliche seine Wissensbegierde befriedigen, ohne seine Hütte zu verlassen, ohne kostspielige Reisen zu wagen, und ohne mit Gold erkaufte Lehren zu hören. — Mit einer kleinen Sammlung von Büchern, mit seinem gesunden Menschenverstand und einer klugen Anwendung der Zeit erlangt er eine Menge nützliche Kenntnisse und wissenschaftliche Belehrungen, die ihm in der Laufbahn seines bürgerlichen Lebens, und zur geschickten Ausübung seines Berufes nothwendig sind. —

Schon oft dankte ich der Vorsehung die Erfindung der Bücher, wenn ich nach vollendeter Tagesarbeit noch im Lesen meine Erholung fand, und das Bewußtsein freute mich herzlich, daß, um einen bedeutenden Preis, die größten Geister des Alterthums und des jetzigen Jahrhunderts, mich über die wichtigsten Dinge belehren, und mich gleichsam an ihrer Hand auf die Schauplätze der mannigfaltigsten Begebenheiten führen, ohne

deren mittelbaren Leitung ich mit Anwendung des größten Vermögens und mit Aufopferung meines ganzen Lebens nicht würde hingekommen sein. So führt mich z. B. der Erdbeschreiber in alle Gegenden des bekannten Erdballs, von einem Pol zum andern. Er zeiget mir das Verhältniß eines jeden Staats, seine Lage und natürliche Beschaffenheit, so wie seine Größe, Städte, Einwohner, Produkte, Handelschaft, Künste, Regierungsform und Religion, lehrt mich, was die Länder mit einander gemein haben, welche Vortheile sie besitzen, und welche Bedürfnisse ihnen mangeln. Der Geschichtsschreiber stellt mich auf den Schauplatz eines jeden Jahrhunderts und zeiget mir die erstaunliche Reihe der Begebenheiten; die Entstehung, den Wachsthum und Verfall der Staaten, den wunderbaren Wechsel der Zeiten und der menschlichen Schicksale, die Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften, Tugend und Laster der Völker. — Der Naturlehrer gibt mir einen Begriff von der Größe des Weltgebäudes und von dem Reichthum der Natur in der zahllosen Menge der Körper und Wesen, beschreibt mir die Eigenschaften der Elemente (der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft) handelt von der Bewegung, der Schwere und der anziehenden Kraft der Körper, von dem Lichte und den Farben, so wie von den Ursachen der mancherlei Erscheinungen ꝛc. —

Wenn die Lectüre sich auch nur auf diese Dinge, auf Erdbeschreibung, Geschichte und Naturlehre beschränkte, wie viel Stoff zum Nachdenken, wie viel nützliche Belehrungen, wie viel richtige Begriffe, und zugleich — wie viel reines Vergnügen würde ich schon daraus ziehen? z. B. der Horizont beschränkt mein Auge, und ich sehe bloß einen Spannen langen Raum einer Welt, auf der ich lebe; aber die Erdbeschreibung begrenzt den ganzen Erdball. — Sie giebt mir eine zuverläßige Kenntniß von seiner Größe und Eintheilung, von seinen Erzeugnissen und Bedürfnissen, welche mir zu den Speculationen meiner Handtirung sehr nützlich sein können; wenigstens läßt sie mich keinen Fremdling sein auf dem Erdkreis, den ich bewohne. — Ferner, da der Mensch überhaupt so gerne dem Menschen nachahmt, und von ihm seine Grundsätze, Erfahrungen und Handlungsweise annimmt, so muß die Geschichte der Völker das vorzüglichste Hülfsmittel zur Bildung des Menschen und gleichsam eine Schule

der Weisheit sein. — Ihre Beispiele der allgemeinen und Privattugenden müssen uns zu ähnlichen Tugenden erwecken, und ihre Beispiele des Lasters und seiner unausbleiblichen Folgen müssen uns einen Abscheu vor denselben einflößen. — Endlich, da die Erkenntnisse der Natur uns nicht allein von der Weisheit und Allmacht ihres Schöpfers überzeugen, sondern auch auf unser Leben und unsere Geschäfte einen großen Einfluß haben, so ist die Naturlehre, als ein wichtiger Theil der menschlichen Erkenntnisse besonders wichtig; ohne diese Erkenntnisse folgen wir blindlings unsern Vorurtheilen, wir sind unserer Einbildung Thor und des Irrthums Knecht. Hingegen durch die Bekanntschaft mit den Kräften und Wirkungen der Natur sehen wir gewöhnlich die wahren Ursachen der Begebenheiten; der Glaube an das Uebernatürliche verliert sich, und mit ihm die Furcht vor den seltsamen Erscheinungen. — Wir lachen dem Betrug der Sinnen, wenn unser Nachbar sich vor Gespenstern und Zaubereien segnet; wir verfolgen den Irrwisch, oder sehen mit Vergnügen wie seine subtile Flamme von unserm Hause fortgetrieben wird, wenn Andere einen verworfenen Geist ahnden, wir erwarten ruhig die Ankunft eines Cometen und sehen das Nordlicht, wenn Andere nach dem Vorurtheil der Alten sie für Unglückspropheten halten; so stellen wir ruhig im Gewitter, überzeugt von seiner Ursache, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, wo Andere die Rache eines zürnenden Gottes fühlen, und sich vor Schrecken verkriechen. — Hierdurch suchen wir unsere Ruhe und Glückseligkeit des Lebens und befördern zugleich den guten Fortgang unserer Geschäfte, die sonst durch unsere Vorurtheile und durch unsere unbegründete Furcht so oft gehindert werden. —

Wenn wir einigen Fleiß anwenden, so erlernen wir diese drei Haupttheile der allgemeinsten und nützlichsten Erkenntnisse ohne andern Unterricht, als bloß durch das Lesen der besten und gründlichsten Bücher, welche wir uns unter der Menge der heutigen Schriften dieser Art durch einen erfahrnen Freund auswählen lassen. —

Ich wiederhole hier noch einmal, daß wenn sich die Lectüre auch bloß auf diese Theile einschränkt, sie schon um ihres mannigfaltigen Nutzens willen, jungen Leuten allgemein zu empfehlen wäre. — Allein sie bleibt hier noch nicht stehen, sondern sie

erweitert ihren Unterricht nach dem Bedürfnisse des Geistes, und nach dem Maß unseres freien Willens, denn sie belehrt uns in besonderer Schrift von dem höchsten Wesen, von dem Zweck unsers Daseins, von unsern häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten, von der Erhaltung unsers Lebens und unserer Gesundheit, von der Erziehung unserer Kinder ꝛc. ꝛc. ja selbst einen Begriff von der Weltweisheit und der Staatswissenschaft will sie uns nicht vorenthalten. —

Es bedarf wohl keiner ferneren Beweise, daß die Lectüre in unsern müssigen Stunden eine der würdigsten und nützlichsten Beschäftigungen, und daß sie dem Jünglinge zur Bildung seines Geistes und Herzens schlechterdings nothwendig sei. Nütze demnach, edler Jüngling, jeden müssigen Augenblick und gebrauche hier das Maaß deiner Talente, welches die freigebige Natur dir zugetheilt hat. Indem Andere deines Alters und deines Standes ihre Zeit in rauschenden Freuden und lärmenden Spielen verlieren, lies du die Schriften der schönen Geister, und sie werden deine uneigennützigsten Freunde und Gesellschafter und deine treuesten Lehrer sein. — Bedaure es nicht, wenn Andere zufolg ihres Reichthums, welcher dir mangelt, auf Reisen gehen, unter dem Vorwande Kenntnisse zu erlangen und ihren Geist zu bilden. Die wenigsten erreichen ihren Zweck; denn gewöhnlich ist ihr Vermögen nur das verführbare Mittel, ihre Zeit in unnützen Zerstreuungen zu verlieren, Schauspiele, Bälle und Assembleen zu besuchen; da fremde Sitten und fremde Thorheiten zu lernen, und mit einer stolzen Einbildung zurückzukehren. — Mit allem dem wird der Geist nicht vollkommner, das Herz bleibt ungebessert; oft wird die Tugend geschwächt und die vaterländischen Sitten verdorben. — Es ist zur Bildung deines Geistes und Herzens genug, daß die öffentliche Erziehung oder Privat-Unterricht, dir in den nothwendigsten Wissenschaften des Lebens einen Anfang gab, und daß man dich Sitten und Tugend lehrte. Das Uebrige ist dein Werk, und es hängt von dir ab, wie du die Mittel, die sich dir darbieten, anwendest. — Die Lectüre, wenn du sie mit deinem Fleiß verbindest, wird deine moralische und wissenschaftliche Bildung am sichersten befördern. Allein so gut dieses Mittel ist, so ist es

doch nicht ganz unschuldig; denn so wenig alle Menschen unschuldig sind, eben so wenig sind alle ihre Geistesprodukte bewährte Lehrer für das Herz des Jünglings. Nicht Alles, was schön ist, ist gut, und wäre es gleich ein Meisterstück von Shakespear und Wieland. Es ist also auch hier eine geschickte Wahl oder eine treue Leitung eines Kenners nothwendig, weil besonders die Werke des Geschmacks und des Vergnügens von Fehlern gegen die Moralität und guten Sitten nicht frei sind, und also mehr schädlich, als nützlich. — So schaden z. B. diejenigen Werke, welche mit leidenschaftlicher Thorheit angefangen und mit Raserei und Selbstmord enden, wie viele Romanen und Schauspiele. Eben so schädlich sind die Spitzfindigkeiten der Religion und die Zweifel des Freigeistes, wenn auch alle Kunst menschlicher Beredsamkeit, wie es nur einem Voltaire und Rousseau möglich war, solche empfehlen. Jenes kann dich zu einem Empfindler machen und dir das Vermögen rauben, die ernsten Beschäftigungen des Lebens, und die zufälligen Leiden männlich zu ertragen, oder es kann dich bei Anwandlungen deiner noch unbesiegten Leidenschaften in ähnliche Thorheiten und Laster stürzen. Dieses hingegen wird dir deine Grundsätze der Religion untergraben, die Ruhe deines Herzens rauben, wenn du nicht schon mit ruhiger Philosophie hausen und jeder Versuchung widerstehen kannst. Aber auch in dem letzten Falle ist doch für den Jüngling jeder Augenblick verloren, wo sein Herz nicht wahrhaft gebessert, seine Kenntnisse erweitert und seine Urtheilskraft nicht berichtiget wird. Alle diese Vortheile erlangt er aber am sichersten durch die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre und Moral.

XVIII.

Die herrschenden Sorgen.

Immer gibt die Natur, was wir bedürfen, und nie versiegen ihre stehenden Quellen. Sie sorget für Alles, erhält Alles, sättigt Alles, den Armen, wie den Reichen, den Wurm, der im Staube kriecht, wie den hungrigen Löwen und den gefräßigen Elephanten. —

Aber glücklicher genießt das Thier diese freigebigen Segnungen der Natur, als der Mensch. Sorgenlos singt die Grille des Feldes, hüpft das muthige Heupferd, sumf't die Biene im Blumenkelch, schwärmen die Mücken in dem Luftkreis, sorglos weidet die Herde und die Thiere verfolgen einander in Wäldern und Gebüschen, sorglos schwimmen die Fische des Meeres und der See'n u. s. w. Alle werden erhalten; alle finden ihre Nahrung und was ihre Bedürfnisse erfordern. Auch der Mensch genießt das Gute in vollem Maße; aber erscheint dafür zur Unruhe verdammt zu sein, und zu unnützen Sorgen. — Ihn verläßt nicht der Kummer, wenn schon die Natur ihr Füllhorn über ihn ausgießt und mitten im Genuß des Segens beunruhigt ihn die ferne Zukunft. Haben die grasreichen Wiesen seine Scheune mit wohlriechendem Futter angefüllt, und die Saatfelder seine Garben gethürmt, so sollen noch die Weinberge reichlich tragen. — Und hat er heute Alles voll auf, so schreckt ihn ein trüber Morgen, der seinem Ueberfluß ein wenig Abbruch droht. Nach einer doppelten Erndte macht ihn der Winterfrost, oder ein Reifen im Frühling besorgt, oder eine schwarze Gewitterwolke im Sommer, eine brennende Hitze oder ein lange anhaltender Regen muthlos und verzagt.

So plagt sich der Mensch immerhin; der Eine auf diese, der Andere auf eine andere Weise. — Oft schafft seine thörichte Einbildung sich Uebel, wo keine vorhanden sind; oft siebt sein Auge den Himmel mit trüben Wolken überzogen, wenn ihm die Sonne des Glückes lächelt, und oft fürchtet er die Schrecken eines Gewitters, wenn noch der Horizont heiter ist. Meistens täuscht sich der kurzsichtige Sterbliche und selten nimmt er seinen Irrthum wahr. Soviel Mal das anscheinende Uebel eine unvermuthete Wendung nahm, und selbst im Mißgeschick sich unvorhergesehene Mittel darboten, eben so viel Mal öffnet sich in wiederkommenden Fällen für ihn ein Labyrinth zweifelhafter Vorstellungen und ängstlicher Sorgen der Zukunft, ohne sich einmal der leitenden Vorsehung zu überlassen, und dem Schicksal geduldig in die Arme zu werfen. Nimmer wendet er die kluge Lehre des weisesten der Sterblichen an, welcher sagt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken, noch womit ihr euch bekleiden werdet. Oder sorget nicht für den kommenden Tag,

denn er wird für sich selbst sorgen", — welches aber nicht sagen will: Ihr dürfet nicht arbeiten, nicht sparsam sein, und euern Unterhalt zu gewinnen suchen; sondern, wenn ihr durch Arbeit, durch euern Fleiß und durch eine vernünftige Anwendung derjenigen Hülfsmittel, die sich euch darbieten, euere Pflichten erfüllet, so seid ihr gewiß, daß alles Uebrige euch von selbst zugethan werde. — Meistens ist der Mensch seine eigene Plage; seine Begierden lassen ihm keine Ruhe, und ihm bleiben immer Wünsche übrig, die er nicht befriedigen kann. —

Aber sich immer den eiteln Sorgen überlassen, mit unsern Wünschen und Begierden die Tage und Zeiten ändern wollen, über anhaltenden Regen oder Sonnenschein klagen, die doch so ordentlich mit einander wechseln, unter den verschiedenen Produkten des Erdbodens nur dasjenige sehen, was nicht ganz gedeihte, nach einem reichen Erntesegen, der für zwei Jahre hinreichend ist, noch nicht genug haben, und traurig stehen, wenn das folgende Jahr nicht so viel verspricht; — das ist doch wahrer Unverstand und Undank gegen die Natur, und macht des Segens unwürdig, der uns täglich zufließt. Ja, nicht nur das, sondern man raubt sich selbst die Freuden des Lebens, und verscheucht die Ruhe des Herzens. Wie glücklich ist hingegen der Zufriedene, der sich gelassen in die Zeiten zu schicken weiß, der sich mit Vertrauen in die Arme des Schicksals wirft. Er sieht keinen Mangel, so lange Nahrung vorhanden ist, und ihn drückt kein wahrscheinlich mögliches, sondern das wirkliche Uebel. Ist dieses durch Umstände und Schickungen zugeführt worden, so tröstet ihn die Gewißheit, daß das Böse und Gute, das Angenehme und Unangenehme mit einander in ewigem Wechsel stehen, daß nur die Zufriedenheit mit seinem Schicksal die Last des Lebens erleichtern, daß der Rechtschaffene und Thätige immer Hülfsmittel finde, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und daß endlich die Vorsehung nach ihren weisen Absichten, für die Erhaltung des Ganzen, also auch für ihn sorgen werde. Nie verläßt ihn diese Hoffnung, und mit heiterer Seele spricht er:

„Kein Sperling fällt, Herr! ohne deinen Willen,
„Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
„Daß deine Hand mein Leben hält!"

„Gellert."

XIX.
Die Insektenwelt.

Tausende reisen, durch verschiedene Endzwecke und Interessen geleitet, auf dem Erdball herum, oft bloß, um ihre Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, und die Werke der Natur und Kunst zu bewundern; aber nur Wenige nehmen eine Welt wahr, die so zahllos in ihren Individuen, so künstlich und so abgemessen in ihren Formen und so reizend in ihren Farbenmischungen ist, nämlich der Insektenwelt, die auch den kleinsten Raum der Schöpfung mit Leben erfüllt, die in der Luft, in der Erde und im Wasser, auf den Thieren, und selbst in ihren Eingeweiden ihre Wohnplätze hat, und da ihre Nahrung und ihr Vergnügen findet. Alle diese verdienen aber unsere Aufmerksamkeit nicht weniger als die größern Gegenstände der Schöpfung und gehören mit unter die Wunderwerke der Natur, wie Sonnen und Welten. —

Oder, war es weniger, als am Tage der Schöpfung vor dem, dem nichts klein und nichts groß ist, auf sein allmächtiges Werde, die Insektenwelt hervorging, als da größere Massen sich bildeten. War es weniger, als aus Staub gebildet und Leben athmend, sich der Schmetterling erhob, die Heuschrecke ihren kühnen Sprung wagte, die Spinne ruhig und noch von keinem Boshaften verfolgt, ihr künstliches Gewebe auf Sträuche aushing; die Bienen unter einer Königin ihre Zellen bauten und sich in gewisse Stände theilten, so wie die Ameisen ohne Muster, bloß von der Natur geleitet, die erste Republik errichteten, und alle ihre Rechte und Reichthümer gemein hielten; als die Grille des Feldes unter dem wölbenden Gras ihren Gesang anstimmte, und die zahllosen Mückenheere zum Spiel der Winde in der Luft herumschwärmten. — War das Alles weniger, als da die Natur über dem Gebrülle des grimmigen Löwen erbebte, und der ungeheure Elephant aus dem hügelähnlichen Erdkloße geschaffen wurde. —

Betrachten wir die abgemessenen Formen dieser kleinen Maschinen, und ihre lieblichen Farben, die Zusammensetzung ihrer

Theile und derselben besondere Schönheiten; das Sonderbare und Nützliche verschiedener Arten; die Kunst der Spinne in dem Ebenmaße und dem Verhältnisse ihres Gewebes; der Biene in dem abgemessenen Bau ihrer Zellen; der Ameisen in der Reinlichkeit ihrer Kammern, und in ihren besondern Einrichtungen; das Sonderbare gewisser Geschlechter, wie zum Beispiel der Verwandlung des Einen in das Andere, gleich der Raupe in den Schmetterling; das Leben eines Wurms und einer Polype, die, in noch so viele Theile zerschnitten, nicht stirbt, — sondern ein jeder Theil bald wieder ein Thier von gleicher Art ist; die Härte und Dauer eines Käfers, der viele Tage ohne Nahrung leben kann, und mit einer Nadel an die Wand gespießt, erst nach Langem sein Leben verliert; das Nützliche so vieler Arten, worunter ich nur der Seidenraupe gedenke, welche aus einem flüssigen Wesen ihres Körpers die Seide spinnt, und den Bewohner der heißen Gegenden kleidet. Betrachtet man dieses Alles nur mit einem Blick, und zugleich, wie sie von ihrem natürlichen Instinkt geleitet, ihr Geschlecht fortpflanzen, und ihre Bedürfnisse befriedigen, wie sie sich lieben, begatten und sorgsam den zahlreichen Stoff zu neuen Geschlechtern in den Schooß der Erde hinlegen, ehe sie sterben, so werden wir finden, daß der Schöpfer nicht weniger Kunst und Weisheit auf diese kleinen Thierchen anwendete, als auf die übrigen Theile der Schöpfung, und wir werden in ihnen Gottes Herrlichkeit finden, wie in der leuchtenden Sonne, und in flammendem Cherub. —

Wie könnten wir also Fluren und Haine, Berge und Thäler durchwandeln, und ihrer zahllosen Bewohner nicht achten? Wer der Wesen unzählbare Heere, den kleinsten Staub gefühllos beschauen?

Zum Wenigsten lache der stolze Abderite, wenn hie und da ein Demokritus bei den Insekten verweilt; das wird diesen nicht abhalten, in dieser kleinen Welt Gottes Größe zu bewundern. Aber möchte nur der Abderite zu seiner Demüthigung wissen, daß die Ameise, die er mit Füßen zertritt, der Käfer, dem er den Kopf wegschlägt, oder die Fliege, welcher er oft zur Lust die Flügel ausreißt, Geschöpfe desselben Schöpfers sind, dem auch er sein Dasein zu danken hat.

XX.

Der Bauer.

Mühsam ist zwar das thätige Leben des Ackermanns, der den Pflug hebt oder des Schnitters, der seinen Rücken der Sonne darbietet, aber unbekannt mit der großen Welt begleitet Seelenruhe seine Fußtritte, und seine wenigen Bedürfnisse begünstigen die Zufriedenheit seines Standes, ohne welche die größten Reichthümer, die vornehmste Geburt und die höchsten Ehrenstellen kein wahres Glück gewähren können.

Freilich kennt der Bauer nicht die sanftern Freuden der Natur, noch die feinern Reize des Schönen, noch das höhere Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens. Selten quillt eine empfindsame Zähre aus seinem Auge, und selten wird seine Seele gerührt, wo die besser organisirte und gefühlvollere Seele in Entzückung geräth. Der Anblick der erhabenen Szenen und die mannigfaltigen Harmonieen der Natur haben wenig Reize für ihn. Er hört nicht das Lispeln der Mittagswinde, sondern fühlt bloß ihre Kühlung, er achtet nicht des melodischen Rieselns einer Quelle, sondern schöpfet nur Erquickung daraus. Er lobt die Sonne nicht, weil sie in Thautröpfchen glänzt und die Natur verschönert, sondern weil sie seine Früchte der Ernte reif macht. Der Mond bezaubert nicht seine Phantasie, sondern hilft ihm bloß sein Tagwerk vollenden. Die Wiese gefällt ihm nicht, um des bunten Blumenschmelzes, nur um des fetten Grases willen. In seinem Kornfelde bewundert er mehr die vollen Aehren, als ihren Bau, mehr die Größe des Obstbaumes als die Gewandtheit seiner Aeste, mehr den Apfel, als seine gelben und rothen Streifen. — Er sieht nur auf fruchtbare Hügel, nicht auf erhabene Felsenmassen, nur auf große Kornfelder, nicht auf reizende Landsee'n; kurz nur auf das Nützliche, nicht auf das Schöne um ihn her. Aber so sehr er auch mitten in den herrlichen Gefilden der Schöpfung, umringt mit allen Reizen der Natur ihre sanften Freuden verkennt, und so gefühllos er für das Große und Schöne ist, auch so wenig sein Herz den sanften Empfindungen des gesellschaftlichen Lebens fähig zu sein scheint,

und so sehr er hingegen in Fesseln verjährter Vorurtheile liegt, so sehr kindische Furcht und thörichter Aberglaube seine Ruhe stören; so gehört er dennoch unter die glücklichsten Erdenbewohner, und hat alle Ursache mit seinem Zustande zufrieden zu sein. Die Niedrigkeit seines Standes empfindet er nicht, weil er keinen andern kennt, die Arbeit fällt ihm nicht zur Last, weil er von Jugend auf derselben gewohnt ist, seine Bedürfnisse befriedigt er leicht, weil er wenige hat; die Früchte seines Feldes und seiner Gärten schmecken ihm honigsüß, weil noch keine künstlichen Gerichte ihm den Geschmack verdorben, und weil der Fleiß seine Nahrung würzt. Fremde Begierden und fremde Thorheiten kennt er nicht. Selten ist er Sklave seiner Leidenschaften und selten verderben ihn zügellose Ausschweifungen. — Er liebt, aber seine Liebe ist mehr natürlicher Geschlechtstrieb, als feurige Leidenschaft, die durch eine zärtliche Erziehung, durch das tägliche Vergnügen an den Reizen der Schönen, und durch's Lesen empfindsamer Schriften auf's Höchste gespannt wird. Daher stirbt er nie aus Verzweiflung, wenn ihm ein Mädchen untreu wird. Eben so wenig unterliegt er dem Schmerz bei dem zufälligen Unglück, bei dem Verlust von Eltern, Gattinn und Kindern; denn die Religion seiner Väter gibt ihm Beruhigung, und der Glaube, daß Alles, was geschehe, von der Vorsehung beschlossen sei, — heilt die Wunde, welche ihm geschlagen war. In diesem Zustande, in welchem der gefühlvollere, empfindsamere Bürger sich nicht zu schicken wußte, wandelt er dennoch glücklicher die Bahn seines Lebens, als kein Anderer. — Das thätige Leben ist sein Vergnügen, Gesundheit seine Belohnung und zuversichtliches Vertrauen auf Gott sein Trost und seine Hoffnung. Und hat er endlich seine Laufbahn vollendet, kommt sein Tod, den er mit allen Sterblichen gemein hat, so ist er weit über den Fürsten erhaben. Ihn schmerzt nicht der Verlust dieses Erdenlebens, das Mühe und Arbeit war, sondern freudig blickt er in die bessere Zukunft. Kein Wunsch bleibt ihm mehr übrig. — Sein Haus ist bestellt, seine Pläne ausgeführt. Er stirbt, und mit ihm sein Name unter den Menschen.

XXI.

Das Landleben.

Große Städte haben viele Vorzüge vor den schönsten und volkreichsten Dörfern, die auf dem Lande zerstreut liegen, sie begünstigen Handlung, Wissenschaften und Künste, und bieten dem Genie alle Gelegenheit dar, sich zu entwickeln. Sie haben gewöhnlich schon an sich selbst viel Schönes und Merkwürdiges; die Werke der Kunst und des Geschmacks sind oft zahlreich vorhanden, und es vereinigt sich in ihnen, was man sonst in einem weitem Umfang nicht finden kann. Beinahe ein Jeder findet nach dem Maße seiner Anlagen und Fähigkeiten, Endzwecken und Neigungen, was er bedarf — Gesellschaften, Unterricht und Vergnügen. Der Liebhaber der Wissenschaften findet Gelehrte und Bücher, der Freund der schönen Künste, Künstler und Kunstwerke, der Handwerker neue Formen und Verhältnisse, einen bessern Geschmack und vortheilhaftere Handgriffe, die er mit Nutzen lernen und anwenden kann. Allein so sehr sich in ihrem Umkreis Alles vereinigt, was nur Bedürfniß des Genies heißen kann, so ist ein beständiger Aufenthalt darin unbefriedigend, und man muß in der Stadt geboren sein, um vergnügt leben zu können; denn wer auf dem Lande erzogen ist, und Geschmack für das Schöne in der Natur empfangen hat, dem sind Städte Kerker, die seine Freiheit beschränken, und ihn durch Wälle und Mauern von der Natur trennen. Ueber das vermißt er die stille Ruhe der Hütten, der Lärm, der innert den Mauern herrscht, das beständige Rasseln der Kutschen und Wagen auf den gepflasterten Straßen, das Hämmern in den Werkstätten, das Geräusch wandelnder Menschen, und die Mischung zahlloser Stimmen betäuben sein Ohr. — Und sollte nicht endlich sein Auge unter dem Anblick des Einerlei ermüden? — Sollte nicht das, was er nicht genug zu sehen glaubte, endlich seinen Reiz verlieren? Freilich, denn auch die Menge Menschen, die sich wie Ameisen durchkreuzen und so zahlreich auf den öffentlichen Plätzen erscheinen, sie, deren Sitten, Moden, Nationalphysiognomieen, Manieren seine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, haben endlich seine Neugierde befriedigt, weil ihm immer dieselben wieder erscheinen,

und weil er bemerkt hat, daß Menschen und Menschen (ihren Anzug und was die Kunst an ihnen that abgerechnet) einander so gleich sehen, dieselben Formen und so viel körperliche Aehnlichkeiten mit einander gemein haben, daß die Verschiedenheit des äußern Ansehens zwischen Herr und Bauer, Bürger und Landmann lange nicht so wichtig ist, als wir uns gemeiniglich vorstellen, und daß, welche Begriffe wir auch von einem Fürsten oder irgend einem großen Sterblichen haben, wir endlich nichts anders sehen, als einen Menschen in einer andern Hülle, an welchem die Natur gefeilt und polirt hat.

Bei allen diesen Einschränkungen innnert den Mauern einer Stadt, bei dem Gewühl und Gelärm der mannigfaltigen Bewegungen und Geschäften, bei dem öftern Anblick derselben Gegenstände ꝛc. ꝛc. wird die heiße Begierde des Sehens gesättigt, der Reiz verliert sich und unsere angenehmen Empfindungen gehen allmählig in Gleichgültigkeit über. Wer demnach keine Ergötzlichkeiten der Städte hat, weder Ball, noch Spiel, noch Weingelage liebt ꝛc., der sehnt sich wiederum nach dem Lande zurück, dessen erste Eindrücke der unbeschränkten Natur sich ihm wieder vergegenwärtigen, dem Lande, wo die Reize des Schönen täglich neu sind, und mit dem Wechsel der Jahreszeiten sich verändern, wo die Gegend lachend, das Gehen sanft, und das Leben leicht ist, wo keine Grenzen zwischen ihm und der Natur gezogen sind, und wo keine hohen Mauern nahe stehender Gebäude ihm die Sonne verbergen, und seinen Gesichtskreis auf einen Spanne langen Raum einschließen, wo sanfte Stille, reine Luft und die Düfte wohlriechender Blumen und Blüthen ihn umgeben, wo kein Lärm seine Ruhe stört und seine Muße verscheucht, wo das Zimmer, das Feld und der Wald ihm den angenehmsten Aufenthalt darbieten, um sein Auge im Anschauen des Schönen zu ergötzen, oder seinen Verstand und seine Einbildungskraft zu beschäftigen, wo er sich nicht nur durch eine Menge — dem äußern Anschein nach, zwecklos durch einander irrender Menschen hindurchdrängen, und durch lange Oede in das Freie hinausgehen darf, sondern schon in dessen Mitte ist, wo seine prachtlose Hütte ihm für das schöne Landhaus gilt, welches der reiche Bürger sich angekauft hat, um das Vergnügen zu kosten, welches der wohlorganisirte Landmann täglich genießt.

So viele Vortheile immer die Städte dem spekulantern Menschen darbieten, und so sehr sie geschickt sind, dem unverdorbenen und nicht leicht verführbaren Genie seine Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln, so stehen sie als bloßer Wohnplatz für die Menschen in Anmuth und Reiz dem Lande weit hinten nach. Dann nicht nur, daß auf dem Lande eine reinere Luft uns umgibt, welche in Städten durch die Ausdünstungen so vieler nahe beisammen wohnender Menschen und anderer Ursachen vergiftet wird; nicht nur, daß wir die allgemeinsten Produkte uns selbst pflanzen oder mit leichter Mühe verschaffen können, nicht nur, daß wir freier und unabhängiger leben, unsere Bedürfnisse beliebig einschränken können, und keinem Zwang der Gewohnheiten unterworfen sind, sondern bloß in Hinsicht auf das mannigfaltige Schöne, und die Liebreize der Natur ist das Land für einen unbefangenen Sinn und einen unverdorbenen Geschmack über Alles angenehm.

Welch eine Menge angenehmer Empfindungen verschafft uns der frühe Morgen, oder der späte Abend, wenn wir in Gottes schöner Welt herumwandeln, und die lieblichen Szenen ansehen, sie, die so mannigfaltig mit einander abwechseln, und nach den Gesetzen der Jahreszeiten in verschiedenen Reizen erscheinen. — Dort erhebt sich das anmuthige Dorf von blühenden Obstbäumen umgeben, hier sind unübersehbare Kornfelder, jetzt der Sichel des Schnitters gereift. — Aus dem grünen Teppich fetter Wiesen erhebt sich der vielfarbige Blumenschmelz, die Weinreben bedecken die sonnenreichen Abhänge und vermischte Waldungen die Rücken der Berge, über welche die silberne Alpenkette emporsteigt, und das so schöne Blau des unbewölkten Himmels begränzt. — Dort liegt ein reizender Landsee, in dessen krystallener Fluth sich die Ufer malen, oder welcher oft von schäumenden Wellen bedeckt ist; hier rieselt eine Quelle, oder stürzt sich der brausende Wasserfall über sein Bett herab. — Dort sind wieder Herden, und dort wird der Pflug von lästigen Stieren gezogen. — Rund umher ermuntert uns der Fleiß des geschäftigen Landvolks zur Thätigkeit. — Wir sehen, wie Fleiß und Kunst der Natur zu Hülfe kommt, wie eine Arbeit der andern, und nachher eine Ernte der andern nachfolgt, wie überdas alle Geschöpfe so froh und munter ihr Dasein genießen, vom

Menschen bis zum Thiere, von den Vögeln des Haines und der hochschwebenden Lerche bis zur Forelle des Baches, die mit den Wellen spielt, und gegen den Strom fortschießt. — Was kann in einer müßigen Stunde angenehmer sein, als wenn eine hohe Eiche oder ein wölbender Nußbaum uns in seine kühlen Schatten einladet, wenn da das Säuseln der Zephyre und ihr loses Fächeln uns in einen sanften Schlummer einwiegt, oder wenn ein gutes Buch unsere Gesellschaft ist. Wie herrlich schön ist das melodische Rieseln einer Quelle, welche aus dem Felsen hervorsprudelt, wie oft steigt da eine Muse zu uns herab, und begeistert unsere Phantasie. — Wie angenehm ist das Düster des Hains, wenn wir darin in der brennenden Sonnenhitze Kühlung finden, oder wenn wir die Harmonie seiner Sänger behorchen, und unsere Lieder mit den ihrigen vereinigen. Welche Wollust empfinden wir, wenn wir mit einer ausgesuchten Gesellschaft einen Hügel erstiegen haben, von welchem wir die Gegend mit einem Blick übersehen können, und uns in der Sonne Abendlicht Edens Garten träumen. — Und was bezaubert so sehr unsere Einbildung, als wenn der liebliche Mond Flur und Hain erleuchtet, wenn in der feierlichen Stille, wo die rauschende Bewegung der Geschöpfe sich verloren hat, jetzt Luna in mildem Schimmer mit Licht und Schatten spielt. —

Wahrlich dem fehlt jeder empfängliche Sinn für die höhern Naturfreuden, der gefühllos bei solchen Szenen vorbeieilt; der gleichgültig die schöne Aussicht auf eine malerische Gegend, oder die mannigfaltigen Anordnungen und Farbenmischungen der Natur ansehen kann, der kunstlose Harmonie der natürlichen Formen und Verhältnisse höher achtet, als die mühsamen Nachahmungen des Pinsels und des Grabstichels, der die lärmenden Spiele und die theuer bezahlten Freuden einer Stadt höher schätzt, als die Liebreize einer stillen Gegend. —

XXII.

Jeder Mensch verdient als Mensch unsere Achtung und Liebe.

Kein Geschöpf ist unnütz auf Gottes schöner Erde, Eins ist um des Andern willen da, und dient ihm entweder zum Nutzen oder zum Vergnügen. So besonders der Mensch. Keiner derselben ist zuviel, und Keiner derselben ganz unbrauchbar, wenn er am rechten Orte stehet. — Von der untersten Classe, wo die Natur ihre Grenzen gezogen, und den zusammengehäuften Staub zum Thiere oder zum Menschen werden hieß, bis zum erhabensten Geiste, ist Keiner ganz entbehrlich; und die Verschiedenheit ihrer Kräfte und Fähigkeiten machen in ihren Mischungen das vollkommene Ganze. Also nicht bloß der selbstständige Geist, die Maschine von einem großen Verstand beseelt, sondern auch der schwächlichste Mensch ist immer ein Mensch. Wäre dieser nicht, so fehlte (mit Lavater zu sagen) immer ein Buchstabe der Schöpfung, so gut, als wenn Jener nicht wäre. —

Daß ein jeder Mensch, und sei er die schlechteste, lebende Creatur, an seiner angewiesenen Stelle brauchbar ist, und zum Nutzen oder Vergnügen der menschlichen Gesellschaft das Seine beitragen kann, davon können wir uns leicht überzeugen, wenn wir das Verhältniß des Ganzen, die tausenderlei Bedürfnisse für die Erhaltung und Bequemlichkeit unsers Lebens, und die noch zahlreichern Mittel und Verbindungen betrachten, welche dasselbe nothendig macht. Die Thoren, was nützen sie in der Welt? Wie leicht könnte man sie entbehren? — sagt vielleicht der leichtsinnige Stutzer, ohne zu bedenken, daß seine eigenen und seiner Nebenmenschen Bedürfnisse diese Art Menschen nothwendig gebraucht, um die niedrigsten Dienste zu thun, und sich noch bei derjenigen Sklavenarbeit einigermaßen glücklich zu fühlen, bei welcher der besser organisirte Weltbürger höchst unglücklich wäre, und welcher der Weichling unterliegen würde. — Ebenso müssen wir schwache oder verunstaltete Menschen beurtheilen. — Nur die stolze Unwissenheit lacht ihres äußerlichen

Ansehens, wo die Vernunft ihre nützlichen Eigenschaften und Fähigkeiten schätzt; denn nicht selten kann in einem unansehnlichen Körper eine schöne Seele wohnen, und bei dem Mangel körperlicher Kräfte können sie durch Geschäfte, welche mehr die Anwendung des Verstandes erfordern, nützlich sein. — Ich hoffe diese einleuchtende Wahrheit, welche durch zahllose Beispiele bewiesen werden könnte, nicht weitläufiger behandeln zu dürfen, um die allgemeine Ueberzeugung hervorzubringen, daß ein Jeder, der Thor wie der Weise, der Verunstaltete wie der Wohlgebildete, in der menschlichen Gesellschaft nothwendig und nützlich sei, und daher Achtung und Liebe verdiene. —

Noch mehr bestimmt sich die Gerechtigkeit, mit welcher diese unsere Achtung und Liebe fordern können, und der Unverstand eines lieblosen Spottes und Lächelns über solche Menschen wird bestraft, wenn wir auf die natürlichen Ursachen zurücksehen, warum sie so und nicht anders sind. Würde es in unserer Willkühr und in unserm Vermögen stehen, unserm Körper diejenige Form und unserer Seele diejenigen Fähigkeiten zu geben, welche wir wollten, wer würde nicht so schön sein wollen wie Adonis? und so weise, wie der vortrefflichste Grieche? Unsere Eitelkeit würde weder in dem äußerlichen Ansehen, noch in den innerlichen Fähigkeiten einem Andern die erste Stelle einräumen, und es wäre weder ein Blödsinniger, noch ein Krüppel zu finden. Da aber unsere Bildung keineswegs in unserer Willkühr stehet, da diese ein Werk der Natur und verschiedener physischer Ursachen oder zufällig ist, und wir mit aller unserer Mühe nicht ein Haar weiß oder schwarz machen können; wie sollten wir dann diejenigen tadeln, belachen oder gar verachten können, welche ohne ihre Schuld das sind, was sie sind; warum sollte ihr Anblick unsere Achtung und Liebe schwächen? warum nicht vielmehr unser Mitleiden erwecken, und den wärmsten Dank in uns hervorbringen, daß jene Ursachen und Zufälle nicht bei unserer Zeugung, Geburt und Erziehung eingetroffen sind, durch welche unsere körperliche Form verunstaltet, oder unsere Seelenkräfte geschwächt worden, und wir demnach so gut Krüppel oder Thoren geworden wären, als jene. —

Betrachten wir endlich, wie wenig Ursache wir haben, auf unsere Vorzüge stolz zu sein, da das gute Verhältniß und die

Harmonie unserer Geistes- und Leibeskräfte bloß eine Folge glücklich zusammengetroffener Ursachen ist; ferner, wie unzuverläßig die Dauer derselben ist; wie eine einzige Krankheit die Rosenfarbe und den Reiz des Mädchens zerstört, wie ein unglücklicher Fall unser zartes Gehör oder die Nerven verletzen, und also einen unserer Sinne oder das Vermögen zu denken und zu empfinden rauben; auch wie nur ein Splitter, ein Hieb, eine Quetschung eines unserer Glieder verunstalten kann; wie die körperliche Maschine von tausend Zufällen abhängt, und oft von einem einzigen zerstört wird. — Betrachten wir das Alles, so wird unsere Eigenliebe sehr gedemüthigt werden, und die stolze Einbildung auf ein vergängliches Gut wird verschwinden.

Laßt uns also, so oft wir schwache, verunstaltete Menschen, dem Leibe oder der Seele nach, sehen, bedenken, daß ein jeder Mensch ein Mensch ist, daß die große Verschiedenheit ihrer Leibs- und Seelenkräfte nothwendig und nützlich sei, und mit zum allgemeinen Glück der Sterblichen gehöre. Ferner laßt uns nie vergessen, daß nicht sie selbst, sondern verschiedene natürliche Ursachen Schuld an ihrem Unglücke sind, und daß wir unter den nämlichen Umständen ihnen ähnlich geworden wären. — Endlich laßt uns stets an die Unzuverläßigkeit der Dauer unserer Leibs- und Seelenkräfte erinnern. — Dieses wird uns nicht bloß vor einem liebloſen Tadel bewahren, sondern es wird uns zu einem billigen Mitleiden, zur Achtung und Gegenliebe gegen solche Unglückliche verpflichten. Wir werden auf diese Weise im Menschen die Menschheit ehren, und die nie genug zu empfehlende Lehre Jesu wird uns die billige Handlungsweise in's Herz schreiben: „Alles, was Ihr wollet, daß man Euch thun oder nicht thun soll, das thut oder thut auch ihnen nicht; denn sie haben so viele Ansprüche auf euer Wohlwollen, auf euere Achtung und Liebe als Ihr selbst haben würdet, wenn Euch die Natur und die zufälligen Ursachen an ihre Stelle gesetzt hätte. —

„Wer Ohren hat zu hören der höre."

XXIII.

Die Größe Gottes in der Natur.

„Wer kann die Pracht von deinen Wundern fassen?
„Ein jeder Staub, den Du hast werden lassen,
„Verkündiget des Schöpfers Macht.
„Der kleinste Halm ist deiner Weisheit Spiegel;
„Die Luft, das Meer, die Auen, Thäler, Hügel —
„Sind dir dein Loblied und dein Psalm." —

Die Natur ist eine Schule, in welcher wir am sichersten Gott erkennen lernen. — Oder kann uns wohl die Offenbarung stärkere Beweise von dem Dasein einer ewigen Urkraft eines allmächtigen und unumschränkten Wesens geben, als die Natur? und erhält nicht erst jene in dieser ihre völlige Glaubwürdigkeit? Wie schwankend würde der Glaube an eine Offenbarung sein, wie sehr würde er die Spitzfindigkeiten eines Freigeistes begünstigen, wenn nicht Millionen Beweise dieselben widerlegten, und unsern Glauben sicherten?... Deßwegen schöpfte denn auch der größte Lehrer der Menschheit aus dieser reinen unerschöpflichen Quelle; daher waren so oft seine Lehren und Gleichnisse aus diesem Buche entlehnt; daher so oft Gegenstände der Natur, der Text seiner erhabenen Sittenlehre, daher bald die Blumen des Feldes, bald der Säemann, das Saatfeld, die Ernte, der Weingarten, der Feigenbaum, die Ameisen, die Speerlinge — belehrende Beispiele für seine Zuhörer, welche er nicht bloß glauben machen, sondern auch überzeugen wollte. — Sollten wir demnach ihm nicht nachahmen und uns nicht auf die nämliche Weise durch die Beispiele der Natur zu belehren suchen? Immerhin mögen noch so viele Schwärmer die sprechenden Lehren der Natur verachten und von uns einen unbedingten Glauben ohne alle Ueberzeugung fordern: wir lassen sie deswegen im Frieden und folgen dem vernünftigen Wahrheitsfreund, dem das Buch der Natur das Lieblingsstudium seines Lebens ist, und aus welchem er sich den größten Nutzen zieht; denn je mehr er mit dem reizenden Inhalt desselben bekannt

wird, jemehr er seinen reichen Umfang kennen lernt, desto mehr entdeckt er Wahrheit und Uebereinstimmung und erhält desto mehr Gewißheit und innige Ueberzeugung von der Existenz des höchsten Wesens, seine Größe, Allmacht, Weisheit und Güte und sein Dasein offenbart sich ihm allenthalben im Kleinen, wie im Großen, in einem Blatte wie in einem Baume; in dem Insekte, wie in dem Elephanten; im niedrigsten Menschen wie im Seraph; in der Bewegung einer Mücke, wie in der Bewegung einer Welt, in der Dauer einer Blume wie in der Dauer des Lebens seiner Brüder, und er fühlt bei einer jeden neuen Beobachtung, was Sulzer so schön ausdrückt: —

„Die Natur ist eine Harfe von Millionen Saiten von der „uer allmächtigen Hand selbst gestimmt, worauf du deine ewi„gen göttlichen Gedanken ausdrücktest! — Wie glücklich bin „ich, daß du mir vergönnest, dein unsterbliches Concert durch „die Töne der Creaturen zu hören.“

Diese Harfe der Natur von Millionen Saiten, könnte ich alle Töne berühren, und euch ihr Lieben, für die ich diese Blätter schreibe, ihre Harmonie recht fühlbar machen! Oder möcht' ich durch ein kleines Gemälde euch die Größe des Schöpfers in der Natur recht anschauend darstellen! Aber wie schwer hält dieses ohne hinlängliche Kenntniß und Erfahrung. — Indessen versuche ich gleichwohl einen kleinen Umriß von den geschaffenen Dingen auf unserm Erdball zu machen, und dann wage ich noch einen Blick von diesem Planeten auf das ganze Weltall zu werfen, um euere Aufmerksamkeit zu erwecken und euch zu eigenen Betrachtungen zu ermuntern. —

* * *

Wo wir unsern Erdball ansehen, so entdecken wir Ordnung und Uebereinstimmung, einen unerschöpflichen Reichthum und eine unaussprechliche Kunst, sowohl in der Mannigfaltigkeit der Arten, als in ihren Verhältnissen und Zusammensetzungen. — Einem Jeden aus euch ist schon ein gewisser Theil des Mineralreichs bekannt, und ihr habet ohne alle systematische Belehrungen, zwischen Metallen, Halbmetallen, Steinen, Erden und Salzen einen großen Unterschied gemacht. Da aber von dem

Mineralreich schon wenigstens 500 verschiedene Arten bekannt sind, so war das Alles, was ihr sehet und noch sehen werdet, nur eine Kleinigkeit. — Um sich einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des Mineralreichs zu machen, muß man die Cabinette der Naturforscher sehen, welche mit so vieler Mühe und Kosten die verschiedenen Arten desselben gesammelt haben. Und da besonders die Metalle und Mineralien im Schooße der Erde liegen, so kann man ihre Lagen und wunderbaren Schichten nur in den Bergwerken sehen. —

Ungleich mehr bekannt ist das weitläufige Pflanzenreich. Wer kennt nicht eine Menge von Bäumen, Pflanzen und Kräutern? Wer hat nicht schon oft den großen Unterschied der Arten, von der majestätischen Eiche bis zum niedrigen Gras bemerkt, nicht die Bildungen und Farben der Stämme, Aeste, Blätter und Blüthen wahrgenommen? Allein das Alles, was nur in einem Lande wächst, ist nur ein kleiner Theil der großen Anzahl Arten des ganzen Pflanzenreichs; denn jeder Erdstrich hat wieder seine besondern Pflanzen, die daselbst einheimisch sind, wodurch die Anzahl derselben so sehr vermehrt wird, daß man schon über 36,000 besondere Arten entdeckt hat. — Welch' ein erstaunlicher Reichthum! —

Die Verschiedenheit des Thierreiches, in welches auch wir Menschen gehören, ist euch am meisten bekannt. Oder wer bemerkte nicht schon oft den großen Unterschied zwischen vierfüßigen Thieren, Vögeln, Amphibien, Fischen, Insekten und Würmern? Wer hat nicht in Absicht auf ihre Größe, Form, Farbe, Stärke oder Schwäche, Dauer, Eigenschaft und Fähigkeit die größte Ungleichheit und eine außerordentliche Mannigfaltigkeit wahrgenommen. — Allein, was ist das Alles, was wir gesehen haben, in Vergleichung aller Arten, die auf dem Erdboden gefunden werden. Eine wahre Kleinigkeit; denn gleich, wie mit den Pflanzen, so verhält es sich auch mit den Thieren. Jeder Erdstrich hat wieder seine besondern Einwohner, und jede Art der Thiere ihr eigenthümliches Vaterland, welches ihrer Natur am angemessensten ist. — So finden sich die Rennthiere nur in den kältesten; Löwen, Affen und Schlangen nur in den heißesten Climaten. — Indessen, wenn wir uns auch nur innert den Grenzen unsers Vaterlandes beschränken, so entdecken

wir schon da eine Menge verschiedener Geschöpfe, und wir dürfen zuversichtlich fragen: Wer hat schon alle unsere Thierarten gesehen? — Jedermann kennt zwar die meisten Arten unserer vierfüßigen Thiere, Vögel, Fische ꝛc. ꝛc. Aber außer diesen bleibt noch eine große Anzahl übrig, welche Insecten heißen, und wovon wir viele Arten derselben nicht einmal mit bloßen Augen sehen können; denn man hat durch mikroscopische Versuche entdeckt, daß kein Tropfe stehendes Wasser unbelebt sei, und daß ein holes Sandkorn mehrere tausend dieser Thiere beherbergen könne. — Und diese Arten der Thiere finden sich überall; ihnen ist kein Raum unzugänglich, sie wohnen nicht nur auf und unter der Erde, im Wasser und in dem großen Luftkreis, sondern auch auf den Thieren und in ihren Eingeweiden. — Betrachten wir nun den Abstand von dem größten bis zum kleinsten Thier, welches vor unsern Augen verschwindet, so wird die erstaunliche Anzahl der bis jetzt entdeckten Thierarten desto begreiflicher, welche schon über sieben Millionen hinansteigt. Sieben Millionen Arten? — Welch' eine zahllose Menge einzelner Thiere müssen denn zugleich auf diesem Erdenfleck leben, deren ein jedes (mit dem Ausdruck eines Kenners zu sagen) so künstlich und zweckmäßig geschaffen ist, als ein Sonnensystem. — Und wer konnte sich alle diese Formen denken? wer diese Verhältnisse abmessen? wer diese Maschinen erfinden, deren künstliche Einrichtungen erst durch die Zergliederung bekannt wird; denn ein jedes Thier hat in seinem Aeußern, zu seinem Endzweck und zu seinen Verrichtungen die beste Form, eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder, und ein abgemessenes Verhältniß aller Theile; aber noch viel künstlicher ist das verborgene Treibwerk, das die Maschine belebt und regiert, ein Triebwerk, welches auch in uns selbst existirt, ob wir es gleich nicht sehen, wohl aber bei jedem Athemzuge und bei jedem Pulsschlage fühlen können. — Ohne dieses innere Triebwerk und die wunderbaren Einrichtungen, welche es erfordert, ohne den beständigen Kreislauf des Blutes, ohne das Pumpwerk der Lunge, ohne das seltsame Geflecht der Blutgefässe und Nerven, würde unsere Thätigkeit, ja selbst unser Leben unmöglich sein; und ohne eine, mehr oder weniger ähnliche Maschine könnte kein Thier bestehen; — deßwegen ist sie in allen Thieren

vorhanden, und nach den Bedürfnissen eines jeden so abgemessen und geschickt zusammengesetzt, daß, wie Haller sagt:

„Nichts stört des Andern Thun, kein's füllt des Andern Stelle
„Nichts fehlt, nichts ist zu viel, nichts ruht, nichts läuft zu schnelle" —

Diese Menge von geschaffenen Dingen auf unserm Erdballe, ihre unendliche Verschiedenheit in Formen, Verhältnissen, Zusammensetzungen und Farbenmischungen setzt die allerhöchste Weisheit und eine grenzenlose Schöpfungskraft voraus. Diese zeigt sich aber nicht bloß in der Menge und Verschiedenheit, sondern auch in der Verbindung aller Dinge mit einander. In der ganzen Natur findet sich nirgends eine Lücke, Alles geht stufenweise zur höhern Vollkommenheit, und vom Sandkorn bis zu demjenigen Menschen, dessen Verstand Welten umfaßt, ist Alles eine in's Unendliche fortlaufende Kette, deren kein einziges Glied fehlt. Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich, wie innig sind sie mit einander verbunden; so innig, daß selbst die größten Naturforscher Mühe haben, ihre Grenzlinien zu unterscheiden; weil es Mineralien gibt, die den Pflanzen gleichen, und Pflanzen, welche Mineralien ähnlich sind; Pflanzen, welche zu empfinden scheinen, und Thiere, welche bloß vegetiren; Thiere, welche stärkere Sinnen und vorzügliche Fähigkeiten haben, als Menschen, welche sich kaum ihrer selbst bewußt sind. Diese Verbindungen äußern sich aber nicht bloß in der Aehnlichkeit, sondern auch durch die Abhänglichkeit und den wechselseitigen Dienstleistungen. Ein Geschöpf existirt um des andern willen; das Bedürfniß des einen erfordert das Dasein des andern und sie dienen einander durch ihre Eigenschaften und Neigungen, gleichwie die Räder einer Uhr einander dienen. — Endlich finden wir diese Verbindungen der körperlichen Dinge auch in der natürlichen Verwandtschaft ihrer Bestandtheile, welche in den Mineralien, Pflanzen und Thieren die nämlichen sind und Elemente genannt werden. Betrachten wir dieses Alles, und zugleich den ewigen Kreislauf der Materie; wie das Alter die Körper auflöst; indessen die bildende

Natur den nämlichen Stoff wieder sammelt, bearbeitet, und zu neuen Geschöpfen formet, wie das unnütz Scheinende nützlich, und das Eckelhafte angenehm wird, wie nichts unbrauchbar ist, nichts verloren geht, und sich seit der Schöpfung weder ein Wassertropfen noch ein Sonnenstäubchen verloren hat; obgleich Stürme und Feuerschlünde noch so schreckliche Verwüstungen angerichtet haben; wie könnten wir dennoch glauben, daß das Alles ein Werk des Zufalls sei? wie sollten wir nicht von dem Dasein einer ewigen Urkraft völlig überzeugt werden, und uns in Ehrfurcht und Anbetung verlieren. —

Aber so erstaunlich der Reichthum unsers Erdballs ist, und so sehr wir seine Mannigfaltigkeiten bewundern, so ist doch dieser Erdball nur ein Planet, ein Punkt in dem Weltgebäude, dessen Verhältniß zu dem Ganzen mehr nicht ist, als ein Sandkorn zu einer großen Kugel. —

Dieses Verhältniß des Theils zu dem Ganzen, und das Unermeßliche des ganzen Weltgebäudes, wie gerne möchte ich euch noch einen Begriff davon geben, und es fehlt zu diesem Ende auch nicht an Belehrungen von den größten Männern, welche uns ihre Entdeckungen uneigennützig mitgetheilt haben; allein selbst meine Begriffe unterliegen dem erstaunlichen Umfang des Ganzen, der Anzahl, Größe und dem Abstand der Himmelskörper. — Indessen wage ich gleichwol einen Versuch, weil der Endzweck, euch die Größe Gottes in der Natur darzustellen, es erfordert. —

Um sich bei den Angaben der Entfernungen der Himmelskörper von einander nicht in eine unendliche Reihe von Zahlen zu verlieren, nahmen einige den Flug einer Kanonenkugel zum Maßstab an, von welcher sie durch wiederholte Versuche gewiß waren, daß sie in einer Sekunde oder einem Pulsschlage 600 Schritte fortfliegt. Eine solche Kanonenkugel, sagen sie, wenn sie immer mit gleicher Geschwindigkeit fortflöge, erreichte aus dem Mittelpunkt der Sonne erst in 25 Jahren unsere Erde. — Von der Sonne in den Mars währte es 40 Jahre, in den Jupiter über 140, und in den Saturn über 250 Jahre. Welche erstaunliche Weiten! — und sie sind noch nicht einmal die Grenzen unsers Sonnengebietes oder die äußersten Kreise derjenigen

Planeten, welche von unserer Sonne, gleich wie unsere Erde erleuchtet und erwärmt werden*).

Daß ein jeder Fixstern (so heißen alle Sterne außer unsern Planeten, welche sich auch noch von diesen durch ihr sehr lebhaftes, funkelndes Licht auszeichnen) so groß als unsere Sonne, und wirklich eine Sonne sei, daran zweifelt kein Sternkundiger. — Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß keine einzige Sonne zwecklos geschaffen sei; daß eine jede gleich der unsrigen, das Haupt eines besondern Gebäudes sein müsse, und wie diese Welten erleuchte; da nun schon in der Milchstraße allein über 40,000 Fixsterne gezählt werden, der Andern nicht zu erwähnen, die am ganzen Himmel zerstreut sind, und da wir annehmen, daß ein jeder derselben eine Sonne sei, und wahrscheinlich seine Planeten zu erleuchten habe, so laßt uns schließen, was für eine erstaunliche Anzahl von Weltkörpern existiren müssen, und was für einen unbegreiflichen Raum das ganze Weltgebäude umfasse. —

Ein anderer Umstand, der nothwendig unser Erstaunen bewirken muß, ist die regelmäßige Bewegung dieser himmlischen Körper. — Alle Körper bewegen sich um ihre Aren, und die Planeten haben über diese noch eine Central-Bewegung.**)—

---

*) Anmerkung: Diejenigen, welche keinen Begriff von der Meßkunst haben, mögen diese Angebungen für fabelhaft erklären, weil sie diese Weiten zum Messen für eine Unmöglichkeit halten müssen. Ich gestehe selbst, daß ich ihnen vor einigen Jahern beigestimmt hätte; allein ich bin durch eigene Versuche in der Geometrie von dieser Möglichkeit überzeugt worden. — Ich fand nämlich, daß man nicht bedarf zu einem Gegenstand kommen zu müssen, um ihn ausmessen zu können, daß es ferner so gewiß ist, die Höhe eines Gebirges, als die Höhe eines Hauses zu bestimmen, und daß man diesen Maßstaab bis ins Unendliche verlängern kann, daß Alles bloß auf die Genauigkeit der in Winkeln zusammenstoßenden Linien und auf die Geschicklichkeit im Rechnen ankömmt, und daß endlich die Fehler, welche gemacht werden, im Verhältniß mit den Größen nicht beträchtlich sind. —

**) Anmerkung: Die Bewegung eines Körpers um seine Axe ist nichts anders, als die Umwälzung um seinen Mittelpunkt. Ihr seht diese

So vollendet Merkur, welcher der Sonne am nächsten ist, diese Central-Bewegung innert einem Vierteljahr; die Venus, der schöne helle Stern, welcher bisweilen als Morgenstern der Sonne vorausgeht, und bald als Abendstern ihr nachfolgt, innert 225 Tagen; unsere Erde in 365 Tagen und beinahe sechs Stunden, und der Mond, welcher die Erde begleitet, in der nämlichen Zeit. Alle übrigen Planeten sind weit von der Sonne entfernt, und daher bedarf Mars (den ihr durch seine röthliche Farbe von andern Sternen leicht unterscheidet) zu seiner Central-Bewegung *) beinahe zwei Jahre; Jupiter beinahe 12 Jahre; Sa-

---

Umwälzung an den Rädern eines Wagens, einer Mühle oder einer Uhr. —

Die Sonne bewegt sich um ihre Axe in einer Zeit von ungefähr 25 ½ Tagen und unsere Erde in 24 Stunden; so haben auch alle übrigen Körper ihre Umwälzungszeit. — Außer dieser Umwälzung haben aber die Planeten noch eine andere zirkelförmige oder Central-Bewegung um die Sonne herum. Diese Bewegung geschieht der Zeit nach, nach dem Verhältniß ihrer Entfernung, je näher sie der Sonne sind, desto geschwinder geschieht dieselbe, und je weiter sie davon entfernt sind, desto länger währt ihre Reise. —

*) Anmerkung: Ein jeder Leser kann sich von dieser Central-Bewegung einen richtigen Begriff selbst geben, wenn er auf einer Tafel, vermittelst eines Zirkels, so viele immer größere Zirkellinien aus dem nämlichen Centrum beschreibt, als Planeten sind; dann in's Centrum die Sonne und auf jede Linie einen Planeten in gehöriger Ordnung von dem Merkur bis zu dem Uranus bezeichnet. Dieses wird ihn nicht nur von dem Stand der Planeten belehren; sondern auch begreiflich machen, warum die einen nur eine so kurze, die andern hingegen eine so lange Zeit zu ihrer Central-Bewegung nothwendig haben. —

Außer diesen ordentlichen Central-Bewegungen der Planeten, muß ich noch einer besondern an dem Mond gedenken. — Ich habe gesagt, der Mond begleite die Erde, und gehe also mit ihr jährlich einmal um die Sonne herum. Außer diesem geht er aber noch innert einem Monat einmal um unsere Erde herum, und diese seine Bewegung ist die Ursache seiner Veränderungen, welche wir Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel nennen. —

turnus über 29 Jahre und der Uranus (welcher erst seit 1781 entdeckt ist, und noch weit über den Saturnus hinaus liegt) beinahe 83 Jahre.

Es sind demnach alle Himmelskörper in einer beständigen Bewegung. Die Sonnen drehen sich zwar bloß um ihre Axen herum, und sind übrigens unwandelbar; die Planeten hingegen haben auch noch ihre Central-Bewegungen um die Sonne. — Ein Beweis dieser gedoppelten Bewegung der Planeten können wir am zuverläßigsten an unserer Erde wahrnehmen, und uns durch die daraus entstehenden Begebenheiten völlig überzeugen.— Die Erde wälzt sich um ihre Axe, und dieses ist die einzige Ursache des Wechsels von Tag und Nacht. — Sie hat aber auch ihre Central-Bewegung; und dieses ist die einzige Ursache, warum wir verschiedene Jahreszeiten, und Längen und Kürzen der Tage haben. — Würde diese gedoppelte Bewegung ein einziges Mal aufhören, so hätten wir keinen Wechsel der Jahreszeiten und entweder einen beständigen Tag oder eine beständige Nacht. Dieses geschah aber seit Jahrtausenden nicht, und kann nicht geschehen, ohne die schöne Ordnung des Weltgebäudes zu brechen. —

Wir können uns aber nicht nur auf diese Weise von der Wirklichkeit der Bewegung der Weltkörper, sondern auch von ihrer Richtigkeit und Genauigkeit überzeugen, wenn wir betrachten, wie unsere Erde schon seit Jahrtausenden dieselbe Zeit regelmäßig beobachtete, und daß sie die einzige Probieruhr ist, nach welcher wir alle unsere künstlichen Uhren stellen müssen, daß ihre Bewegung und die Bewegung des Mondes, welche sie begleitet, so gewiß ist, und die daher entstehenden Ereignisse sich so zuverläßig im Voraus berechnen lassen, daß die Sternkundigen für Jahrhunderte Kalender machen, und nicht bloß die Zahl der Finsternisse, sondern auch die Zeit ihrer Erscheinungen genau bestimmen können. — Bedarf es wohl größerer Beweise für die Wirklichkeit und Richtigkeit dieser Bewegungen. —

Diese regelmäßigen Bewegungen einer so erstaunlichen Anzahl himmlischer Körper, welche über dieß in einem so unermeßlichen Raume zerstreut sind, würden schon ein Meisterstück des höchsten Verstandes sein, wenn auch ihre Größen bloß so unbeträchtlich wären, als sie sich unsern Sinnen darstellen. Welch

eine künstliche Mechanik erforderte es, diese Menge kleiner leuchtender Punkte, wie sie uns ohne Ferngläser an dem blauen Himmelsgewölbe erscheinen, um ihre Aren zu wälzen, und in Kreisen herum zu drehen, ohne ein Haar breit abzuweichen oder jemals die Zeit zu verfehlen? — Welche der künstlichsten Uhren bedarf nicht, daß man zuweilen ihre Federn anziehe oder nachlasse, um ihre Schwungkraft zu vermehren oder zu vermindern? Welche behält nur einige Jahre ihre völlige Richtigkeit? Und welche zerstört sich nicht selbst durch die Zeit? — So sind alle mechanischen Kunstwerke der Menschen wandelbar und endlich; — aber die höhere Mechanik dieser Himmelskörper behält Jahrtausende ihre Richtigkeit und scheint sie für die Ewigkeit behalten zu wollen. Welch' ein Wunderwerk der Natur sich unsern Augen darstellt! Aber welch' ein ungleich größeres Wunder, wenn die Meßkunst und die Ferngläser uns einen Begriff von den wirklichen Größen der Himmelkörper geben, die von den scheinbaren Größen so unendlich verschieden sind. — Gesetzt, daß der Mond, der Merkur, die Venus, ja selbst der Mars kleiner sei, als unsere Erde, so ist diese unsere Erde schon ein beträchtlicher Planet, welcher in seinem Umkreis 5,400 deutsche Meilen hat, und doch soll Saturnus über tausend Mal, Jupiter über vierzehnhundert Mal, und die Sonne über eine Million Mal unsere Erde an Größe übertreffen. — Welche Körper! — Gebet nun den Fixsternen die Größe unserer Sonnen, und ihren Planeten die Größe von unsern Planeten, und denkt euch dann, welche Kraft erfordert wird, sie um ihre Aren zu wälzen, und in ihren Kreisen herumzutreiben. —

Es würde hier noch Vieles beigefügt werden können, insbesondere der Beweis für die Zuverläßigkeit der gegebenen Größen der Körper; allein ich glaube, ihr könnet euch diesen Beweis selbst hinzudenken, wenn ihr euch nur den Umkreis unserer Erde und ihre Entfernung von der Sonne vorstellt. Sicher müßt ihr daraus schließen, daß jenes Feuermeer, die Sonne, welche nicht nur unsere Erde, sondern noch andere viel größere Erdkörper, in einer noch viel weitern Entfernung erleuchte und erwärme, — erstaunlich groß sein müsse; deswegen breche ich hier den Faden meiner Erzählung über die Größe der Natur ab, und beschränke mich noch auf eine kleine Anwendung des Gesagten für

meine Leser, für euch ihr Lieben, die ihr weder Naturforscher noch Gelehrte seid. —

Da ich weiß, wie Viele von euch mit den Wunderwerken der Natur noch so völlig unbekannt sind, und dieselben bisdahin bloß nach sinnlichen Vorstellungen beurtheilt haben; daß die Erde für euch nichts mehr war, als ein Wohnplatz für Menschen und Thiere, ohne zugleich von dem erstaunlichen Reichthum der geschaffenen Dinge, ihrer genauen Verbindung unter einander und den wunderbaren Verwandlungen der leblosen Materie einige Erkenntniß zu haben, daß ihr den Himmel für nichts anders ansahet, als für ein blaues Gewölbe, mit vielen leuchtenden Puncten besetzt, ohne einen Begriff von der Größe, der Entfernung, und der Bewegung dieser goldenen Puncte zu haben. Dieses und das Bewußtsein, welch' einen Eindruck alles Große und Außerordentliche auf die Adamskinder überhaupt macht, laßt mich hoffen, daß dieser kleine Umriß der Natur, so unvollkommen er immer ist, euere ganze Aufmerksamkeit erweckt habe. — Wahrscheinlich erhob sich euer Gefühl bei den Bemerkungen der großen Menge der geschaffenen Dinge auf unserm Erdball, bei ihren verschiedenen Formen, Verhältnissen, Eigenschaften und Verbindungen; bei dem ewigen Kreislauf der Elemente und den stets wirkenden Kräften der schöpferischen Natur, und gewiß hatte der Uebergang vom Kleinen zum Großen, von diesem Planeten zum ganzen Weltall, euch in Erstaunen versetzt und euch der ewigen Ursache alles dessen näher geführt. — Denn welcher menschliche Verstand sollte bei der bloßen Erzählung so vieler Wunder stehen bleiben, ohne sich um den Urheber zu bekümmern? Wer sollte von den Werken der Schöpfung belehrt werden, und nicht in denselben den Schöpfer und seine vortrefflichen Eigenschaften erkennen? —

Es ist weit unter der Würde des vernünftigen Menschen auf dem Schauplatz der Welt ein müßiger Zuschauer zu sein; hingegen ist seinen Fähigkeiten zu denken und zu empfinden nichts angemessener, als daß er den Reichthum der Natur, und die Wunder, welche ihn allenthalben umgeben, betrachte und studire; daß er seine Augen zum Sehen, seine Ohren zum Hören, seine Verstandeskräfte zum Unterscheiden, Vergleichen und Beurtheilen gebrauche. — Wer dieses thut, wird nicht nur durch die rein-

sten Vergnügungen belohnt, sondern er sammelt sich einen Schatz von wichtigen Belehrungen, Erkenntnissen und Begriffen, welche ihm sehr nützlich sind. Der Beobachter der Natur (und das kann ein jeder Mensch mit einer gesunden Seele sein) gehört unstreitig unter die glücklichen Menschen, deren Geist immer Nahrung und deren Verstand Beschäftigung findet. — Denn jeder Standpunkt, von dem er sich umsieht, hat für ihn etwas Sehenswürdiges; jede Gegend bietet ihm einen Reichthum von geschaffenen Dingen dar, und gibt ihm Anlaß zu nützlichen Betrachtungen. Das Kleine wie das Große, der Theil wie das Ganze, führt ihn näher zu der Ursache ihres Daseins. Mit dem gleichen Vergnügen steigt er die Stufenleiter hinab, von den zusammengesetzten Körpern bis zu den Elementen, woraus sie bestehen; oder er erhebt sich auf den schnellen Schwingen der Gedanken über den Erdball, betrachtet die schwebenden Sonnen und Welten, und verliert sich in den unermeßlichen Weltraum. — Ueberall entdeckt er Mannigfaltigkeit, Ordnung, Verhältniß, Harmonie, Verbindung, und diese gibt ihm die Gewißheit von der Existenz eines höhern Wesens und dessen vortrefflichen Eigenschaften, Vollkommenheiten und grenzenlosen Wirkungskräften. — Sollte nun nicht diese Gewißheit der unerschütterliche Eckstein zum Gebäude seines vernünftigen Glaubens sein? Sollten nicht die täglichen Beweise von der Allmacht, Weisheit und Güte dieses höchsten Wesens in den Werken der Natur, ihm neue Aussichten und zuverlässige Hoffnungen eröffnen? Sollten sich ihm nicht die Begriffe über Fortdauer und Zukunft erweitern? Oder sollte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seelen und die Zuverläßigkeit der ungleichen Folgen guter und böser Handlungen ihm unmöglicher sein, als daß Gott Welten hervorrief, Welten schwebend erhält, und in Kreisen dreht? Sollte er nicht Alles das als möglich von Gott glauben und hoffen, und etwas Geringeres als Wunder von dem Wunderbaren erwarten? — Was werden alle Stimmen des Unglaubens gegen seine Ueberzeugung vermögen, und wird er nicht dem Zweifler mit Young antworten: Mensch, läugne erst, daß du seist, und dann zweifle ob du sein werdest. Der, der dir einen Anfang gab, kann er dich nicht auch vor einem Ende bewahren? — Indessen wird er bei allem dem über die Beschaf-

fenheit und Ereignisse der Zukunft weniger Bestimmtes sagen, als der unwissendeste Fanatiker. Er wird keine Aussichten in die Ewigkeit wagen, noch den Geheimniß verhüllenden Vorhang wegziehen wollen, welcher zwischen uns und der Zukunft gezogen ist. Auch wird er nicht ausmachen, ob wir von dieser Unvollkommenheit durch einen Sprung zur möglichsten Vollkommenheit übergehen, oder stufenweis vervollkommnet werden; ob wir nach diesem Leben in einer goldenen Stadt oder in einer andern Welt wohnen sollen, ob wir immer am Tisch sitzen, und ein ewiges Halleluja singen, oder eine würdige Beschäftigung finden können: Alles das wird er Gott überlassen, was er zu unserm Besten ersehen hat, und sich dem mit vollem Zutrauen in die Arme werfen, den er aus der Ordnung und Einrichtung der Natur, als den weisesten, gerechtesten und gütigsten Vater kennen gelernt hat. —

Ihr sehet wohl, daß die Vortheile des Beobachters, welche er aus den Betrachtungen der Werke der Schöpfung zieht, sehr wichtig sind, und ach! wie sehr wünschte ich, daß ihr ihm nachahmtet, und euch mit den Werken der Schöpfung bekannt zu machen suchtet, daß ihr allenthalben die Schönheiten, den erstaunlichen Reichthum, die weisen Anordnungen und die genauen Verbindungen der Natur erkennen und die Harfe von Millionen Saiten hören würdet, welche die Herrlichkeit des Schöpfers und seine liebreiche Vorsehung verkündigen. Ich bin gewiß, daß ihr nicht nur das Vergnügen euers Lebens durch so viele angenehmen Empfindungen erhöhen, sondern eine Menge wichtiger Erkenntnisse und reiner Begriffe erlangen würdet, daß ihr allmälig der Wahrheit viele verjährte Vorurtheile aufopfern, daß an euern Grundsätzen Meinungen und Zweifel scheitern, daß das Licht des Verstandes, die Nacht der Irrthümer zerstreuen, daß die Fluthen der Versuchungen dem Gebäude euers vernünftigen Glaubens nimmermehr schaden; daß euere Seelen in so manchen Stürmen des Lebens mehr Trost und Beruhigung finden, und daß Hoffnung und Zuversicht in die Allmacht, Weisheit und Güte des huldreichsten Vaters euere Belohnung sein würde. —

Ist es euch, meine Lieben, um die Erlangung dieser Vortheile zu thun, wünschtet ihr euern Geist auf diese Weise zu be-

schäftigen, im Tempel der Natur manche selige Stunde zu feiern, und den Schöpfer in seinen Werken zu erkennen und zu preisen, so erfordert es allerdings euere Aufmerksamkeit und die Anwendung euerer Geisteskräfte. Zwar bedürfen diese anfangs einer gewissen Leitung*); ihr müßt einige Kenntnisse und wissenschaftliche Belehrungen zu erlangen suchen, und dann erst mit diesem euere eigenen Beobachtungen verbinden. — Auf diese Weise werden euere Sinnen geübt, den Reichthum der Natur aufzudecken, euer Verstand wird immer mehr Festigkeit erhalten, von dem Kleinen auf das Große zu schließen, und das Gegenwärtige mit dem Entfernten zu verbinden. — So werdet ihr der Wahrheit immer näher kommen, euere Kenntnisse werden sich täglich vermehren, und ihr werdet von der väterlichen Vorsehung, Liebe und Güte Gottes eben so vollkommen überzeugt werden, als wenn ihr ihn von Angesicht zu Angesicht sehen könntet. —

XXIV.

Ein Wort über den Mißbrauch der Gratulationen.

Gerne bezeuge ich meinen Freunden meine Theilnahme an ihrem Wohlergehen, und ich wünsche nicht nur ihnen, sondern auch allen Menschen von Herzen alles Gute. Aber diesen, meinen guten Willen und meine Wünsche nur zu einer gewissen Zeit, wo vielleicht mein Herz am wenigsten empfänglich ist, für Andere zu empfinden, darzulegen, und an gewissen Tagen mit einer tiefen Referenz vor Freunden und Nichtfreunden zu erscheinen, und nach einer gewissen Formel Allen das Nämliche zu sagen. —

*) Eine solche Leitung gibt euch zuverläßig das Lesen der Bücher, welche besonders über die Werke der Schöpfung handeln, oder wenn ihr die Naturlehre und Naturgeschichte selbst leset. — Und möchte selbst dieses mein eigenes Stück ein Leitfaden für euch sein. —

Dieses fand ich schon frühe ungereimt und mein Herz fühlte eine immer stärkere Abneigung davor. — Daher hielt ich mich zu derjenigen Zeit, wo alles Wünsche gibt und Wünsche empfängt, fein stille bei Hause, oder ich besuchte nur solche Freunde, die mich gerne von dieser Verbindlichkeit lossprachen. Allein in meinem Leben war ich nur ein einziges Mal ganz davon frei, als ich nämlich an einem Neujahrstage zwischen vier Wänden saß, und mich Niemand besuchen durfte, als der Sperling am Eisengitter und ein Wärter mit Spartanischer Suppe und einem Wasserkrug; da fand sich kein Adamskind, das mir, oder dem ich gratulirt hätte. Ich fand aber auch seither nicht, daß ich deßwegen etwas entbehrte, und eben dieses gab mir die Veranlaßung die Eigenschaften und den Mißbrauch der gewöhnlichen Gratulationen etwas näher zu untersuchen. —

Der sieht gewiß ein lustiges Schauspiel, der sich in Gedanken die tausend Verbeugungen und die Millionen Wünsche vorstellt, wenn auf einen Tag sich ganz Europa dazu berufen glaubt, und wenn es in einem solchen Zeitpunkt vergönnt wäre, vom Mond herab, die Einen in ihrer ängstlichen Stellung, die Andern in ihrer Eitelkeit, und die Dritten unter ihrer Maske zu sehen, und das Gemisch unzählbarer Worte ab Millionen Zungen zu hören, der würde uns von der menschlichen Thorheit und von ihren Mißbräuchen am Besten überzeugen können. —

Man denke sich dort den jungen Stutzer vor seinem Oheim, den er haßt, weil er ihm seine Jugendsünden tadelt, oder die Nichte vor ihre Muhme, welche ihr schalkhaft auf jedem Fußtritte nachgeht, wie der eifersüchtige Beichtvater — wie sie mit Worten spielen. Dort will der junge Erbe bei dem silberlockigen Greise, daß der Tod ihn noch lange verschone; indessen er seine Schätze wünscht und schon im Geiste seine Ducaten zählt. — Dort wünscht man dem Tyrannen, dem ungerechtesten Richter, dem kargen Harpax ꝛc. ꝛc. was Andere dem Freunde des Vaterlandes, dem fruchtbaren Genie und dem nützlichen Bürger. Gesundheit und ungezählte Jahre, und nicht selten wünscht der Feind seinem Nachbaren eben so viel Gutes, als der Liebhaber seinem Mädchen. —

Unstreitig handeln aber die meisten Menschen besser. Heuchelei und Verstellung sind ferne von ihnen; allein ihre Gratula-

tionen sind doch meistens nur leere Töne, eine Reihe galanter Worte, die sie schon von ihren Eltern ererbt, oder sich selbst aus ihrer Sprache zusammen getragen und auswendig gelernt haben. — Eine zur Mode gewordene Ceremonie, die Höflichkeit befiehlt, und wobei sie selten etwas beobachten, als Ton und Geberden, um dieses Kunststück ihrer Beredsamkeit recht geschickt an den Mann zu bringen. —

Selten wird die Seele einigen Antheil daran nehmen; sondern dieses, so ganz unserer Kunst, als das gewöhnliche: „bon jour, Monsieur! adieu, Monsieur, Ihr gehorsamster Diener! und zu Ihren Diensten ꝛc. ꝛc.“ —

Gesetzt aber auch unsere Wünsche seien mehr als bloße Töne, gesetzt, daß sie aus dem Herzen fließen, wie reines Quellwasser; welchen Nutzen werden sie haben können, da wir das Bedürfniß desjenigen, dem wir wünschen, eben so wenig kennen, als das, was ihm wirklich heilsam und nützlich ist? Denn nicht jedes anscheinende Gute ist für jeden Sterblichen gut, Gesundheit, Ehre, Reichthum und ein langes Leben ist oft eben so schädlich, als die gegenseitigen Uebel nützlich sein können. Wie oft ist Krankheit eine Wohlthat und Leiden der Weg zur Ruhe! — Wie oft entspringt das Gute aus dem Bösen, und das Angenehme aus dem Unangenehmen. Bei dieser Voraussetzung unserer Kurzsichtigkeit und bei dem Glauben, daß Gott die Schicksale der Menschen beschließe, daß er auf so mancherlei Art das Gute befördern, und seine heilsamen Endzwecke oft durch anscheinende Uebel bewirke; können wir unsere Wünsche für unzuverläßig und unwirksam ansehen.

Allein bei Allem dem tadle ich diejenigen Wünsche nicht, an welchen die Seele warmen Antheil nimmt, mit der Wahrheit unserer Gesinnungen, und mit der Aufrichtigkeit unsers Herzens in keinem Widerspruche liegen; weil sie Beweise unserer Theilnahme an dem Wohlergehen Anderer und unserer Freude über ihr Glück sind. Deswegen tadle ich sie nicht nur nicht, sondern lobe sie vielmehr und betrachte sie als ein Theil unserer Fürbitten für unsern Nächsten, weil fromme Wünsche und Fürbitten einerlei sind und nach der Lehre Jesu nicht nur für unsere Freunde, sondern auch für unsere Feinde geschehen sollten. Da aber Wünsche und Fürbitten einerlei sind, so müssen jene, so

gut wie diese mit Wahrheit und Aufrichtigkeit verbunden sein. Jede Gratulation ist demnach ein Mißbrauch, wenn unsere Seele keinen Antheil daran nimmt, wenn wir bloß mit Worten spielen, und mehr auf unsere Stellung, Geberden und Anstand sehen, als auf die Wichtigkeit und den Zweck unserer Handlung. Leichtsinn und Eitelkeit dürfen also nicht die Hauptrolle spielen, und wenn gar Heuchelei, Falschheit und Verstellung sich darunter mischt, so ist dieses alle Mal ein Verbrechen gegen die Wahrheit und Aufrichtigkeit und eine offenbare Beleidigung der Tugend. Hütet euch demnach davor, und wenn ihr wünschen wollet, so thut es aufrichtig und mit theilnehmendem Herzen, oder unterlasset lieber eine Gewohnheit, wenn sie nicht ohne Fehltritte gegen die Moralität geschehen kann. —

XXV.

Das Papier.

Mannigfaltig und unzählbar sind die Verwandlungen im Reiche der Natur und der Kunst. Dieses ist die Ursache, warum kein Theilchen der Materie verloren geht; denn aus allen verwesenden Körpern entsteht wieder der Stoff zu neuen Geschöpfen; und obgleich die Natur im Auflösen und Zerstören unermüdet scheint, ebenso thätig ist sie im Zusammensetzen und Hervorbringen. Diese geheime Kunst der Natur, vermittelst deren das Aufgelöste zusammengesetzt und das Unnütze nützlich gemacht wird, sahen viele scharfsinnige Köpfe, und lernten von ihr tausend unbrauchbare Dinge in brauchbare zu verwandeln. Eine dieser geborgten Künste ist das Papier, welches man so lange nicht kannte, und nun so unentbehrlich geworden ist. —

Nur mit der größten Mühe und mit ungeheuren Kosten konnte man ehmals die Geschichten der Welt, die Gesetze der Staaten und ihre gegenseitigen Verträge, so wie die Lehre der Weisen und die Gesänge der Dichter aufbewahren. — Blätter und Rinden von Pflanzen, Tücher von Leinwand und Baumwolle, Tafeln von Wachs, Elfenbein und Blei dienten den Alten an-

ſtatt des Papiers. — Dieſen folgte das Pergament, welches man gebrauchte, bis der Zufall einem Ertrakopf eingab, Papier aus Baumwolle zu machen. Einem Andern war das noch zu koſtbar; dieſer zog lieber alle ſchmutzigen Lappen aus den Winkeln hervor, und ließ ſie als das nützlichſte Produkt erſcheinen. Seine Nachfolger verbeſſerten immer mehr die Kunſt, und brachten es endlich durch Maſchinen und Kunſtgriffe dahin, daß nun, wie man berechnet haben will, fünf Arbeiter in einer Papiermühle 3000 Schreiber richtig ſpediren können. Wahrſcheinlich hat die Geſchichte den Namen des Künſtlers verloren, dem wir dieſe ſchöne Erfindung zu danken haben, oder wahrſcheinlicher theilen mehrere den Ruhm, welche die Kunſt zur Vollkommenheit brachten. — Dem ſei nun wie ihm wolle, genug, daß wir ſie beſitzen, und daß ſie allen Volksklaſſen ſo freigebig dient, daß das fruchtbare Genie in den Stand geſetzt iſt, Religion, Philoſophie, Geſchichte, Wiſſenſchaften, Künſte und Erfindungen niederzuſchreiben, und daß ſie ihrer jüngern Schweſter, der Buchdruckerkunſt, den Stoff liefert, um dieſe ſchönen Geiſtesproducte der Welt tauſendfach mitzutheilen, und dem Hüttenbewohner diejenigen Schätze zu leihen, welche ehedem nur Fürſten beſaßen. —

So können jetzt mit leichter Mühe Begebenheiten, Erfahrungen, Grundſätze und Meinungen von einem Pol zum andern gehen, ſo können auch dem gemeinen Mann die würdigſten Begriffe von Gott, der Religion und Tugend, den Rechten und Geſetzen mitgetheilt werden; ſo kann die Jugend belehrt und unterrichtet, der lernbegierige Jüngling mit Wiſſenſchaften und nützlichen Kenntniſſen bereichert und die nothwendige Schreib-, Rechnungs- und Zeichnungskunſt vortheilhaft gelernt und geübt werden. —

Sa erhält, vermittelſt des Papieres, die Handelſchaft ihre Möglichkeit und Richtigkeit, weil wir über unſere Bedürfniſſe mit unſern Freunden in jedem Welttheil ſprechen können. So kann die Regierung mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit ihre Geſetze bekannt machen, ihre Befehle vollziehen und im Feld wie im Cabinet große Dinge auf die leichteſte Art ausrichten. — So iſt die bürgerliche Ruhe, der nachbarliche Friede und die häusliche Ordnung geſichert, da das Papier unſere wechſelſeitigen

Verträge, so wie unsere gegenseitigen Geschäfte aufbehält. So kann jeder ordentliche Haushälter aus dem Verzeichniß seiner Einnahmen und Ausgaben, seiner Schuldner und Gläubiger, seinen jedesmaligen Vermögenszustand berechnen, und dadurch seinen Wohlstand, seine Ehre und seine Ruhe schätzen. — So unendlich viel wir dieser gemeinnützigen Erfindung zu danken haben, so mannigfaltig die Dienste sind, und so unentbehrlich uns dieses schöne Product des menschlichen Fleißes geworden ist, so fordert es bloß zu seiner Erzeugung den schlechtesten, verworfensten Stoff von uns, welchen es durch die Kunst auflöst, und in einer andern Gestalt wieder erscheinen läßt. Bei dieser Auflösung und Zusammensetzung geschieht die seltsamste Verwandlung. Die zerrissenen Kleidungsstücke vom Monarchen bis zum Bettler können als Papier in alle vier Welttheile kommen, in das Cabinet des Fürsten, wie in die Strohhütte; auf den Nachttisch der Damen und in die Gewürzbude. Holländische Leinwand kann in einem Umlauf von 100 Meilen wieder in ihr Vaterland zurückkehren und die Halskrause des Stutzers kann in verliebten Briefen oder Billeten wieder in seine Hände kommen. —

Wie wunderbar sind demnach die Verwandlungen der Natur und der Kunst! wie entsteht oft aus dem Kleinen das Große; aus dem Entbehrlichsten das Unentbehrlichste; und sind nicht alle Dinge dieser Veränderung unterworfen? Was den Händen der Kunst entgeht, das verwandelt endlich die Natur selbst. —

XXVI.

Am Grabe des Malers Kölla von Stäfa.

Hier in der düstern Gruft unter den Gebeinen der Todten liegt der geliebteste Freund! — Schon verfolgt ihn das Clima und stürzte sein physisches Wohl, das weder Vaterland noch Freundschaft wieder herzustellen vermochte, als er in dem Tempel der Kunst und des Geschmacks Rom und Griechenlands unerreichbare Werke studirte. — Dort entfloh er seinem ungünstigen

Schicksal und kam blaß und entkräftet in den Kreis seiner Freunde zurück. Voll schmeichelnder Hoffnung, doch fruchtlos durchdachten vernünftige Aerzte die Geschichte seiner Krankheit, und umsonst both die wohlthätige Natur ihre heilsamen Mittel dar. Langsam welkte sein Körper dahin, wie am heißen Mittag die Blume dahin welkt; und endlich war er (traurige Wahrheit) in der Blüthe der Jahre ein Opfer des Todes. —

Ach! allzufrüh hat ihn dieser grausame Feind des Lebens beraubt; ehe noch sein künstlicher Pinsel Werke für die Unsterblichkeit geschaffen. Ihm entriß er gewaltsam den Beifall der Welt, die Achtung des Fürsten, und den verdienten Lorbeer. Noch verkennt ihn die Geschichte, die ungleich kleinere erhebt, und nie wird ein Denkmal von bleibendem Marmor dem Wanderer sagen — wo seine Asche ruht. Nur einige wenige stiften ihm das redlichste Denkmal in ihren Herzen. — Aber könnte er's sehen, das Herz des Freundes voll Wehmuth, und die rollende Zähre der empfindsamen Freundin an seinem Grabe; oder wenn wechselseitige Gespräche ihn wieder zurückrufen; oder wenn sie, tief gerührt vor ihren Bildnissen stehen, die seine zitternde Hand mit dem Bleistift erschuf, oder mit dem zarten Pinsel in flüssiges Braun eingedünkt; wenn sie jetzt mehr auf die Kunst, dann mehr auf die Freundschaft zurücksehen. — Was wären ihm alle Denkmäler der Welt gegen diesen gefälligen Anblick? —

So mit unvertilgbarem Buchstaben in Freunde eingegraben bleibt sein Andenken immer unter uns, und zehnfach fühlen wir den Verlust des Künstlers, des Freundes und des würdigen Gesellschafters. Aber noch vermisse ich den Patrioten für das Vaterland; den Helfer der Unschuld; den Vertheidiger des Rechts und der Ordnung; den Rächer der Parteilichkeit und die Geißel der Narren. — Das Alles war Er! — und nun in wem soll ich diese verlorne Tugend wieder finden? — Möge der Himmel den edlen Patriotismus in den Busen kraftvoller Jünglinge entflammen, und Alle vereinigt das sein, was Kölla einst war! —

XXVII.

Der erwachende Frühling.

Noch schreckten uns gestern Stürme und Schneeflocken, aber heute erquickt der wärmende Sonnenstrahl und ruft die schlafende Natur aus ihrem langwierigen Schlummer. Noch glänzen zwar die beschneiten Alpen in dem spiegelhellen See, noch stehen traurig der blätterlose Hain und die verwilderten Hecken. Aber schon duftet das Veilchen und zarte Gräschen erheben ihre Spitzen über den Ruinen der Verwüstung. Schon flattert der erste Schmetterling um den schwarzen Dornstrauch und die Ameise verläßt neugierig ihre dunkle Kammer. Alle Wesen freuen sich ihres Daseins und rufen mir zu: Bald wirst du mehr sehen als uns! — Millionen Gewächse, Millionen Thierchen liegen im Schooße der Erde und werden erwachen. Schon empfangen viele ihr Leben und streben rastlos empor, andere erwarten den Zeitpunkt, der nach den Gesetzen bestimmt ist; denn so wie ihr sterbliche Menschen euere Rolle spielt, und dann künftigen Geschlechtern die Stelle einräumt: eben so weislich sorgte die Natur für jede Jahreszeit und wollte, daß einige im Frühling, andere im Sommer, noch andere im Herbst auf ihrem allgemeinen Schauplatz erscheinen, um weder ihre schöne Ordnung zu brechen, noch das Auge des Forschers zu ermüden. Jeder künftige Tag wird also einer Schöpfung gleichen, und jeder mit Schönheiten und mannigfaltigem Segen bezeichnet sein. Du wirst es sehen, wie sich alles stufenweise der Vollkommenheit nähert, wie kahle Zweige ihre Blätter treiben, wie aus Knospen Blumen und aus Blüthen Früchte werden!

Es war mir, als riefen diese Erstlinge des schöpferischen Lenzes so zu. Froher schwebte jetzt meine Fantasie im Wonnegefühl, froher malte sie den ganzen Reichthum der Natur und ich träumte in harmloser Ruhe die Freuden künftiger Tage. —

XXVIII.

Bei dem Antrage einer Condition außer meinem Vaterlande.

David sagt: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ — und ich wollte diesen Worten nicht folgen? wollte aus dem Schooße meiner Familie und von besseren Geschäften weggehen, um an einem fremden Orte ein ungewisses Glück zu suchen? Ist es für dieses kurze Erdenleben nicht genug, daß ich in meiner Vaterhütte wohne, daß gesunde Speisen mich sättigen, daß der Wein im Glase schäumt und für mich die Quelle sprudelt? nicht genug, daß mäßige Arbeit mich für jedes Bedürfniß belohnt; daß meine müssigen Stunden beim Lesen eines Buches, oder im Genuß der Freundschaft dahin eilen, daß auf weichem Lager ein ruhiger Schlaf meine Kräfte stärkt und meine Einbildung mit süßen Träumen täuscht?

Nie vergesse ich eine Begebenheit im schwarzen Reiche des Pluto, als einst die Schatten der Verstorbenen diesem mächtigen Beherrscher Rechenschaft gaben (ich sah und hörte es freilich nicht). Aus Vielen, die der Reihe nach folgten, fragte Pluto den Sechsten: was waren deine Thaten?

Schatten: „Ich habe mühsam Länder und Städte durchgereist, und den Ocean befahren.“

Pluto: „Was war dabei deine Absicht?“

Schatten: „Ich suchte die Ruhe mit ihrer Schwester, der „Zufriedenheit.“

Pluto: „Und wo fandst du sie?“

Schatten: „Sie lag bei meiner Rückkunft im Schooße „meines Vaters.“

Nicht besser würde es mir gehen, wenn ich diese Göttin, die am liebsten in kleinen Hütten wohnt, in fernen Ländern suchen wollte, da ich schon bereits in ihren Armen liebreich getragen werde. Weg also mit thörichten Wünschen und eitelm Bestreben nach besserem Geschick.

O, nimm, Zufriedenheit!
Du Göttin reinster Triebe,
Mein kleines schlechtes Hüttchen ein;
Es sei dein Heiligthum!
Mit immer treuer Liebe
Will ich dein frommer Priester sein.

XXIX.

Der Frühling.

Seht, Freunde! — und wer immer edler Empfindungen fähig ist, den lieblichen Mai, des holden Frühlings angenehmsten Zeitpunkt! Noch schrecken keine feurigen Blitze, noch kracht nicht fürchterlich der rollende Donner, noch ist die Hitze gemäßigt, und doch steht die ganze Natur in ihrer vollkommensten Schönheit. Bäume erheben sich, voll Blätter und Blüthen; und Wiesen mit mannigfaltigen Blumen bezaubern das forschende Auge. Welche Wohlgerüche duften vom Hügel und aus dem Thal! wie froh singen die Vögel im Hain und die Schwalbe bei der braunen Hütte! Dort verfolgen sich Millionen Thierchen, im niedern Grase und fliegen um Blumen und Gebüsche, und hier waidet die ganze Herde auf der Fläche und fette Kühe füllen mit ihrer Milch die leeren Eimer!

O, wie schön ist Alles umher! wie schön ist es, wenn am Morgen die Sonne aufsteigt und ihre Strahlen die Tautröpfchen küssen, oder wenn sie am Abend reines Gold über Thal und Hügel und Purpur über die Alpen ausgießt. Wie lieblich säuseln die Weste am Mittag? Wie angenehm täuscht uns die Nacht, beim sanften Schimmer des Mondes. Alles gleicht einer neuen Schöpfung und tausendfache Anmuth erhebt uns zu großen Empfindungen — erhebt uns zu dir, Schöpfer und Vater der Welt! Du gabst diese Gesetze der Natur, die sie nicht überschreiten darf. Durch Dich besteht der Wechsel der Jahreszeiten, und durch diesen das Leben und Streben, das Entstehen und Hinsinken, das Aufblühen und Verwelken der Pflanzen und Thiere. Du bist der Urquell alles Dessen, was ist, und Alles, was ist, zeugt von deiner Ordnung und Weisheit, deiner Allmacht und Güte!

XXX.

Die drei Gespräche in Herders zerstreuten Blättern über die Seelenwanderung.

Ich gestehe, daß die Begriffe von Seelenwanderung über meine Sphäre, und daß ich dergleichen scrupulösen Meinungen dem scharfsinnigen Metaphysiker überlasse. Nun wage ich eine einzige Frage: Ob es dem Schöpfer, der jeden Staub beseelt, der den zur Pflanze, den zum Thier, und den zum Menschen werden hieß, nicht möglich war, jedes mit einmal und zwar vollkommen darzustellen, so daß unsere höheren Geisteskräfte nothwendig eine Stufenfolge der Zeit und ein Werk ganzer Jahrhunderte sein mußte? Und — ob es eher möglich war, Planeten aus dem Nichts zu rufen, als eine vollkommene Seele zu schaffen.

Ich finde, wenn ich's frei sagen darf, der kurzsichtige Mensch versteige sich hier über seine Sphäre. Den menschlichen Forschungsgeist verehre ich, wenn er auch mit Neuton und Leibniz Welten mißt, und die Gesetze ihrer Bewegung bestimmt; ihm schärft die Optik sein Auge, ihm leiht die Mathematik ihren Maßstab, und seine Vernunft kann richtige Schlüsse machen. Aber wie ganz anders verhält es sich um eine richtige Kenntniß unserer Seele? Daß sie so gewiß existirt, als Planeten existiren, hat seine Richtigkeit. Aber ob sie mit einem Male vollkommen geschaffen, nur den Körper, oder erst einen Pflanzen-, dann einen Thier-, dann mehrere Menschenkörper bewohnte, war, erklärt dieses Räthsel? Wo liegen die Data offenbar in der Natur, daß die Vernunft sicher schließen könnte? oder braucht man deren nicht und darf auf eitele Hipothesen trauen?

Für mich gesagt: wollte ich annehmen, die Seele müßte erst einen solchen Kreislauf nehmen, ehe sie ihre Größe erreichte, so müßte ich allererst die Schöpfungsgeschichte der Offenbarung läugnen; müßte ferner annehmen, lange vor den Menschen müßten Thiere, lange vor den Thieren Pflanzen, und lange vor den

Pflanzen müßten die Atome, woraus ein jedes Ding besteht, gewesen sein. Folglich wenn ein Komet (der nach der Meinung einiger neuerer Weltweisen, aus einer vermischten, unförmlichen Masse besteht, wie einst das Chaos unserer Erde war) bevölkert werden sollte, so müßten Jahrhunderte vergehen, ehe ein Plato darauf existiren könnte.

Doch wie gesagt — ich überlasse dergleichen Scrupel dem scharfsinnigen Philosophen, der die Geheimnisse der Natur enträthseln kann. Genug für mich, wenn ich aus eben der Quelle die wahre Philosophie des Lebens schöpfe, die nicht über die begränzte Vernunft der Sterblichen hinaus geht. Welch ein unendlicher Stoff zum vernünftigen Denken liegt vor mir, steige ich die Stufenleiter der Natur hinan, und bemerke die zusammenhängende Kette, die sich beim todten Mineralreich anhebt, und zum organisirten Pflanzenreich, und weiter zum empfindenden Thierreich fortgeht, wo das Edelste der Mensch selber ist, oder sehe ich die tausend Sonnen und die Millionen Welten schweben über meinem Scheitel; denke mir die ungeheure Masse all' dieser Körper, den Raum, den sie haben müssen, und die Kraft ihrer Bewegung, die seit Jahrtausenden dieselbe ist; oder steige ich hinab von den groben Substanzen, aus welchen die Körper bestehen, bis zu den unbegreiflichen Atomen, wo die Theilbarkeit der Theile aufhört! Mir wird es dann begreiflich: daß das Alles kein blindes Ohngefähr, kein Werk des Zufalls sein kann, und ich denke mir das allmächtige Wesen, welches das Alles hervorbrachte, ordnete, theilte, verband! fühle seine Allmacht, seine Weisheit und Güte, im Kleinen wie im Großen, im Theilchen wie im Ganzen! Dann dank ich ihm, daß er meinem Körper eine Seele gab, die fähig ist zu denken und zu empfinden. Ob sie aber mit einmal so aus seiner Hand kam, oder ob es ihm gefiel sie stufenweis zu veredeln, das bekümmert mich weniger, als wie ich dieses theure Geschenk dankbar besitze, und es seiner künftigen Bestimmung täglich würdiger mache. —

XXXI.

Burg Uster.

In diesem uralten Gebäude, dessen Geschichte, so viel mir bekannt, man bloß bis ins dreizehnte Jahrhundert kennt, hausten einst Tyrannen, und alle nahen Hüttenbewohner waren ihre Sclaven, bis männlicher Heldenmuth die Fesseln zerriß, und diese Ungeheuer von der Erde vertilgte. Bessere Menschen bauten lange nachher eine bequemere Wohnung auf diese furchtbaren Ruinen, und auf ewigen Mauern — in welchen Menschenscheu der Barbar sich versteckte — empfangen reinliche Zimmer und gesellige Menschen den neugierigen Beobachter, der aus dem Fenster die schöne Welt im Kleinen vor sich liegen sieht.

Hier deckt ein sanftes Rebengebirge den Hügel, an dessen Fuß das volkreiche Dorf sich erhebt, dessen Einwohner voll Einfalt und wissenschaftloser Thätigkeit — vom Ackerbau und der Viehzucht leben.*) Dort ist ein kleines Buchenwäldchen, dort Wiesen und einzelne Gebüsche am nördlichen Abhang, dort rauscht der Bach zwischen seinen grünen Ufern, in dessen hellem Spiegel der Mond seine glänzende Scheibe malt, und das Sternenheer funkelt. Gegen Mittag liegt der anmuthige See in ebene Kornfelder und grasreiche Wiesen eingeschlossen, und fernher beginnt der Zirkel fruchtbarer Berge, die, wie die dazwischen liegenden Thäler — mit Hütten besäet, im seltsamsten Gemisch von Viehweiden und schwarzen Waldungen, von reifen Saaten und neu gepflügten Feldern erscheinen. Aber vor allem entzückt der Anblick der silbernen Alpen! Eine fortlaufende Kette in mannigfaltigen Abwechslungen glänzt, von ewigem Schnee bedeckt, am hohen Mittag, und die Abendsonne lieht ihr den täuschenden Purpur.

---

*) Konnte der edle Nehracher die Gemeinde Uster jetzt sehen, und er würde einen Ort finden, wo das industrielle Leben seine Quellen am reichlichsten geöffnet hat; einen Ort, den man mit Recht zu den gewerbreichsten der Schweiz zählen kann.

Sei's, daß der Künstler unwillig sein Bleistift wegwirft, weil er so wenig das Ganze, als seine Theile zeichnen kann, so weilt der philosophische Beobachter desto länger, und beneidet die Bewohner — theils um der reizenden Aussicht in das große Amphitheater der Natur, theils um den Thron der edeln Freiheit.

O, zehnmal glücklicher Ort! wo man einsam denken und handeln kann, ohne auf jedem Tritte von einem heimtückischen Nachbar bemerkt und verfolgt zu werden! wo in müssigen Stunden außer der Familie und den Dienstboten des Hauses nur die schönen Geister des Alterthums oder unsers aufgeklärten Jahrhunderts unsere Gesellschaft ist, oder wo — wenn wir vom Lesen ermüdet — ein Blick in die offene Natur uns zum Quell neuer unaussprechlicher Freuden wird. Und wenn auch dieses auf wenige Augenblicke seinen Reiz verliert, dann hingehen in den Hof, das Hausgeflügel zu füttern, oder im Garten die Pflanzen zu begießen, daß sie schnell empor wachsen.

Eine solche Einsamkeit möchte mir wünschen, da möchte ich wohnen, dann — gute Nacht Welt! —

Einsiedlerisch wollte leben wie Niklaus von der Flüe, und frei sein wie der glückliche Alpensohn! Da wollte ich manche Stunde mehr mir selber leben und meinen Freunden, die ich jetzt in einer Welt verliere, wo man so oft den schiefen Urtheilen ausgesetzt ist, weil man oft nichts zu sagen weis, oft nur zu viel sagt, oft am unrechten Ort steht, oft nicht tief genug sich bücket ..... Dort wäre ich über das Alles erhoben, und würde ruhig vom Hügel herab sehen, wie Menschen sich verfolgten, und wie Freunde und Freundinnen des Streites müde zu mir hinan klimmten; flöge ihnen dann mit offenen Armen entgegen und gäbe ihnen Freiheit im Schooße der Freundschaft.

Aber was träume ich eitler Mensch; bin ich doch für das gesellschaftliche Leben geschaffen, und soll mitten in der Welt, zum Wohl des Ganzen mein Schärfchen beitragen.

Verstumme, du Wunsch, den ich wagte! „Denn nur der ist „weise und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der „Baumeister, der den Plan des Ganzen dachte — ihm bestimmt hat.“

Geßner.

XXXII.

Erinnerung.

„Forscht nach in den Hütten, ob nicht entfernt von den Schwellen
„der Großen, ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem
„Volke zum Richter. Er schlage das Laster im Pallast und helfe der
„weinenden Unschuld.

v. Kleist."

Wo nicht Stand und Geburt, nur Verdienst gelten; wo der Kleine geachtet wie der Große, der aus der Hütte wie der im Pallaste; wo je der Würdigste der Erste ist im Staate; wo kein vornehmer Thor, eine geadelte Schlafmütze, kein unvermögender Schwindelgeist eine Stelle erschleicht, von welcher das Wohl des Ganzen abhängt; wo nur Lieblinge der Natur, die schon im Plan der Schöpfung ausgezeichnet, wo weise, kraftvolle, thätige Männer, wo Patrioten — den Eigennutz und Partheilichkeit als Feinde der Eintracht und Bruderliebe verachten — Volksführer und Richter sind; wo diese der Nation zum Segen sind und von derselben gesegnet werden — da muß der blühendste und glücklichste Staat auf Erden sein. —

XXXIII.

Die Weinlese.

Unsere Rebberge waren das Opfer des langen kalten Winters und die Ranken, welche von Frühlingswärme belebt, noch Blätter und zarte Blüthen trieben, die litten von heftigen Regengüssen. Nun steht der kleine Rest von Trauben unter dem Reblaub versteckt, den jetzt der kleinmüthige Bauer durch muthwillige Winzer sammeln läßt. Traurig ist alles umher; keine Gesänge und kein lautes Jauchzen schallt von den Rebhügeln und keine ländlichen Freuden beleben die Schaaren am Abend in der Hütte. Todesstille herrscht überall, außert wenn der

Hausvater den kleinen Herbstsegen berechnet, der gegen die vorigen Jahre sich verhält, wie Eins zu Zehn.

Fehlt in unserer Gegend der Wein, so fehlt Leben und Freude. Umsonst das reiche Korn-Ernten, daß von Frucht gebogene Aeste, daß späte Erdgewächse ihnen Ueberfluß geben. Ohne Wein, der Kräfte giebt, oder, im Uebermaße genossen, Gift in die Eingeweide gießt, will Niemand leben, Niemand fröhlich sein.

Einfältige Sterbliche! wie lange mißkennt ihr noch die Absicht des Himmels, der oft nur darum den Ueberfluß entzieht, weil man ihn zum eigenen Nachtheil mißbraucht? Was fehlt euch jetzt — als daß nicht immer volle Trinkgefässe vor euch stehen, allein wie leicht entbehrt man diese, wenn gesunde Speisen nähren, und eine reine Quelle tränkt; oder wenn viele die schmackhafte Milch genießen, und glücklich sind, wie die Alpenbewohner, die fern vom Genusse geistiger Getränke, so stark und munter, nicht blaß und kränkelnd sind. Seid glücklich wie sie! Erhaltet euer Leben euern Wohlstand und überläßt den spätesten Enkeln diese köstlichen Güter zum Erbtheil.

XXXIV.

Die Schönheit des scheidenden Jahres.

Heute seh' ich noch die prächtigsten Naturscenen und morgen vertilgt sie vielleicht ein wüthender Sturm. Noch will ich sie betrachten und neidlos eine Stunde feiern, im Tempel der Natur, wie es der Herr Pastor haben wollte, als er mir eben von der Kanzel zurief: Begnüge dich an dem das gegenwärtig ist!

Von dieser edeln Genügsamkeit begeistert, sehe ich jetzt die Sonne vom klaren Himmel herab lächeln, und den spiegelhellen See vom lieblichen Westwinde bewegen, sehe in dem ausgebreiteten Gesichtskreise tausend abwechselnde Schönheiten. Gelb und roth erheben sich die Rebengebirge, grün die Wiesen des Thales, und der Acker mit späten Erdgewächsen; schwarz die Fichten- und Tannenwälder und bunt die Obsthaine. Wohin nur das Auge blickt, entdeckt es die künstlichen Formen der Natur und eine

zauberische Farbenmischung, die kein Pinsel erreicht und keine Worte beschreiben können!

Welche unendliche Verschiedenheit in Wäldern und Gebüschen, in Felsen und Wasserfällen, in Aeckern und Wiesen, Obsthainen und Rebhügeln, vom Ufer des Sees bis an den Gipfel der Alpen.

O, Natur! Du Tochter des Himmels! wie belohnest du das forschende Auge, wenn es mit einem Blicke auf deinem unermeßlichen Schauplatze weilt? Wen soll ich beneiden, wenn ich so einsam eine Stunde deinem süßen Anschauen weihe? Dich, Monarch, wegen deiner Herrschergewalt? Dich, Bürger, wegen Pracht und Bequemlichkeit? Ist der weniger glücklich, der von der Welt verkannt, im Stillen sich selbst lebt, als der, den Macht und Ehre krönen? Gerne lasse ich Jedem seine Schätze, seine Gewalt, seinen Adel und seine Unruhe; nur bitte ich dich, Herr meines Schicksals, um Reichthum in Genügsamkeit, um einfältige Redlichkeit und offene Unschuld.

XXXV.

Kurze Rückficht am Ende des Jahres.

Abermals wieder eines von meinen Lebensjahren dahin — mit seinen Folgen dahin, die verborgen hinter dem Vorhang des Schicksals lagen. Noch bin ich gesund und glücklich, wie im Anfang desselben, indessen tausend Andere mit Thränen zurücksehen, oder schon in Grüften verwesen. Unter den 30 Millionen, die in einem solchen Zeitraum Opfer des Todes wurden, dachten vielleicht die Wenigsten, daß ihr Ende so nahe sei. Aber nun ächzt dort eine Wittwe im Trauerkleide, dort weinen vaterlose Waisen, dort bedauern Freunde ihren Liebling, dort vermissen Andere ihren Gesellschafter. Hier sanken Tausende unter dem Schwerte des Feindes, dort fochten Nationen für Freiheit, mit zügelloser Wuth, hier ergriff die schwarze Welle die mit Menschen und Reichthum belasteten Schiffe, dort unterlagen Andere dem Sturme der Leidenschaften, oder ihrer unordentlichen Lebensart. Hier riefen gewissenlose Aerzte den fernen Tod herbei, und unwissende Eltern opferten aus Verzärtelung oder Vor-

urtheil, ihre unschuldigen Kinder. Nicht selten rufen Sterbliche ihrem ungünstigen Schicksal und klagen über das grausame Verhängniß. Viele wälzen sich Steine auf den Weg, über die sie straucheln, und nur Wenige lassen sich bereden, daß sie es selbst gethan. — Darum vergieb, Vater der Menschen, wenn oft unbescheiden deine Geschaffenen ihre Schickung beklagen. Vergieb Allen, und auch mir, wenn ich je bei der Menge deiner Gutthaten unzufrieden war. Leben, Gesundheit, Nahrung, häusliche Glückseligkeit, Freuden der Natur und der Gesellschaft waren Vorzüge, die viele Andern entbehren mußten. — Ich konnte ungehindert meine Geschäfte fortsetzen und meinen Beobachtungen nachhängen. So lernte ich Freunde und Feinde, ihre Denkungsart und Handlungen, Tugend und Laster immer besser erkennen, allerlei Charaktere gelassen ertragen und mich in die verschiedenen Auftritte des gemeinen Lebens besser schicken.

Kleine Widerwärtigkeiten hatte ich indessen auch gekostet; einige derselben schmerzten mich sehr, aber bei ruhiger Ueberlegung waren sie oft die Folgen meiner Leidenschaft, meines Eigensinnes, meiner Thorheit, und ich durfte nur mich selbst anklagen, wenn mir etwas zu Schaden kam. Dagegen war so manche Abwendung drohender Gefahren, so viele Vorwürfe des Gewissens, wenn ich Böses begann oder vollbrachte, so mancher gute Vorsatz für mein künftiges Leben, so manche Ueberwindung meiner Sinnlichkeit, selbst der Eckel gegen ausgeartete Sitten und Laster kennbare Züge deiner Gnade, die immer thätig ist den Menschen vom Wege des Irrthums auf den Weg der Tugend zurück zu führen. Halte ich dagegen meine Nachläßigkeit, meinen Kaltsinn, meine Zerstreuung, so werde ich schamroth, und mir würde bange sein, kennte ich nicht deine Schonung, wußte ich nicht, daß Erkenntniß und Reue die angenehmsten Opfer sind, daß sie begangene Fehler verzeihbar und den Beleidigten zum Freunde machen. Erkenntniß und Reue fühle ich tief und Besserung gelobe ich dir — aber, um meiner Schwachheit willen, Liebevollster! sprich Du selbst Amen!

Auffallender Druckfehler.

Seite 33, 12te Zeile v. oben, statt Verhärtung lies Verzärtelung.

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 230 971 9